

Aus der Norm

Aus der Norm

Aus der Norm ...

1981 hinterließ Ernest Digweed in seinem Testament 300.000 Pfund Sterling für Jesus, unter der Bedingung, daß dieser in den nächsten 20 Jahren auf die Erde kommt. Für die meisten Kommentatoren ist Digweed allenfalls ein Fall für die Psychiatrie. Von Digweed aus betrachtet, ist eine Hinterlassenschaft unter Bedingungen ein alltäglicher Fall in der Testamentenpraxis. Und soweit es für Digweed einen leibhaftigen Jesus gibt, mit Leib und Seele in den Himmel aufgefahren, ist eine Erbschaft unter Bedingungen an ihn ein möglicher Fall. Lebt er, und hat er die Macht dazu, so kann er annehmen oder ablehnen, was und wie er will. Und eigentlich sind ja alle unsere Testamente und Vererbungen ein bißchen aus, d.h. außerhalb der Norm. Verdienst und Leistung gehen in ihnen nicht Hand in Hand.

Ähnlich ist es mit allen Normen. Sie haben gestern Bedingungen festgesetzt für heute, und setzen heute Lösungen und Maßnahmen fest für morgen. Sie sind also in sich selbst nie ganz zeitgerecht, und daher etwas verschoben. Sie kommen zu spät, vertreten die Interessen einiger, und andere bleiben dabei etwas auf der Strecke. Sie geben häufig vor, unabänderlich und göttlich zu sein, und erweisen sich dennoch als recht menschliches Machwerk. Der Gott der Normen mußte im Verlauf der Geschichte vielfach seine Gestalt verhüllen und dem Neueren, Angemesseneren weichen.

Menschen lassen im allgemeinen viel für sich selbst, und wenig für andere zu. Auf diese Art und Weise rechtfertigen sie sich selbst, und halten dennoch die Scheidung zwischen Gut und Böse, Wahrheit und Irrtum, Normgemäß und Normwidrig aufrecht. Ein jeder Mensch trägt auf „normale“ Weise die Anormalität in sich: die Welt von seinem Nabel aus zu konstruieren. Freiheit ist ein Begriff, dessen sich der Teufel mit Vergnügen bedient (Bischof Lefèbvre, *Un évêque parle*, Ecôn 1977). Es gibt keine zwei unzertrennbareren Brüder als Freiheit und Norm. Es gibt keine größere Haßliebe in der Geschichte als die zwischen Freiheit und Norm. Zwischen Gesetz und Aufbrechen der Gesetze. Einbindung und Ausbruch aus verengender Bindung. Die Geschichte muß auf beiden Seiten stehen. Sie muß Regeln schaffen, und will dadurch Grenzen des Friedens ziehen. Sie bringt die Gesetzesbrecher, die Reformer und Normenbrüchigen hervor, weil sie ohne deren Hilfswerk nicht auskommt. Sie gliche sonst einem Säugling, und bliebe ein Leben lang Stilling und Säugling.

Stürbe als kleines Panzerschalentier, das, weil es den Panzer nicht zu sprengen und abzuwerfen vermag, anstatt zu wachsen, ersticken würde.

Des Narren Herz ist wie ein Rad am Wagen. Seine Gedanken laufen immer im Kreise wie die Nabe (Jes. Sirach 35,5). Ein Stück Narretei, ein Stück Einfallslosigkeit liegt darin, allzu normal zu sein und bleiben zu wollen. Sich ohne Fortschritt im Gleichen zu bewegen. Die Abweichung bedarf deshalb eines eigenen Lebensrechtes. Fundamentalisten, Puritaner, Moralisten, Reformunfähige, Anpassungsunwillige aller Art fordern, daß wir alle eine unförmige, graue Masse blieben. Sie verlangen, daß es keine Anormaleren, Ungraueren geben dürfe als sie selbst. Erschießen – Erhängen – Ertränken, Kastrieren – Wegschließen – Chemotherapien, Ghettoisieren – Kennzeichnen – Brandmarken und ein Narrenschild umhängen, so sehen es Vorshläge der Mehrheit gegenüber den Minderheiten vor. Die Mehrheiten halten eigentlich nur sich selbst für religiös, ethisch, psychologisch, biologisch, rechtlich und kulturell annehmbar. Minderheiten dagegen halten sie für ungleichwertig und schlagen vor, gegen solche müsse man etwas tun.

Die Narren haben ihr Herz im Maul (Jes. Sirach 21,28). Und das haben sie. Sie, die für Narren gehalten werden, sind ein unverzichtbarer Aspekt der Kultur. Sie stellen eine Seite der Wirklichkeit exemplarisch und unverhüllt dar. Und die, die andere für Narren halten, repräsentieren ihrerseits nur etwas andere Aspekte des Lebens. Sind einseitig, und vielleicht auch ein bißchen prüde, zementiert, ein klein wenig selbstgerecht und verlogen auf ihre Weise.

Die Beiträge der vorliegenden Arunda-Nummer widmen sich einigen Gruppen und Verhaltensformen, welche, von den allgemein gängigen Standards her betrachtet, etwas aus, d. h. außerhalb der Norm sind. Normale versuchen Anormale zu sehen, und Anormale versuchen normal zu sehen. Die Grenzen sind fließend. Alles in allem werden immer nur ein paar Fakten erfaßt und einige Interpretationen darüber angestellt. Die Beiträge setzen ein mit dem schmerzvollen Schicksal der psychisch Gestörten und des sog. unwerten Lebens im Nationalsozialismus und enden im Bildmaterial einer feinsinnigen Künstlergruppe. Die normal lebt, und normabweichend darstellt. Denn das ist es mit uns: Wir sind verdammt normal in einigen Dingen, und verzweifelt anormal in den anderen. Geben uns Friedensküsse an Feiertagen, und laufen zu Gericht mit unerbittlicher Gehässigkeit an Wirk- und Werktagen. Ertragen die größte Ausgefallenheit unserer Kinder, und müssen sie ertragen, und sagen vom Nachbarkind, es gehöre in die Irrenanstalt, in ein Arbeitslager oder längst

schon in ein Gefängnis. Leiden an der eigenen Ehe, und sprechen schlecht über die Beziehungskrise der Freunde. Es gilt für alle Geschichte das Wort des Simplicissimus: Jeder hat nur seine eigenen Fehler zur Anschauung vor sich. Die fremden Fälle begreift er nicht. Sie sind anormal, normabweichend für seine Erfahrung und sein Verständnis. Nur Leid, Verlust und Loslösung und Werden wie ein Kind öffnen am Ende vielleicht die Einsicht in uns, daß eigentlich alles Leben ein Normabweichen war.

Man hätte die Nummer betiteln können: die Trauer ob der Ohnmacht. Unter tausenderlei Formen gibt es Ohnmacht unter uns. Wer ohnmächtig ist, bleibt ausgesetzt. Der Schwache bleibt fremd. Einige in dieser Arunda-Nummer wollten sich einsetzen dafür, daß Ausgrenzungen und Verhaltensweisen gegenüber Normabweichungen nicht gänzlich unwidersprochen bleiben. Entstanden ist die Nummer aus einem Urgespräch zwischen Prof. Hartmann Hinterhuber, Innsbruck, und Dr. Hans Wielander, Arunda. Das Projekt wurde an Dr. Roger Pycha herangetragen, Psychiater am Krankenhaus Bruneck. Und dieser kam aus eigener Zeitnot auf die Idee, Dr. P. Bruno Klammer als damals noch Unterbeschäftigten in die Redaktionsarbeit einzubeziehen. So hatte die Redaktion eine Art Dreiteilung für sich: einen geheimen Allvater in Hartmann Hinterhuber, einen unermüdlichen Propugnator in Roger Pycha, einen Sammler und Redakteur in P. Bruno. Und beim Übergewicht zwei zu eins, zwei Experten gegen einen Laien, hat die Nummer eine Art Wissenschaftsweihe erhalten. Und sich vor allem mit Fachfragen auseinandergesetzt. Die Arbeit will ein paar Impulse geben, und mehr kann sie auch nicht. Das Feld der Abweichungen ist so unüberschaubar groß, vom eigenen Herzen bis zum Rande der Welt, vom Behinderten nebenan bis zu versinkenden und versunkenen Anschauungen und Kulturen. Niemand kann dessen Reichtum erfassen. Und sicher: Es hätte auch Schreiber gegeben, die vielleicht mehr und Besseres darüber gewußt hätten. Aber vielleicht bringen dennoch ein paar Beiträge zum Nachdenken. Und öffnen einen Spaltbreit die Tür zu mehr Verständnis.

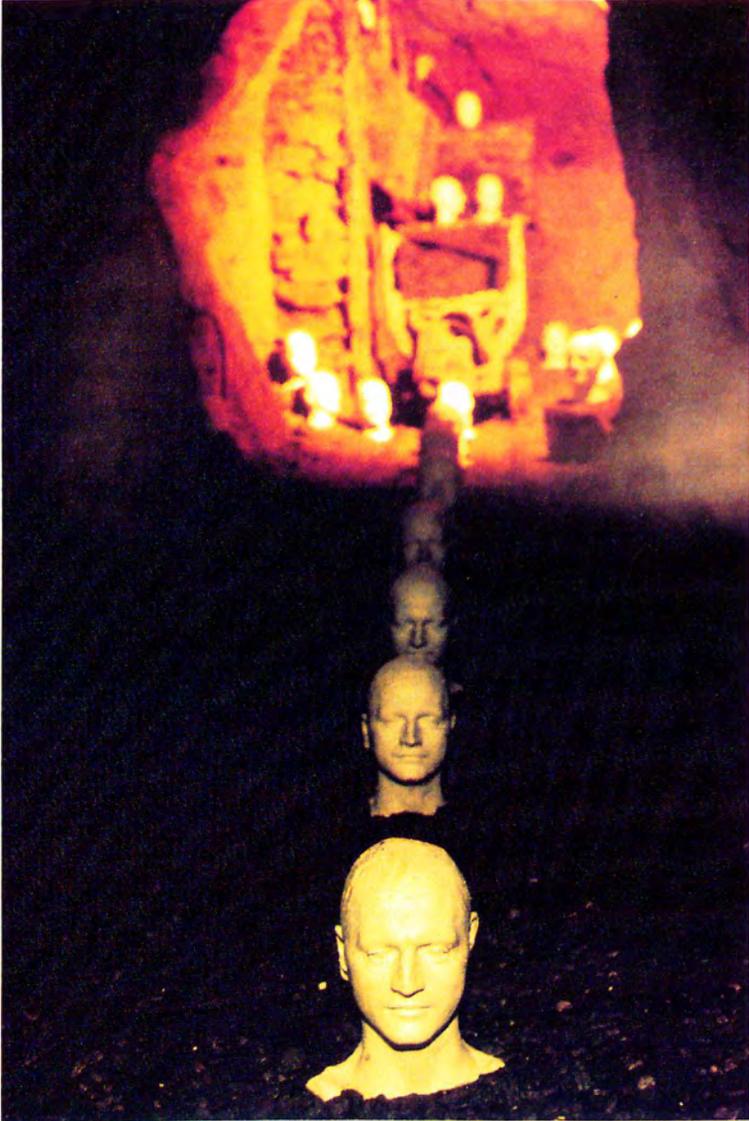
Für die Redaktion
P. Bruno Klammer



Wilma Kammerer - Genesis, 1996

Dem Menschen wird von der Tradition seiner Kultur vorge-schieben, was er lernt und wie er lernt. Vor allem aber werden ihm scharfe Grenzen dessen ge-zogen, was er nicht lernen darf.

Konrad Lorenz



Friedrich Sebastian Feichter - Schwarzweiße Zeit, 1996

Wider das Vergessen

Nationalsozialistische Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten aus Nord- und Südtirol

Hartmann Hinterhuber

Der Rückfall in die Barbarei ...

Der Rückfall in die Barbarei geschah – und geschieht immer wieder – leise, kaum bemerkt, die Auswirkungen sind tödlich.

Weltweit wurden um die Jahrhundertwende Ideen der „Rassenhygiene“ entwickelt: Die „Förderung des Volkswohles“ sollte durch Sterilisierung und durch Euthanasie erreicht werden. Diese Gedanken fielen bei den Nationalsozialisten auf besonders fruchtbaren Boden: Bereits am 14.7.1934 erließen sie das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, das die Zwangssterilisierung von psychisch Kranken und Behinderten erlaubte. Parteifunktionäre, Ärzte, Lehrer und Literaten trugen dazu bei, daß die Sterilisation gedanklich zur Normalität wurde: Selbst Volksschülern wurden in primitivpopulistischer Diktion rassistische Ideen und menschenfeindliches Gedankengut nahegebracht.

Zwischen 1934 und 1945 mußten sich 400.000 Menschen einer Zwangssterilisierung unterwerfen, über 1.000 von ihnen, vor allem Frauen, sind an den Folgen der Operation gestorben.

Das nationalsozialistische Deutschland griff älteres sozialdarwinistisches Gedankengut begierig auf und unterwarf das menschliche Leben einem erbarmungslosen Kosten-Nutzen-Kalkül: Für „Ballastexistenzen“ und „unnütze Esser“ war kein Platz. Die „rassische Höherentwicklung des Volkes“ forderte die Ausmerzungen aller „Minderwertigen“ und „Erbkranken“.

Das NS-Euthanasieprogramm wurde durch eine perfide Propagandatätigkeit vorbereitet, die die „zwingende Notwendigkeit“ der „Tötung“ lebensunwerten Lebens zum Ziel hatte.

Zu allererst wurde die Ernährung in den Heil- und Pflegeanstalten systematisch verschlechtert, nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ: In vielen Institutionen wurden spezielle „Hungerstationen“ errichtet, mit dem Zweck, Menschen den Hungertod sterben zu lassen.

Aus Dokumenten ist bekannt, daß in nationalsozialistisch geführten psychiatrischen Krankenhäusern Schweine der anstaltseigenen Landwirtschaft besseres Futter erhielten, als die Patienten Essen bekamen.

1936 wurde der sogenannte Halbierungserlaß rechtskräftig: Die finanzielle Zuwendung der psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalten wurde um 50 % gekürzt. Dieser „Halbierungserlaß“ führte – auch jenseits der „Euthanasieprogramme“ – zum Hungertod tausender Kranker.

Die große Öffentlichkeit und mit ihr Ärzte, Pädagogen, Theologen, Juristen und leitende Beamte stimmte mit der Grundhaltung des Darwinismus gegenüber Schwachen und Kranken überein. Die sozialdarwinistischen Grundsätze – keine Hilfe für den Schwachen und Kranken, jede Unterstützung den Gesunden und Tüchtigen – beschränkten - und beschränken sich auch heute - nicht auf psychisch Kranke; Parallelen finden wir auch im Verhalten der Gesellschaft gegenüber anderen Randgruppenangehörigen.

Die „Ausmerzungen lebensunwerten Lebens“ war propagandistisch nach sechs Jahren nationalsozialistischer Herrschaft soweit vorbereitet, daß Adolf Hitler Ende Oktober 1939 auf nichtamtlichem Privatpapier einen Geheimbefehl unterschreiben konnte: „Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, daß nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann“. Der Erlaß ist mit „1. September“, dem Tag des Kriegsausbruches, rückdatiert. Damit sollte einerseits dokumentiert werden, daß der Beginn der äußeren, heroischen Neuordnung Deutschlands auch das Datum für die fällige innere Reinigung von minderwertigen Elementen sein müsse, andererseits erwähnte Hitler schon 1935, daß er die Euthanasiefrage dann „aufgreifen und durchführen werde, wenn während eines Krieges der Widerstand dagegen geringer“ sein wird.

Durchgeführt wurde das NS-Euthanasieprogramm vom Amt II der „Kanzlei des Führers“, dem Viktor Brack vorstand. Dieser errechnete, daß auf 1.000 Einwohner ein „geistig Toter“ falle, der der Vernichtung zugeführt werden müsse.

Nur eine Industrialisierung des Mordens konnte die geforderte Massenvernichtung bewältigen: Am 18.10.1939 wurde erstmals das Vergasen von Menschen am Beispiel von polnischen psychisch Kranken in den Befestigungsanlagen von Posen erprobt.

Der Rassenhygieniker der Universität Gießen, Prof. Kranz, ein überzeugter Nationalsozialist, forderte darüber hinaus die Vernichtung von einer Million Menschen, die er als Persönlichkeitsgestörte den Schwachsinnigen gleichsetzte und sie als gemeinschaftsunfähig bezeichnete: Neben der „Auslese“ sei die „Ausmerze“ notwendig.

Zur Durchführung der „Ausmerze“ wurden drei Tarngesellschaften errichtet, die in den Heil- und Pflegeanstalten, Altersheimen und Pflegeanstalten Terror und Tod verbreiteten.

Im gesamten Reichsgebiet wurden sechs Tötungsanstalten eingerichtet: Hadamar bei Koblenz, Hartheim bei Linz, Bernburg in Anhalt, Sonnenstein bei Pirna, Grafeneck in Württemberg und Brandenburg bei Berlin. Dort wurden Kranke aus allen Teilen des „Großdeutschen Reiches“ und aus den von der Wehrmacht eroberten Teilen Europas systematisch getötet, ca. 600 davon stammten aus Nord- und Südtirol.

„Den Abschluß unserer Arbeitstournee bildete anfangs September die Anstalt Hall in Tirol. Wir haben auf unserer Reise viel gesehen und erlebt und behalten die schönsten Erinnerungen an die einzelnen Stationen...“ Diesen Satz entnahm ich einem Schreiben von Dr. Friedrich Mennecke: Dr. Mennecke war es, der im Spätherbst 1940 300 Patientinnen und Patienten des Psychiatrischen Krankenhauses Hall zur Tötung selektierte.

Im Schutz der Dunkelheit führen am 10.12.1940 um 7 Uhr früh graue Omnibusse in der Heil- und Pflegeanstalt Hall vor und brachten 179 Patienten zum Bahnhof. Am 11.12.1940 wurden alle 111 Männer und 68 Frauen in den Gaskammern der Vernichtungsanstalt Hartheim bei Linz ermordet.

Über 300 Tirolerinnen und Tiroler folgten ihnen in weiteren Transporten in den Tod.

In Hartheim wurden nicht nur die meisten Euthanasieopfer getötet, die Tötungen dauerten auch bis Ende 1944! Vergast wurden unter der Leitung von Dr. Rudolf Lonauer und von Dr. Georg Renno Geisteskranke aus Österreich, aus Südtirol und dem sogenannten Altreich, sowie auch Patienten aus der Tschechoslowakei und Jugoslawien, aus Frankreich und Belgien.

Die Aktion „T4“ – benannt nach der Euthanasie-Zentrale in der Tiergartenstraße 4 in Berlin – wurde im Sinne eines innerdeutschen Kriegsschauplatzes mit unvorstellbarer Akribie protokolliert: Aufgrund der minutiösen Aufzeichnungen der 6 Tötungsanstalten wissen wir, daß bis zum 24. August 1941, dem Tag der Rücknahme der Euthanasieprogramme, im „Deutschen Reich“ 70.273 psychisch Kranke und Behinderte ermordet wurden, 18.269 davon in Hartheim. Da in Hartheim auch Menschen des nahen Konzentrationslagers Mauthausen getötet wurden, läßt sich die Zahl der dort Ermordeten nicht mehr feststellen: Nach Florian Zehethofer „dürfte die Zahl von 30.000 der Wahrheit am nächsten kommen. Nimmt man allerdings, wie aus einer Reihe von Veränderungsmeldungen

des KZ Mauthausen hervorgeht, eine Tagesdurchschnittsquote von etwa 70 Opfern durch 3 Jahre an, kommt man auf 60.000 bis 70.000 Tote“. Aus allen Gegenden Österreichs und Deutschlands wurden Patienten nach Hartheim gebracht: Kamen sie mit der Eisenbahn in Linz an, erfolgte eine erste Selektion am Bahnhof selbst. Jene Kranken, die sich besonders auffällig verhielten, kamen in ein oder zwei Omnibussen direkt nach Hartheim, die anderen wurden zunächst in die Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart gebracht. Wieviele Kranke und Behinderte sofort nach Hartheim überführt wurden, richtete sich ausschließlich nach der Kapazität des dortigen Krematoriums.

Im Rahmen der „planwirtschaftlichen Maßnahmen“ zur „Ausmerze von Geisteskranken“ wurden mindestens 502 Tirolerinnen und Tiroler durch Gas getötet: Mit fanatischer Verbissenheit wurden psychisch Kranke und Behinderte im psychiatrischen Krankenhaus und in den großen sozialkaritativen Einrichtungen ausfindig gemacht und zur Tötung bestimmt. Hunderte von Kranken sind – berechnet und geplant – durch Hunger und Entbehrungen getötet worden.

Aus Südtirol wurden 62 Patientinnen und Patienten in Hartheim und in Niedernhart ermordet; eine große, nicht mehr erfaßbare Zahl verstarb in psychiatrischen Krankenanstalten Österreichs und Baden-Württembergs durch systematische und bewußt herbeigeführte Vernachlässigung.

Am 26.5.1940 wurden 299 Patienten vom Psychiatrischen Krankenhaus Pergine in jenes von Zwiefalten in Baden-Württemberg transportiert: Von diesen Kranken kamen 238 aus dem Psychiatrischen Krankenhaus Pergine, 30 aus der „Kolonie für ruhige Geisteskranke“ Stadlhof bei Pfatten-Bozen, 23 aus dem Psychiatrischen Institut im Nomi. 5 Kanaltaler Kärntner kamen aus dem Psychiatrischen Krankenhaus Udine, 3 aus jenem von Gemona. Der Abtransport der Patienten entbehrte in den allermeisten Fällen jeglicher rechtlicher Grundlage, da psychisch Kranke in Italien die bürgerlichen Rechte verloren hatten und folgedessen von allen Wahlen, also auch der Wahl zwischen der italienischen und der deutschen Staatsbürgerschaft, ausgeschlossen waren. Da wenige Monate nach der Deportation der Kranken aus Pergine in einem mutigen Artikel des „Volksboten“ mit aller Deutlichkeit auf die Vernichtung psychisch Kranker und Behinderter im Deutschen Reich hingewiesen wurde, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß das offizielle Italien bereits zu dieser Zeit von der laufenden „Euthanasie“ Bescheid wußte und sich trotz dieses Wissens bereit fand, die Südtiroler und Kanaltaler Patienten der nationalsozialistischen Tötungsmaschinerie auszuliefern.

Gleichzeitig spürten – der nationalsozialistischen Ideologie folgend – die „Umsiedlung Südtirol“ und die mit ihr verbundenen Dienststellen mit einem pseudomissionarischen Eifer im ganzen Land psychisch Kranke und Behinderte auf und wiesen sie über ihren ärztlichen Dienst in die Heil- und Pflegeanstalt Hall. Vom 1.11.1940 bis zum 13.3.1942 wurden insgesamt an 4 verschiedenen Tagen 182 Kranke von Hall in Tirol nach Schussenried verschleppt. Die Aufnahme der vielen Südtiroler psychisch Kranken konnte dort nur deshalb durchgeführt werden, da zwischen Mai und Oktober 1940 300 Württemberger Kranke in Grafeneck in schauder-nerregender Weise ermordet worden waren.

Darüber hinaus kamen alte und pflegebedürftige Südtirolerinnen und Südtiroler entweder direkt vom Lager am Lanser See oder auf dem Umweg über Schussenried in die Neuendettelsauer Anstalten in Franken. In den großen Heimen lebten 1940/41 1.758 Menschen. Auf staatliche Anordnung hin, vordergründig um Südtiroler Rückwanderer aufzunehmen, wurden mindestens 1.238 Pfleglinge getötet. Sie machten Platz für 136 alte und kranke Optanten aus Südtirol, 81 davon sind dort vor dem 1.1.1946 verstorben.

Darüber hinaus sind 239 der 569 in süddeutsche Heil- und Pflegeanstalten deportierten Kranken aus Südtirol dort noch vor dem Jahr 1945 verstorben – größtenteils an den Folgen von Hunger und Entbehrungen. Wir kennen auch die Namen von fünf Kindern, die im Rahmen von Menschenversuchen ermordet worden sind.

Der gewaltsame Tod so vieler Kranker und Behinderter konnte nicht verborgen bleiben: Viele Krankenschwestern und Krankenpfleger, Ärzte und Krankenhausbedienstete lehnten sich dagegen auf und leisteten Widerstand. Einzelne kämpften im Rahmen ihrer beschränkten Möglichkeiten oft entschieden um das Leben Schwerstbehinderter. In Tirol konnten durch den Einsatz von Primarius Ernst von Klebelsberg und Prof. Helmut Scharfetter 300 Kranke und Behinderte der Ermordung in Hartheim entkommen.

Vehemente Proteste und tiefgreifende Solidaritätskundgebungen kamen von kirchlicher Seite. Besondere Erwähnung verdienen der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen und Pastor Braune. Die Predigt von Bischof Galen im August 1941 in der Lambertikirche wurde landesweit verbreitet und weckte das Bewußtsein vieler Menschen. Galen prangerte von der Kanzel die Tötung Behinderter an und erstattete Anzeige gegen Unbekannte.

Bei den Machthabern führte dies zu panischer Reaktion: So wurden vier

Lübecker Pfarrer, die diese Predigt einem größeren Kreis von Gläubigen bekanntmachten, vor Gericht gestellt, verurteilt und hingerichtet.

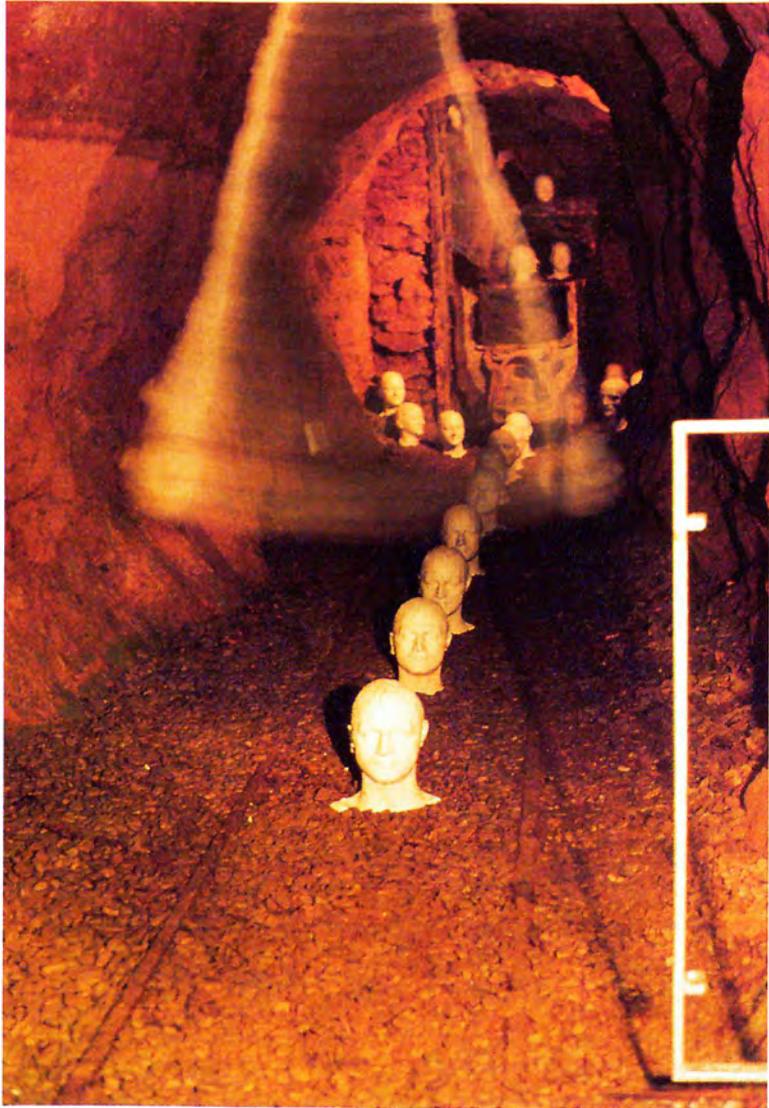
Am 24.8.1941 sah sich aber Adolf Hitler gezwungen, die Aktion T4 zu beenden: In der Geschichte des NS-Regimes war dies die einzige Maßnahme, die aufgrund des Widerstandes der Bevölkerung zurückgenommen wurde.

Die Euthanasieprogramme scheinen nur für einen Augenblick unterbrochen worden zu sein: Die Vergasungen hörten wohl auf, die „Euthanasie“ wurde jedoch in vielen Anstalten mit anderen Mitteln weiterbetrieben.

Nach dem Euthanasie-Stopp begann im Herbst 1941 eine neue verheerende Phase der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik: Im Rahmen der „wilden Euthanasie“ wurden in einzelnen Anstalten „Hungerstationen“ eingerichtet, in welchen den Patienten kaum noch Nahrung verabreicht wurde, sodaß sie entweder verhungerten oder durch Gabe von niedrigdosierten Barbituraten zu Tode kamen. Tausende wurden in Krankenanstalten ermordet.

Es gibt keine Argumente, die dafür sprechen würden, zwischen den durch Gas oder Medikamente Getöteten und jenen Menschen zu unterscheiden, die infolge bewußter und systematischer Vernachlässigung gestorben sind.

Das Wissen um die Vorfälle verbreitete sich durch das ganze Land. Das unerhört Schreckliche, die Tötung Tausender wurde abgewehrt und verdrängt. Wegsehen und Weghören sind in allen Diktaturen antrainierte Totstellreflexe. Daß Menschen wie Ungeziefer ausgerottet wurden – psychisch Kranke und Behinderte wurden genauso wie Juden unter dem Titel „zur Entlausung“ oder „zur Desinfektion“ in die Tötungsfabriken gebracht – klang zu unwahrscheinlich, als daß der Durchschnittsbürger dem ohne weiteres Glauben schenken mochte, die Ungeheuerlichkeit der Nachricht behinderte mehr noch als die amtlich verordnete Geheimhaltung die Verbreitung dieses Wissens und die volle Erfassung der fürchterlichen Realität.



Friedrich Sebastian Feichter - Schwarzweiße Zeit, 1996

Getötet wurden Kranke aus allen sozialen Schichten, aus allen Klassen, aus allen Berufen.

Selbst die Betroffenen erfuhren von ihrem bevorstehenden Schicksal. Ich kenne einen Brief, in dem Irene M., eine Patientin der Heil- und Pflegeanstalt Hall, inständig ihren Vormund bittet, ihn anfleht, sie vor der ihr bevorstehenden „Verurnung“ zu retten. Umsonst: Irene M. wurde als eine der ersten Tiroler Patientinnen am 10.12.1940 verschleppt und am 11.12.1940 in Hartheim ermordet.

Als die Aktion T4 eingestellt wurde, änderte sich besonders in Hartheim nur wenig. Die Mordopfer kamen nun als „Behinderte“ aus den Konzentrationslagern, viele aus Mauthausen. Hartheim hatte als „Musteranstalt“ oft prominente Besucher, wie den Reichsärztführer und den Reichsinnenminister, die „Demonstrationsvergasungen“ beiwohnten.

Entging der große Teil der Südtiroler Patienten aufgrund der nicht geklärten Staatsbürgerschaft – der Euthanasie wurden nur deutsche Staatsbürger zugeführt – auch der Vergasung, erlebten mehr als die Hälfte der knapp 569 Kranken, die nach Baden-Württemberg deportiert worden sind, das Jahr 1945 nicht mehr. Sie sind durch systematische Vernachlässigung und teilweise bewußt herbeigeführte Unterernährung gestorben. Sie sind den in den Gaskammern der Tötungsanstalten Ermordeten gleichzusetzen.

... und ein Nachruf

„ES ist geschehen“, schreibt Primo Levi, „folglich kann ES wieder geschehen“.

ES geschieht heute wieder an vielen Kriegsschauplätzen dieser Welt: auch dort werden psychiatrische Großkrankenhäuser „geleert“, um anderen Zwecken zugeführt zu werden. Sie werden „geleert“ wie vor 50 Jahren durch Hunger und systematische Vernachlässigung, durch gezielte Tötungen und Massenexekutionen.

Am Beginn der 60er Jahre schrieb John F. Kennedy: „Psychisch Kranke dürfen nicht mehr länger durch das Einsetzen von Kommissionen und Unterkommissionen vertröstet werden, die Not und das Elend hunderttausender von Menschen fordern eine Entscheidung, heute, sofort. Diesen Mitbürgern dürfen Grundrechte nicht vorenthalten werden, wenn der Staat die Achtung vor sich selbst nicht verlieren will.“

Diese Worte, vor knapp 35 Jahren formuliert, haben große Aktualität.

Psychische Störungen sind immer noch mit einem hohen Risiko mangelhafter Behandlung und unzureichender Unterstützung während der Krankheit selbst sowie mit sozialer Benachteiligung und Randständigkeit nach deren Abklingen verbunden.

Der Standard der psychiatrischen Versorgung auch in unserem Land kontrastiert sehr stark mit der hohen Entwicklungsstufe der psychiatrischen Wissenschaft: Immer noch kommt nur ein Bruchteil der Betroffenen in den Genuß der sich heute bietenden Möglichkeiten.

Es gab nur wenige Menschen, die sich nach 1945 auch in Südtirol und in Österreich an der Vernachlässigung psychisch Kranker und an unmenschlichen Verhaltensweisen in Krankenanstalten skandalisierten und für einen Teil ihrer Vorhaben die Unterstützung aufgeschlossener Vertreter aus Politik und Verwaltung gewannen.

Über viele Jahre war gerade der von Nationalsozialisten verübte tausendfache Mord an psychisch Kranken und Behinderten verantwortlich für die Stagnation der psychiatrischen Dienste, da durch das Verschwinden der Kranken das Problem als inexistent empfunden wurde. Der wirtschaftliche Wiederaufbau und die Stabilisierung demokratischer Verhältnisse waren die vorherrschenden Themen der Nachkriegszeit, die wenig Platz für die Anliegen von Randgruppen ließen, auch dann, oder erst recht, wenn diese Opfer nationalsozialistischer Verfolgung gewesen waren.

Die Darstellung des dunkelsten Kapitels des Umganges mit Kranken, Behinderten und Randgruppenangehörigen eröffnet Einblick in Abgründe menschlichen Verhaltens, in Terror und kollektive Fanatisierung, in Unmenschlichkeit und Verrohung. Es werden aber auch Menschen sichtbar, die sich in dieser brutalen Zeit mit Herz, Verstand und Mut unbeeindruckt ihrer humanitären Aufgabe verschrieben haben, bei der sie nicht nur keinen Dank erhoffen konnten, sondern sich selbst in größte Gefahr brachten.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Studium der Geschichte und die Darstellung des Wahnsinns einer Epoche gewinnt nur dann einen tieferen Sinn, wenn Fehlentwicklungen geortet und die Weichen für eine bessere Zukunft gestellt werden, die ein Mehr an Frieden, Versöhnung, Toleranz, insgesamt ein Mehr an Menschlichkeit beinhaltet.

Vergangenheitsbewältigung ist Zukunftsbewältigung oder sie verliert sich in leeren Schuldzuweisungen an andere. Die Vergangenheitsbewältigung führt somit auch zu Wachheit und Aufmerksamkeit gegenüber menschenverachtenden Strömungen der Zeit.

Das Psychiatrie – Mosaik

Bändigungsversuche des Unnormalen in Südtirol

Roger Pycha

In grauer Vorzeit ...

Nachkriegszeit: die Psychiatrie wird im Assessorat für Industrie und Handel vernachlässigt, als zähle sie nicht zum Gesundheitswesen. Südtirol ist nicht Jahrzehnte im Verständnis hinten. Nur wütet der Kompetenz-trennungskampf auf Landesebene zwischen den Volksgruppen, man zerstückelt Anliegen im Namen einer sprachlichen, politischen, parteilichen Gerechtigkeit, und der deutschsprachigen Mehrheit im Land bleiben die bahnbrechenden Ideen einer italienweiten Psychiatriereform nicht nur verborgen, sie werden nicht einmal ignoriert. Man hat, begreiflicher-weise, anderes zu bedenken.

Wo Schatten fällt, gab es vorher Licht. Die politische Autonomie Südtirols hat leise 1976 vorweggenommen, was zwei Jahre später in Italien als revolutionäre Neuerung gilt. Bereits in den Fünfzigerjahren hat Primarius Emilio Dossi versucht, eine ambulante Behandlung südtiroler Patienten vom „Irrenhaus“ Pergine nach Südtirol zu verlegen und für die Idee der gemeindenahen Betreuung psychisch Kranker geworben. Heute kann man diesen Grundsatz in der Erklärung der Weltgesundheitsorganisation nachlesen, damals verstand man Dossi kaum. Der am Reformversuch beteiligte Hartmann Hinterhuber, inzwischen Ordinarius für Psychiatrie an der Univ. Klinik Innsbruck, kommentierte: „Die... Initiative fand jedoch nicht jene notwendige, uneingeschränkte Unterstützung der Landesregierung, die das innovative Moment dieser sozialpsychiatrischen Maßnahme nicht in der Gesamtweite zu erfassen in der Lage war.“ Immerhin legalisierte man 1976 vier „Zentren Psychischer Gesundheit“ in Bozen, Meran, Brixen und Bruneck mit weitreichenden Kompetenzen zur ambulanten Behandlung psychisch Kranker, und war damit dem Zeitgeist weit voraus.

Knappe zwölf Jahre vorher war in London der erste Kongreß für „Sozialpsychiatrie“ abgehalten worden, auf dem man provokant festgestellt hatte, daß die Internierung Geisteskranker in „Irrenanstalten“ (das größte derartige Haus stand auf französischem Boden und beherbergte viertausend Personen, grandeur auch in der Psychiatrie!) durch den Einsatz neuer Medikamente, anderer biologischer sowie psychotherapeutischer

Verfahren allmählich überflüssig wurde und ein eigenes psychiatrisches Krankheitsbild, die „Anstaltsneurose“, durch Langzeitaufenthalte entstand.

Seitdem verschrieb sich die Psychiatrie zunehmend dem Anliegen, alte Anstalten aufzulösen, Behandlungen in Allgemeinkrankenhäusern so kurz als nur möglich zu halten, und Betroffene in die Gesellschaft durch geeignete Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten wieder einzugliedern, auch wenn schwere Leiden vorlagen.



W. A. Angerer · Kunstwiese Rosenheim, 1993 (Foto: P. S. Feichter)

Nirgends wurde dieser Gedanke so politisch verwendet wie in Italien, vielleicht war auch die Ausgangslage nirgendwo so desolat. Bis 1968 verlor jeder Italiener, der in eine Nervenheilanstalt eingewiesen wurde, all seine bürgerlichen Rechte. Er wurde ins Strafregister eingetragen, galt als Verbrecher, unterstand dem Gericht. Der Chefarzt bestimmte, wann er wieder entlassen wurde. Als Franco Basaglia, ein Psychiater aus Triest, gegen diese unmenschliche Praxis anzukämpfen begann und bewies, wie viel umgänglicher psychisch Kranke wurden, wenn man sie verständnisvoll in ihrer Lebensverwirklichung unterstützte, erreichte er breiten Kon-

sens bei der politischen Linken. Das Anliegen wurde dadurch etwas verzerrt, entstand doch der grobgestrickte Mythos, der Kapitalismus mache seine Anhänger krank und sperre sie dann in Irrenhäuser.

Als historisches Gegengewicht dazu kann die Moskauer Psychiatrieschule um Morosow gelten. Diese „Kollegen“ bemühten sich tatsächlich, politisch Andersenkende in der UdSSR des Kalten Krieges als psychisch krank zu betrachten und ihre „Devianz“ mit Depotneuroleptika zu behandeln.

Das Endergebnis der politischen Kampagne war das radikale Staatsgesetz Nr. 180 des Jahres 1978. Zwei Jahre nachdem der Trentiner Dossi die südtiroler Regierung mit Mühe überzeugt hatte, verordnete der Staat dasselbe und mehr: gemeindenaher Psychiatrie in sogenannten Zentren, Auflösung der „Irrenanstalten“ (durch konsequente Gebietsabtretung und -verkleinerung besaß Südtirol keine solchen, Hall und Pergine lagen außerhalb), Schutz des psychisch Kranken durch erschwerte Zwangseingeweisung und Errichtung kleiner psychiatrischer Abteilungen mit maximal 15 Betten an den peripheren Krankenhäusern. An allen peripheren Krankenhäusern?

Die Spitäler

Die Krankenhäuser von Sterzing, Innichen und Schlanders sind offenbar zu peripher für Psychiatrien, auch zu sehr existenzbedroht (obwohl sich gerade an den internistischen Abteilungen dieser Spitäler viele psychiatrische Behandlungen unauffällig abspielen).

Am neuen Krankenhaus Meran zum Beispiel hat man die Psychiatrische Abteilung vergessen. Diese planerische Peinlichkeit findet einen „Ausweg“, es gibt einen zukünftigen Primar, der aus der Not eine Tugend macht und erklärt, er sei aus Basaglias Schule, er benötige keine psychiatrische Abteilung, alle psychisch Kranken könne man auf dem Territorium behandeln. Meine Bozner Kollegen stöhnen, landet doch jeder Zwangseingewiesene aus dem Meraner Raum in ihrer Psychiatrie, sind die Internistischen Abteilungen in Meran oft inadäquate Behandlungsorte für seelisch Schwerkranke, ist der Stadthof bei Pfatten zu einem Drittel mit Meraner Patienten belegt. Bei näherer Erkundigung erfahre ich, der zukünftige Primar will doch psychiatrische Betten, nur an die Zentren Psychischer Gesundheit angegliedert, sodaß sie statistisch nicht zum Krankenhaus zählen. Und er möchte vor allem mehr Psychiater und andere psychiatrisch Tätige in seinen Equipes, als der Landesplan vorsieht.

Er scheint also nicht, wie befürchtet, blind zu sein, sondern besonders klug und politisch einfühlsam. Man müsste von ihm lernen.

Im Krankenhaus Bozen, als Sprengelarztpraktikant an der Ersten Hilfe, wurde ich vom Zuhören wütend. Der Psychiater vom Dienst suchte gerade ein Bett für einen Depressiven. Die Psychiatrische Abteilung mit ihren offiziellen 15 Betten war seit ihrer Gründung im Jahr 78 überüberbelegt, ich glaube der Kollege sprach von 26 dort Eingepferchten. Unterträglich die Litanei des Suchenden am Telefon, Anfragen und Fallschilderungen an der Zweiten und Ersten Medizin, an der Kardiologie und Nephrologie, weil dort noch Betten frei waren, glücklos an der Chirurgie, Erwägung der fast unbesetzten Kinderchirurgie, Versuch an der Pneumologie und schließlich die Bitte um Aufnahme an der Beobachtungsstation der Ersten Hilfe. Dort wäre Platz vorhanden gewesen, ich wußte es ja, aber mein Oberarzt klärte die Lage mit einem „ma no, è un paziente psichiatrico“. Das entsprach einem Aufenthaltsverbot. Der Psychiater verständigte die Familie mit dem Tip, den Betroffenen gut zu bewachen, da er sich das Leben nehmen könnte, verschrieb ihm zwei Medikamente und schickte ihn heim.

Andere Häuser, andere Sitten. In Bruneck, Brixen, Sterzing und Innichen stieß ich Jahre später auf viel Entgegenkommen, psychisch Kranke aufzunehmen und so lange als nur denkbar nicht wegzuschicken (wohin auch? Aufnahmen an der Uniklinik Innsbruck mußten Tage bis Wochen vorangemeldet werden, und die Psychiatrie Bozen akzeptierte nur Zwangseingewiesene). Also sprach man sich mit den Familien ab, fixierte Tobsüchtige oder stark Suizidgefährdete mit Gürteln ans Bett und versuchte sie möglichst rasch medikamentös zu beruhigen. Im Prinzip tun wir heute in Bruneck, wo seit vier Jahren eine offene psychiatrische Abteilung besteht, bei Notfällen dasselbe. Und auch die Überbelegung ist dieselbe wie in Bozen, mit 3 % aller Krankenhausbetten behandeln wir 6 % aller Patienten, die Bettenauslastung der Psychiatrie Bruneck war 1997 bei 155 %, gefolgt von der Gynäkologie mit 90 %, Schlußlicht war vergleichsweise mit 38 % die Intensivstation. Hinter diesen Zahlen stehen Überarbeitung, unzureichende Betreuung und Bewachung schwer Gefährdeter und ein unerträgliches Heilungsmilieu. Zwei bis drei unserer Patienten logieren immer auf dem Gang, ohne eigenes WC, ohne Kleiderkasten oder Rückzugsmöglichkeit, hundertmal am Tag belästigt. Einer bis zwei wohnen meist im Aufenthaltsraum, von allen Seiten durch Fenster betrachtbar, und blockieren die Gruppen- und Entspannungsaktivitäten, die dort stattfinden sollten. Im Einzelzimmer sind meist zwei, in den Zwei-

bettzimmern in der Regel drei Kranke zusammengedrängt. Wer immer gehen kann, wird aufgefordert, einen Teil des Tages außerhalb der Abteilung zu verbringen, um der spannungsaufheizenden Enge zu entgehen. Der Verbrauch an Beruhigungsmitteln ist bei denen, die bleiben (müssen), hoch. Dabei hatte die (frühere) Verwaltung nahegelegt, die psychiatrische Abteilung auch noch zu sperren, noch stickigere Luft, man wollte verhaltensauffälligen Kranken nicht anderswo im Krankenhaus begegnen müssen. Auch von Verwandten psychisch Kranker habe ich keinen Satz so oft gehört wie : Könnt ihr ihn/sie nicht einsperren?

Oft quälen mich Zweifel. Womöglich werden viele Menschen bei uns trotz und nicht wegen unserer Bemühungen gesund.

In Brixen ist nach zirka achtjähriger Bauzeit im Herbst 97 eine psychiatrische Abteilung eröffnet worden, die ein architektonisches Kleinod darstellt. In einem eigenen Jugendstilgebäude gelegen, parterre und im ersten Stock angesiedelt, beruhigender Blick auf einen englischen Garten mit Springbrunnen, gewinnend ornamental eingerichtete große helle Räume, Pflanzen in allen Ecken, unmerkliches Eintreten in den „Geschlossenen Trakt“, Zwangseingewiesene erhalten Einzel- oder Zweibettzimmer mit panzerglasgesichertem Wintergarten und haben abgeschotteten Zugang zu einem Aufenthaltsraum und einem Ergotherapiezimmer. Endlich ist ein neues Vorbild mehr als eine neue Norm geschaffen, denn andere Sanitätseinheiten werden schwerlich diesen Standard erreichen. Aber es ist einmal irgendwo baulich niedergelegt, daß Minderheiten (als solche betrachte ich die psychisch Kranken, sie machen 10 bis 25 % der Bevölkerung aus) besonderer Rechte, besonderen Schutzes bedürfen. Der Gedanke dürfte gerade in Südtirol nicht fremd sein, Minderheitenschutz hat das Land schließlich groß gemacht.

Seit Eröffnung der Brixner Psychiatrie kämpft man auch dort mit der Überbelegung, ca 20 Aufgenommene bei 15 planmäßig vorhandenen Betten. Und man ringt mit Psychiatermangel, vier bis fünf Fachärzte sollen eine Bereitschaft Tag und nacht und an Wochenenden, eine Betreuung von Abteilung, Wohnheim, Wohngemeinschaften, Berufstrainingszentrum und einer Vielzahl psychisch Kranker an den Internistischen Stationen der Krankenhäuser Brixen und Sterzing garantieren. Gleichzeitig fordern die Sozialdienste zu Recht mehr Zusammenarbeit, Koordination und Planung auf verschiedenen Ebenen sind nötig, eine Flut von Berater- und Präventionsanliegen ist zu bewältigen. Die klare Botschaft derer, die noch kein Jahr unter dem Druck stehen: wir schaffen es nicht, wir brauchen doppelt soviel Psychiater. Im Augenblick ist die Situation para-

dox. Gerade die Nervenärzte, von denen eine vorbildliche Ruhe therapeutisch ausgehen sollte, sind vom „burnout“ am stärksten bedroht: es ist, als liefen Zahnärzte mit faulenden Gebissen herum und predigten Mundhygiene.



W. A. Angerer - Kunstwiese Rosenheim, 1993 (Foto: P. S. Feichter)

Menschliche Nähe

Wenn Patienten erzählen oder berichten, schreibe ich direkt mit: Sparstrategie aus alten Zeiten (vor acht bis vier Jahren), als jede Minute kostbar war. Als Vertretungspsychiater in Meran hatte ich in vier Stunden in der Regel um die fünfunddreißig Patienten zu sehen, das sind acht Minuten samt Begrüßung, Vorstellung, Besprechung des Anliegens, Medikamentenverschreibung, Verabschiedung pro Person. Nicht gerechnet die Zwischenminuten, um den Kopf wieder etwas freizukriegen. Die meisten Behandelten wollten sich gar nicht niedersetzen, sie waren den hastigen Stil gewohnt, berichteten abgehakt im Stehen und brauchten Rezepte. Menschliche Wärme war wohl beidseits vorhanden, geriet in eine Zeitfalle.

In Bruneck erregte ich bei meinen Kollegen Unwillen, als ich erklärte, mehr als dreißig geplante Patienten täglich sei eine Zumutung für beide Seiten, kämen doch einige Notfälle und Krankenhausvisiten jeweils dazu. Damals war in Bruneck kein Psychiater tätig, zweimal wöchentlich reisten (werdende) Fachärzte aus Innsbruck im Turnus an, man arbeitete bis der letzte Kranke gesehen war, unter Umständen bis ein Uhr nachts. Krankenhauspatienten wurden an der Medizin behandelt, im Durchschnitt einmal die Woche für eine halbe Stunde dem Psychiater vorgestellt, der bei dieser Gelegenheit die Lebensgeschichte des Betroffenen lückenhaft erhellte, den aktuellen Zustand prüfte, Psychotherapie andeutete und vor allem die Behandlung für die kommende Woche detailliert schriftlich niederzulegen hatte. In solchen Fällen ist gleichzeitiges Schreiben ein Vorteil.

Die Ehefrau eines Kollegen erklärte mir einmal, das sei doch eigenartig, wenn Hausfrauen um zwölf Uhr nachts zum Psychiater gingen. Eifersucht klang durch, und ich versuchte sie zu beschwichtigen. Ich wußte von den stundenlangen Verspätungen in der Früh, wenn der Brenner verschneit war und sich Stau gebildet hatte, von der Geduld der Betroffenen, die ganz offensichtlich keine andere Wahl hatten als zu warten, und von der Langsamkeit, mit der man als Psychiater spät nachts nach einem arbeitsreichen Tag vorging. Viel später erst merkte ich, daß viele Wartende noch vor der Visite gingen, weil sie keine Zeit mehr hatten, daß der Neurologe des Krankenhauses mehrheitlich psychisch Kranke in Behandlung hatte, daß jeder Patient, der es sich finanziell leisten konnte, Fachleute im Ausland konsultierte. Daß Hausärzte, genauso wie die Internisten des Krankenhauses, psychiatrisch selbst behandelten, solange es ihnen irgend möglich war.

Und doch war die beklagenswerte Lage bereits eine Besserung gegenüber den Siebzigerjahren: damals sollen an den Zentren Psychischer Gesundheit von Brixen und Bruneck ausschließlich an Samstagen und Sonntagen bis zu hundert Patienten täglich von einem einzigen Facharzt untersucht und behandelt worden sein.

Eine Reise von Prissian nach Gais

Alexander Langer, selbst späteres Suizidopfer, schreibt 1981: „Sofort merkte ich, daß man bei uns auf das Reformgesetz von 1978 („Jegge 180“, damals in aller Eile vom Parlament verabschiedet, um einer von den Radikalen geforderten Volksabstimmung zur Abschaffung der Irrenhäuser zu-

vorzukommen) nur schimpfte. Für Südtirol schien es gänzlich unzumutbar, „die Narren freizulassen.“

In den Achtzigerjahren war dies die Ausgangslage, die damalige Landesrätin für das Gesundheitswesen lehnte öffentliche Diskussionen zum Thema Psychiatriereform in Südtirol mit dem Hinweis ab, dafür sei nicht sie, sondern die Sanitätseinheiten zuständig (eigentlich eher die Antwort einer Beamtin als einer Politikerin). Das Thema geriet auch bei uns politisch, wirkte oppositionell, die falschen Medien griffen es auf (1982 und 1989 der „Skolast“ der Südtiroler Hochschülerschaft, 1986 die „Distel“ mit dem vollständigen Abdruck einer kritischen Lageanalyse von H. Hinterhuber). Langers zwei Anträge zur Psychiatrie im Landtag 79 und 81 würden heute von jedem Politiker jeden Lagers mitunterschrieben, wurden damals abgeschmettert. Er selbst dazu: „Nach dem Hilfeschrei der Fachleute und Bediensteten der Psychiatrie im Sommer 1981 versuchte ich es noch einmal im Landtag. Die Kritiken und Vorschläge schienen nämlich so einsichtig und vernünftig, und die Gefahr eines sofortigen Zusammenbruchs der psychiatrischen Versorgung in Südtirol (ohne sofortige Maßnahmen) so drohend, daß ich mir dachte, es müßte diesmal besser gehen als mit dem Antrag von 1979.“

Langer forderte einen symbolischen Besuch der Landesregierung in Pergine, wo damals 85 südtiroler Patienten heimat- und muttersprachefern untergebracht waren. Jahrzehntelang war es vor allem der Franziskanerpater Eduard Kaiser aus Bozen, der regelmäßigen karitativen Kontakt hielt und aufbaute, im Verein mit versprengten Sozialarbeitern. Als wir 1994 zum Zweck der Heimführung nachzählten, waren noch 60 Südtiroler in Pergine in Behandlung, der Großteil von ihnen körperlich und geistig schwer behindert (aber bitte: nicht durch die Anstalt dazu geworden). Inzwischen gibt es in Südtirol ein höchst effizientes Wesen der Behindertenbetreuung, das sich aber auch nicht gerade um diese Zusatzkandidaten reißt. Die Mehrheit der Südtiroler in Pergine gilt dort glaubhaft als gut integriert bis zum Lebensende. Wer oder wessen Familie auf eine Rückkehr in das Herkunftsgebiet der Sanitätseinheiten Ost und Nord gedrängt hat, ist rückgeführt worden. Das Kapitel schließt sich – von selbst.

Die chronisch Kranken im Lande hingegen benötigten eine Bleibe jenseits des Stadlhofes (der seinen Grund und Boden immer mehr an die Landwirtschaftsschule Laimburg verlor, schließlich gibt es bei uns mehr werdende Bauern als arbeitswillige psychisch Kranke), und es entstand der Plan, sie eher dezentral im schönen Prissian in einer neuen Struktur unterzubringen. Der politische Aufstand glich dem Abwehrkampf gegen

Mülldeponien, geschlossen wandte man sich gegen womöglich frei zirkulierende Verrückte im Dorf – und hatte Erfolg. Einer meiner Freunde, selbst psychisch krank und hoher Exponent einer katholischen Organisation, sensibilisierte in einem Brief den Bischof auf das Schweigen der Kirche.

Trotzdem stand es bald darauf zwei und drei zu null, als Bevölkerung und Gemeindevertreter von Branzoll und Neumarkt imstande waren, die Errichtung einer ähnlichen Struktur in ihrem Dorf zu verhindern. Ich bin sonst kein Freund von moralischen Grundsätzen, aber in diesem Fall waren sie hilfreich. Der Verband „Freunde und Angehörige Psychisch Kranker“ und Fachleute brachten diese Beispiele mangelnder Toleranz in die Medien, die Zeitungen und Sender ergriffen geschlossen Partei für die Schwächeren, auf politischer Ebene wurden die Entscheidungen zwar nicht mehr rückgängig gemacht, aber scharf kritisiert. Gerade im Unterland organisierte der genannte Verband eine Vielzahl von Vorträgen über psychische Leiden, ihre Heilbarkeit, die fragliche Gefährlichkeit von Betroffenen und die Möglichkeit ihrer Integration in die Dorfgemeinschaft. Auch in die Gesundheitswochen fanden diese Themen Eingang. Offen wurden Vorurteile gegenüber der kleinen Minderheit diskutiert, ernstgenommen, teilentkräftet. Sokrates soll gesagt haben, es gebe nicht Böse, nur Unwissende (jedenfalls legt Platon ihm das geschickt in den Mund). Dieser Leitsatz ist das A und O der Öffentlichkeitsarbeit auch in der Psychiatrie.

Schlanders, Vahn, Gais brachten die Wende. In Gais erlebte ich selbst die sensible Vorbereitungsphase mit, Kontakte des Direktors der Sozialdienste Pustertal mit dem Bürgermeister von Bruneck, Vorfühlen bei dessen Kollegen von Gais, Diskussion im Gaiser Gemeinderat, Anhörung des Direktors der Sozialdienste und des Psychiaters, und bei alledem ja keine Presse. Befragung der Verbände, grünes Licht. Der Bürgermeister ist Vorreiter, er möchte eine Struktur für psychisch Kranke, die nur Pusterern zur Verfügung steht, und dem Dorf nützt, zum Beispiel durch Betreiben einer Gärtnerei. Er stellt sich vor, man könne Kranke als Knechte/Mägde an Bauernhöfen der Umgebung beschäftigen. Vieles von dieser Vision hat sich im „Sägemüllerhof“ in Gais verwirklicht. Auch dieses Haus ist überfüllt, statt von zwölf Personen wie vorgesehen, wird es von zwanzig bewohnt. Einen Suizid eines Betreuten, einen unklaren Todesfall und eine Messerstecherei hat es bis heute dort gegeben, auch lebt eine Frau aus Meran darin, wie vorher jemand aus dem Unterland. Der Bürgermeister wird mir diese Öffnung verzeihen, sie ist sowohl symbolisch als auch lebensnotwendig für ein Klima der Zusammenarbeit in unserem

Land. Übrigens kann der erste Bürger von Gais zufrieden sein. Als man ein Zigeunerlager auf seinem Gemeindegrund errichten wollte, konnte er mit der Begründung ablehnen, Gais kümmere sich bereits um psychisch Kranke. Er weiß, er hat einen guten Tausch gemacht.

Als Pergine 1877 als Standort des neu zu errichtenden Irrenhauses gegenüber Rovereto, San Donà und Civezzano den Vorzug erhielt, reagierte die Bevölkerung laut Francesco Dalle Piatte, Bürger von Pergine, wie folgt: „Am Abend war die ganze Ortschaft in freudiger Stimmung mit Feuerwerk vom Anfang der Promenade bis zum Palast des Grafen Francesco Crivelli aus Anlaß seiner Rückkehr von der Landtagssitzung in Innsbruck mit der Genehmigung, daß das erwähnte Irrenhaus in Pergine errichtet werden soll. Man erhofft sich große und gemeinsame Vorteile.“ (G. Pantozzi)

Trotz solcher kurz und lang zurückliegender Beispiele ist Vorsicht geboten. Das weiß einer meiner besten Freunde, Amtsdirektor im Sozialassessorat, ganz genau. Deshalb wird in Bozen an unbekanntem Ort eine Behandlungsstätte für Drogensüchtige heimlich in Betrieb genommen. So sehr fürchtet man die Proteste des „betroffenen“ Stadtviertels. Man hat die jüngste Geschichte Südtirols genau gelesen und paßt sich an.

Vor wenigen Tagen erst entnahm ich einer Tageszeitung so etwas wie ein Postskriptum. In Prissian entsteht nun doch ein Rehabilitationszentrum, und auch diese Tatsache möchte ich als Lerneffekt verstehen.

Schweigen, Opfer, Täter

Verschweigen lohnt deshalb nicht, weil heimliche Opfer und heimliche Täter viel gefährlicher sind, und manchmal ihre Rolle wechseln. Weil Beschreibung und Erkenntnis die häufigsten Wege der Problemlösung nach dem Zufall sind. Aber man versteht die Angst der Betroffenen, durch Behandlung und Etikettierung als psychisch krank das Gesicht zu verlieren.

Der Brixner Beamte Unterthiner löschte offenbar in einem Wahn seine Familie aus, später aus Schuldgefühlen sich selber. Als Psychiater frage ich mich, wieso er nie zu einem Kollegen in medikamentöse Behandlung gelangte. Er war bei einem beherzten Psychologen in Psychotherapie, dieser hatte ihm psychiatrische Kontakte nahegelegt. Mehr kann man als verantwortungsvoller Therapeut nicht tun. (Es ist schade, daß genau dieser Helfer Anfeindungen ausgesetzt war, weil er eine andere Person in Behandlung genommen hatte, die ebenfalls später einen Mord beging. The-

rapeuten sind für die Handlungen ihrer Klienten nicht verantwortlich, und die mutigen unter ihnen haben eher mit Selbsttötern und gegebenenfalls Mördern zu tun). Nach meiner Vorstellung wollte Unterthiner nicht gesehen werden, wenn er das „Zentrum Psychischer Gesundheit Brixen“ betrat. Womöglich wäre er eher bereit gewesen, sich auswärts inkognito behandeln zu lassen, in Bozen oder Bruneck. Ich habe seitdem meine Haltung gegenüber „auswärtigen“ Patienten geändert, wimmle sie nicht leichtfertig auf die zuständigen „territorialen Dienste“ ab, sondern lade sie lieber zu einem Kontaktgespräch. Und wünsche mir für ganz Südtirol weniger Überlastung in der Psychiatrie, damit gerade die Anliegen der freien Arztwahl und der Wahl des Behandlungsortes nicht geopfert werden.

Ferdinand Gamper tötete aus einem Verfolgungswahn heraus, zuletzt auch sich. Er konnte als Kauz im Dorf, abgekoppelt von der Familie, in einer gefährlichen Phantasiewelt leben. Im nachhinein hätte man ihn gerne hausärztlich und psychiatrisch begutachtet und vielleicht auch zwangsbehandelt. Nachher weiß man es natürlich besser. Beide Beispiele, Unterthiner und Gamper, haben tiefe Spuren bei Betroffenen, Familien und der Öffentlichkeit hinterlassen. Mehrere psychisch Kranke wollten im Anschluß an beide Vorkommnisse freiwillig an die geschlossene Abteilung, weil sie sich ihrer Impulse nicht mehr sicher waren. Vor allem aber drängten Familien von Erkrankten auf rechtzeitige Maßnahmen, auch auf Zwangseinweisungen. Und eine höhere Akzeptanz dieser sicher traumatisierenden, aber auch Leben rettenden Zwangsmaßnahmen beobachte ich seitdem bei Gemeindeärzten und Bürgermeistern. Daß Zwang manchmal auch Schutz darstellt, ist für den Psychiater ein geläufiger Gedanke, der jetzt weniger konsequent verschwiegen werden muß. Je weniger eine Gesellschaft ihre Ängste verbergen muß, desto weniger Angst vor der Angst entwickelt sie.

Das dritte Paradigma liegt anders, legt nahe, daß die psychiatrische Sichtweise in Südtirol Fuß gefaßt hat und mißbraucht werden kann. Peterpaul Rainer hatte es während Ermittlungen und Prozeß im Mordfall Christian Waldner nie versäumt, auf sein psychisches Leiden hinzuweisen, seine übergroßen Ängste vor dem Schreckgespenst des Anderen einzusetzen, um auf diesem Wege Strafmilderung zu erzielen. Bei allem Schutzverhalten hat er aber den Gedanken aufkommen lassen, daß bescheidene schweigsame Opfer oft zu ungebremsen, später gesprächigen Tätern werden – ein Eindruck, dessen ich mich in ganz anderem Zusammenhang nicht erwehren kann, je mehr ich mich mit sexuellem Mißbrauch beschäftigen muß.

Selbsthilfe

Im Februar 1989 ging es aufwärts mit der südtiroler Psychiatrie, und der Anstoß kam nicht von den Fachleuten. Einige entschlossene Familienmitglieder gründeten den „Verband Angehörige und Freunde Psychisch Kranker“ und gingen seitdem beharrlich zu Politikern und an die Öffentlichkeit. Diese Art des Betroffenseins löste mehr Verständnis aus als die Hilferufe überlasteter Psychiater oder das ängstliche Schweigen der Kranken. Wer täglich mit psychischer Krankheit zu tun bekam, konnte, durfte berichten und lieferte glasklare Analysen. Der erste Präsident des Verbandes, Hilpold Firmian, schrieb noch im Gründungsjahr: „Gerade jene, die sich am wenigsten selbst verteidigen können, werden im Stich gelassen, und jeder neue Tag wird zum Alptraum. In der öffentlichen Meinung trifft man auf ein Meer an Ahnungslosigkeit, Vorurteilen und vereinfachenden Darstellungen. Für eine wirkliche Besserung scheinen mir drei Faktoren wichtig: Schaffung von Strukturen, Emanzipation der Angehörigen und Sensibilisierung der Gesellschaft.“

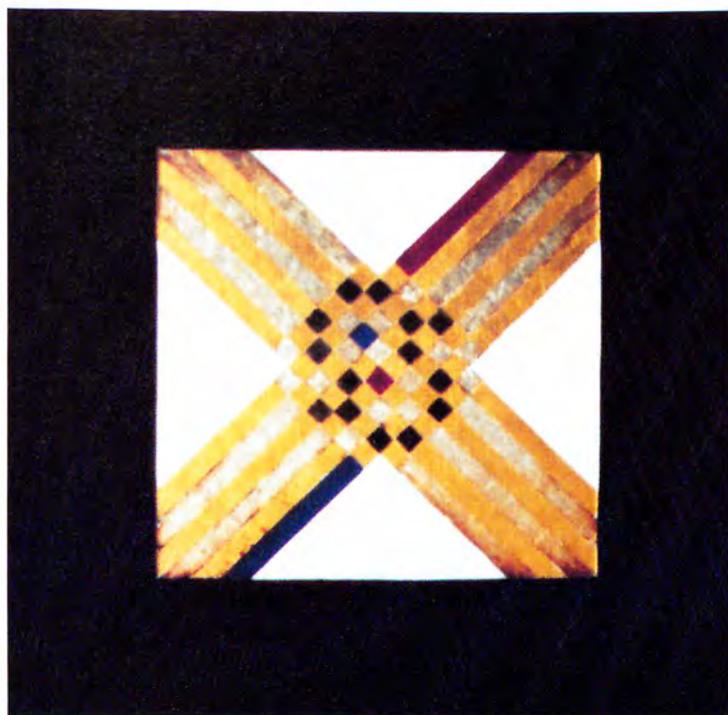
Endlich wagte eine Gruppe entschlossen Druck auszuüben. Verwandte konnten sich outen, sie waren ja nicht krank, wirkten vernünftig mit ihren Wünschen, und sie waren zahlreich. Wer ist nicht Angehöriger eines psychisch Kranken? Es reicht, weit genug in der Verwandtschaft zu suchen. Eine meiner Tanten ist schizophran, ein Onkel war Alkoholiker und nahm sich selbst das Leben.

Im Schutze der Angehörigen wagten sich auch Betroffene weiter vor, berichteten von ihren Erlebnissen und lösten Solidarität aus. Ich erinnere mich an zwei Tagungen im Schloß Maretsch und im Kolpinghaus Bozen. Die erste hatte so viel Zulauf, daß eine Fernsehübertragung in zwei nicht gemietete Säle spontan notwendig wurde. Die zweite entstand in Zusammenarbeit des Verbandes der Angehörigen mit dem neu gegründeten „Arbeitskreis der Psychiater und psychotherapeutisch tätigen Ärzte Südtirols“ (APSYS) und hatte das entsetzlichste Kapitel Südtiroler Psychiatrie, nämlich die Deportation von Geisteskranken zur Optionszeit zum Zweck der „Tötung lebensunwerten Lebens“, zum Inhalt. Die Südtiroler Öffentlichkeit war inzwischen sensibilisiert, vertrug scharfe Töne und das Kratzen an historischen Tabus. Der Brückenschlag zur Frage der Rückführung Überlebender der Nazigreuel aus süddeutschen Psychiatrien in ihre Heimat, der eventuellen Heimkehr von chronisch Kranken aus Pergine, Hall und Stadlhof war naheliegend.

Der „Verband“, wie er unter Insidern heißt, schuf ein bis heute wachsendes Netz, und scheute sich nicht, auch organisatorisch einzugreifen, wo die öffentliche Hand sich nicht zuständig fühlte. Seit Jahren können deshalb Gruppen von zwanzig bis dreißig Psychisch Kranken in mehreren Turnussen begleiteten Sommerurlaub in Rimini, am Gardasee und in Gsies genießen. Der Verband hat große Wohnungen angemietet, sie kleinen Gruppen psychisch Kranker in Untermiete gegeben, und drängt zu Recht auf die Öffnung von Treffpunkten zur geeigneten Freizeitgestaltung. In den großen Zentren hat er Selbsthilfegruppen für Angehörige ins Leben gerufen und organisiert Beratungen.

Die Idee der Selbsthilfe ist alt und wirksam (man denke an die beiden hoffnungslos Süchtigen Bill W. und Bob S., die 1935 die erste AA-Gruppe gründeten und damit vermutlich die hilfreichste Therapie des Alkoholismus entdeckten), aber niemand hat ein Monopol darauf. In letzter Zeit häufen sich Gründungen von Selbsthilfegruppen für Menschen mit Angst-, Zwangs-, Eßstörungen, Suizidgefährdete, sexuell Mißbrauchte, unter Krebs Leidende, Parkinson- und Asthmakranke, Diabetiker, Herzkrankte und Antikoagulierte. Diese vorwiegend vom Verein „Rainbow“ in Bruneck ausgehende Selbsthilfeweile wird meines Erachtens zu Unrecht vom öffentlichen Gesundheitssystem mit viel Mißtrauen beobachtet. Gerade chronisch Kranke benötigen Solidarität und Erfahrungsaustausch mit Gleichgesinnten, sowie einen gesunden kritischen Abstand zum Gesundheitssystem. Und alle diese Gruppen suchen über kurz oder lang doch den Kontakt zu den Experten aus Medizin und Psychologie. Freilich sind sie autonom, nicht kontrollierbar in ihrer Aktivität und in der Weitergabe von Informationen. Autonomie aber sollte, zumal in Südtirol, kein Grund zur Ablehnung sein.

Allerdings geraten sich, wie oben angedeutet, verschiedene Organisationen mit ihren Selbsthilfegruppen in die Quere. Die „Infostelle für Eßstörungen“ INFES unterhält Selbsthilfegruppen in Bozen, Meran und Brixen. In Bruneck macht „Rainbow“ dasselbe, und beide Vereine konnten sich wegen unterschiedlicher Vorstellungen über die Führung einer Gruppe (noch?) nicht zu einer Zusammenarbeit durchringen. Wer vertritt (am meisten) die Interessen psychisch Kranker? Der „Verband“ aus historischer und aktueller Zuständigkeit heraus, „Rainbow“ mit mehreren Gruppen für Menschen mit psychosomatischen Leiden, oder die im Oktober 97 in Bruneck gegründete „Lichtung“, ein Verein von psychisch Kranken für psychisch Kranke im Sinne einer landesweiten Interessensvertretung?



Franz Josef Feichter - Kreuz, 1996

Im Assessorat und bei den Sozialdiensten ist man alarmiert. Beginnt jetzt dieselbe Gründungswelle in der Psychiatrie wie vor einem Jahrzehnt in der Behindertenbetreuung, wo inzwischen (wie Verantwortliche, die anonym bleiben sollen, meinen) viel zu viele Vereine viel zu zahlreiche Angebote unterbreiten?

Ich glaube, auch in diesem Fall sind Ängste unbegründet. Die wenigen existierenden Organisationen fokussieren auf so unterschiedliche Aspekte der Bewältigung psychischer Störungen, daß sie alle ihre Berechtigung besitzen. Kompliziert wird es, wenn sie ihr Überleben mit Landesgeldern sichern wollen. Die öffentliche Hand wird sich in Zukunft fragen müssen, ob sie überhaupt Selbsthilfe mitfinanziert. Die Definition von Selbsthilfe geht sicher nicht dahin, daß sie teure Finanzspritzen vom Land benötigt. Wo Selbsthilfegruppen aber wichtige Aufgaben der Vorbeugung und der gezielten Information übernehmen, ist es auch für das Land und für die Gemeinden sinnvoll, Mittel zu Verfügung zu stellen und so zu streuen, daß therapeutische Netzwerke entstehen müssen. Auf die Kriterien und die Erfolgskontrolle kommt es an.

Pläne und Politik

Die meisten Psychiater waren schlichtweg beleidigt, als die Landesregierung am 13. 4. 92 den Beschluß Nr. 1794 auf Antrag des Landesrates für das Sozial- und Gesundheitswesen faßte. Darin wurde den Sozialdiensten die Zuständigkeit zum Errichten von Wohngemeinschaften, Berufstrainingszentren und Werkstätten, Treffpunkten und Genossenschaften für psychisch Kranke übertragen, und dieselbe Zuständigkeit den Sanitätseinheiten entzogen. Die ohnehin schwache Psychiatrie sah sich vollends gelähmt, wenn sie mit einer anderen Institution, die zur Sanität in Geschwisterrivalität stand, jeweils mühsam um die Aufnahme von Patienten in rehabilitative Strukturen feilschen mußte statt diese, wie im Gesundheitswesen üblich, problemlos und ohne Zeitverlust von einem Heilungsort an den anderen zu verlegen. Das Psychiatrieplanungskomitee sprach sich gegen den Beschluß aus und wurde vom Landesrat aufgelöst. Diese radikale Vorgangsweise schuf so viel böses Blut unter den Experten, daß man lange Zeit die Genialität der politischen Entscheidung nicht wahrnehmen konnte. Immerhin ermöglichte der Beschluß, die jahrelangen Versäumnisse des schleppenden Sanitätsapparates in puncto Psychiatrie schlagartig aufzuholen. Die Sozialdienste konnten damals ziemlich frei über Landesgelder verfügen und bauten oder mieteten rasch an. Sie waren nicht an Staatsgesetze der Qualifikation gebunden und auf diese Weise imstande, Mitarbeiter einzustellen, die ihre Ausbildung berufsbegleitend erfuhren. Weiters ging die Finanzierung der Sozialdienste in den folgenden Jahren vom Land auf die Bezirksgemeinschaften über, sodaß letztlich Gemeindegelder verwendet wurden und die lokale Politik Mitverantwortung übernahm. Andererseits zog auch die Sanität nach, am schnellsten in Bruneck, wo mit Hilfe der Internisten des Krankenhauses eine kleine psychiatrische Abteilung ab Oktober 94 in Betrieb genommen werden konnte.

Die Wogen zwischen Assessorat und Psychiatern sind längst geglättet, die junge Generation (der Psychiater) hat die Kränkung gar nicht miterlebt. Das Modell der partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit den Teams der Sozialdienste bewährt sich, wenn man den Psychiatern ihre Rolle als Koordinatoren des Heilungsprozesses über Strukturen und Institutionen hinweg beläßt. Seit dem Eklat ringen in dem wieder eingesetzten „Plankomitee für Psychiatrie“ Psychiater, Landesbeamte, Sozialdienste und „Verband“ um gemeinsame Lösungen. Der dort unter der Federführung eines begabten jungen Amtsdirektors umfassend vorbereitete „Psychia-

trieplan 2000“ ist ein Kompromiß mit nur mehr wenig Schwächen, die vor allem die vorgesehene Zahl an Mitarbeitern in der Psychiatrie betreffen. Die Landesregierung hat das ganze Werk, diesmal mit Unterstützung der Experten, unter der Bezeichnung Beschluß Nr. 711/96 gutgeheißen.

Die Themen im Komitee gehen nicht aus. Man bespricht, was im Plan noch nicht berücksichtigt ist: Kinder- und Jugendpsychiatrie, wo und wie (Bozen mit kleiner Abteilung, Bruneck mit einer Ambulanz?), Alterspsychiatrie und Betreuung Dementer, Zusammenarbeit mit den Stellen für Alkohol- und Drogensucht, Behandlung psychosomatisch Kranker. Und man denkt in Augenblicken der Ermüdung und Abgelenktheit an Anliegen, die noch gar nicht besprochen worden sind: ein Netzwerk zur Vorbeugung von Suiziden und zur Krisenintervention, die zweisprachigen Psychotherapieschulen in Südtirol und die europäische Anerkennung ihrer Diplome, die möglichen Kontakte zur neuen Universität, Nachsorgeforschung, Präventionsforschung.

Zitate:

H. Firmian, „Der südtiroler Psychiatrie fehlt es (noch) an Hoffnung“, „skolast“ Juli 1989, 34. Jahrgang, Nr. 3, S. 26 - 27.

H. Hinterhuber, „Psychiatrie morgen – Richtlinien für ein psychiatrisches Entwicklungsprogramm in Südtirol“, „Distel“ Nr. 4/86-1/87, S. 71 ff.

A. Langer, „Südtirol – Traumland der Isolierungspsychiatrie“, „skolast“ April 1982, 27. Jahrgang, Nr. 1/2, S. 32 - 33.

G. Pantozzi, „Die brennende Frage – Zur Geschichte der Psychiatrie in den Gebieten von Bozen und Trient“, Autonome Prov. Südtirol, Ass. f. Sozial- und Gesundheitswesen, Trient, 1989, S. 89.

Die Stellung des psychisch Kranken in anderen Kulturen

Wolfgang M. Pfeiffer

Gemeinsamkeit und kulturelle Vielfalt

Psychische Krankheiten kommen in allen Rassen und Gesellschaftsformen vor. Entsprechend der „psychophysischen Einheit des Menschengeschlechtes“ sind sie sogar – sofern man von einer psychiatrischen Krankheitslehre ausgeht – grundsätzlich überall die gleichen. Trotzdem sind hinsichtlich Ausformung und Verlauf schwerwiegende Unterschiede festzustellen; und das gilt dann auch hinsichtlich der Häufigkeit sowie der persönlichen und gesellschaftlichen Auswirkungen. Diese Unterschiede hängen zusammen mit der Wechselwirkung zwischen dem psychophysiologischen Krankheitsgeschehen (dem „Morbus“) und der Stellungnahme der Bezugspersonen, der Gesellschaft und damit auch des betroffenen Menschen zu dem veränderten Erleben und Verhalten (Murphy 1982, Pfeiffer 1990).



Paul Sebastian Feichter - Lebensfluss, 1996

Dabei ist oft schwer zu entscheiden, wo der Beginn des pathologischen Prozesses liegt und was erst Antwort auf die anfänglichen Veränderungen ist. Es handelt sich ja um einen Zirkel wechselseitiger Einflüsse und Reaktionen. In welcher Richtung dieser Prozeß aber verläuft – zur Reintegration, zur Ausschließung oder zu einer speziellen Form des Miteinanderlebens – das wird wesentlich durch das Verhalten der Umgebung bestimmt, und das heißt auch: durch die Stellung des Kranken in der Gesellschaft.

Bedeutung des Kultureinflusses am Beispiel des Rauschmittelgebrauchs

Kaum ein Phänomen läßt uns die Bedeutung des kulturellen Einflusses und der gesellschaftlichen Reaktionen so deutlich werden wie der Gebrauch und der Mißbrauch von Rauschmitteln, wofür ich zunächst den Alkohol als Beispiel wähle. So erstaunlich es klingt: Es gab Völkerschaften, die bis zur Berührung mit der europäischen Zivilisation Herstellung und Konsum alkoholischer Getränke nicht kannten, z. B. die Indianer Nordamerikas. Gerade sie zeigten sich dann auch den Auswirkungen des ungewohnten Genußmittels hilflos ausgeliefert. Anders verhält es sich bei einem Großteil der indonesischen Völkerschaften, etwa den Sundanesen und den Malaien. Bei ihnen ist das Vergären kohlehydratreicher Substanzen wie Reis und Maniok seit alters fester Bestandteil der Kultur, doch verwenden sie es heute zur Herstellung harmloser Süßspeisen (tape), während sie – gemäß islamischem Gebot – alkoholische Getränke trotz bequemer Verfügbarkeit meiden. Dann gibt es wiederum Völker, bei denen alkoholischen Getränken große Bedeutung im alltäglichen Leben zukommt (z. B. dem Wein in den Mittelmeerländern, dem Hirsebier in Schwarzafrika), wo aber Mißbrauch und Abhängigkeit bis in neuere Zeit kaum zum Problem wurden (Solms 1964; Voltz 1982). Selbst die maßlosen Trinkexzesse bei südamerikanischen Fiestas, die oft gezielt zur Volltrunkenheit führen, münden nur ausnahmsweise in Abhängigkeit und entsprechende Spätschäden, da der Gebrauch des Rauschmittels an die gesellschaftliche Situation des Festes gebunden ist (Aguilar u. a. 1967). Endlich können wir bei Bevölkerungsgruppen, bei denen täglicher hoher Alkoholkonsum zum Lebensstil gehört, etwa bei französischen Weinbauern, feststellen, daß sie zwar abhängig werden (Entzugerscheinungen), körperliche und psychische Beeinträchtigungen aufweisen (Leberschaden, blande Euphorie). Leutselig und genießerisch trinkend ent-

sprechen sie aber den gesellschaftlichen Erwartungen und sind gegen soziale Ausgrenzung und damit gegen ein völliges Abgleiten gesichert (Solms 1964).

Andererseits sind Alkoholiker, die aus der sozialen Ordnung herausgefallen sind und als Obdachlose außerhalb der Gesellschaft stehen, allen geläufig. Alkoholabhängige in orthodox islamischer Umgebung sind allein aufgrund ihres Alkoholkonsums als kriminell abgestempelt, sodaß es sich die dortigen Psychiater als erfreulichen Therapieerfolg anrechnen, wenn es gelingt, die (sozial geächtete) Alkoholabhängigkeit in eine (sozial akzeptierte) Abhängigkeit von Beruhigungsmitteln umzuwandeln.

Entsprechende Beobachtungen machte man hinsichtlich des Opiumgebrauchs in Südasien (Westermeyer 1982).

Die Betrachtung des Rauschmittelgebrauchs zeigt, daß scheinbar gleichartige Einwirkungen je nach kulturellem Kontext zu ganz verschiedenartigen Ausprägungen und Folgen führen, die von der Anerkennung bis zur Ausstoßung, ja bis zur physischen Vernichtung reichen können.

Faktoren, die die Integration begünstigen oder ihr entgegenstehen

Es geht um die Frage, wie weit das Verhalten der betreffenden Person mit den Normen ihrer Gesellschaft in Einklang steht oder dagegen verstößt. Solang sich der Mensch im Rahmen der Normen bewegt, kann er Regeln und Grenzen finden, die ihm Halt geben, er kann auf Verständnis und Stützung rechnen; die soziale Position, das Ansehen und damit auch die Selbstachtung sind weitgehend gesichert (vgl. das Beispiel der französischen Weinbauern: sie wären höchst verwundert, wenn wir sie als psychisch krank und behandlungsbedürftig bezeichnen.)

Wenn dagegen das Verhalten den Normen zuwiderläuft, wenn es als unsittlich, beschämend oder bedrohlich empfunden wird, dann geht die soziale Stützung verloren: den Devianten trifft Mißachtung und Abwehr (so Alkoholiker im Iran); er wird zum Sündenbock, dem man noch zusätzlich die Verantwortung für allerlei Unglück auflädt. Das bedeutet den Verlust der sozialen Position, der Sinnerfüllung des Lebens und damit auch der Selbstachtung. Der Deviante wird vor der Umwelt versteckt oder er wird ausgestoßen, womit sich der Weg zum völligen Verfall und damit auch zum raschen Tode auftut. Das ist ein Schicksal, das in weiten Bereichen der Erde, besonders aber im ostafrikanischen Raum, den Epileptiker trifft (Jilek & Jilek-Aall 1980) und vielerorts auch seelisch Kranke.

Situation und Formung depressiver Erkrankungen

Ein hoher Grad von Kulturabhängigkeit wurde von jeher den Depressionen zugeschrieben. Lange Zeit wurde sogar die Auffassung vertreten, daß sie in Schwarzafrika und anderen tropischen Ländern fehlten oder nur selten vorkämen. Diese Meinung wurde inzwischen korrigiert: Depressionen sind – wie Feldstudien ergaben – überall häufig, doch ist ihr Erscheinungsbild meist anders als in unseren Lehrbüchern beschrieben. Der Depressive erlebt sein Leiden als körperlich; und so gilt er auch – besonders dort, wo ein Konzept einer psychischen Krankheit namens Depression fehlt – als körperlich krank, weshalb er nur ausnahmsweise in die Hände eines Psychiaters gerät. Hinzu kommt, daß es – besonders in Südostasien – als ungehörig gilt, seine Umwelt durch trübe Miene zu belasten; das führt zum schwer durchschaubaren Bild der „lächelnden Depression“ (Pfeiffer 1984).

Seit aber mit verstärktem europäischen Kultureinfluß das psychiatrische Depressionskonzept Einzug hielt und die Diagnose sogar ein gewisses intellektuelles Prestige erlangte, werden derartige Krankheitsbilder überall manifest (Prince 1968). Als Besonderheit ist für die Volksrepublik China zu vermerken, daß dort die „Neurasthenien“ die Ambulatorien füllen. Gewiß würde ein westlicher Psychiater in diesen Fällen häufig von „Depression“ sprechen, was aber von dortigen Ärzten und Patienten entschieden abgelehnt wird (Kleinman 1985). Als Grund ist anzuführen, daß dort nur körperliches Leiden einen respektablen Krankenstatus verleiht, während psychische Krankheit einen Makel bedeutet. Zudem erscheint depressive Verstimmung als unvereinbar mit der kommunistischen Ideologie, die ja von ihrem Bekenner freudigen Elan verlangt. Neurasthenie dagegen fügt sich als Zustand körperlich verstandener nervöser Erschöpfung sogar in das Image eines Parteifunktionärs ohne Schaden ein.

Doch führen uns diese Erwägungen nicht über das Bild der blanden, von körperlichen Symptomen bestimmten Depression hinaus. Es bleibt also die Frage, wie die große Melancholie mit Selbstabwertung, Schuldgefühl und Suizid tendenz zu einem der charakteristischen Krankheitsbilder des westlichen Bürgertums werden konnte. Wie Prof. Bonuzzi (1991) dargelegt hat, ist der formende Einfluß kultureller Faktoren hierfür entscheidend. Dabei dürfte einmal die „Leibferne“ des betroffenen Personenkreises kennzeichnend sein, die zur „Psychisierung“ der Depression führt. Weiter ist der Umstand von Bedeutung, daß unsere Gesellschaft den persönlichen Wert eines Menschen von den erbrachten Leistungen

abhängig macht, was dem Depressiven die Selbstabwertung nahelegt. Endlich ist auch das Gefühl individueller Verantwortlichkeit mit im Spiel, sei es für das Ergehen und Tun der eigenen Person oder für das der Anbefohlenen.

Situation und Formung schizophrener Erkrankungen

Auch für Störungen des schizophrenen Formenkreises gilt, daß einfache Verstimmungs- und Defektzustände in traditionsbestimmten Gesellschaften im allgemeinen gut integriert werden. Die überschaubaren Ordnungen mit ihren klaren Verhaltensregeln bieten hierbei eine Stütze. Dagegen bedeuten die vielfältig wechselnden Situationen und die ständigen Leistungsanforderungen der Industriegesellschaft ebenso eine Überlastung wie die engen emotionalen Kontakte der Kernfamilie. Für uns ist von besonderem Interesse, wie schizophrene Zustände mit Halluzinationen und Wahn durch die Gesellschaft beantwortet und eingeordnet werden. Hierfür ist wiederum die Symptomatik und die Deutung der Krankheit von entscheidendem Gewicht.

Dabei finden die Veränderungen des Erlebens (Halluzinationen, Wahn) in traditionsbestimmten Gesellschaften weit weniger Aufmerksamkeit als bei uns. Auch sondert sich der Patient durch solche Erfahrungen von einer magisch betonten Vorstellungswelt weniger ab, als das in einer aufgeklärttechnischen Zivilisation der Fall wäre. Wie Böker und Risso (1964) am Beispiel sizilianischer Arbeitsmigranten zeigten, bewirkt die Vorstellung, behext zu sein, nicht etwa eine befremdete Distanzierung der Bezugspersonen, sondern sie aktiviert deren Zuwendung und Unterstützung; denn es handelt sich ja bei der *fattura* um ein vertrautes Geschehen, mit dem man umzugehen weiß. Ähnlich sind Geistererscheinungen, Stimmen Verstorbener und religiöse Offenbarungen diskutabile Ereignisse. Und selbst wenn sie offensichtlich abstrus sind, werden sie wenigstens als verzeihlicher Irrtum und vielleicht auch als reizvolle Geschichte erscheinen. Der Patient wird also durch sein psychotisches Erleben seiner Gruppe nicht entfremdet, sondern gewinnt Verständnis und Solidarität. So bleibt ihm auch erspart, daß er unter der Parole der „Krankheitseinsicht“ seine eindrucksvollen Erfahrungen widerrufen muß.

Viel schwerer aber als die subjektiven Erfahrungen des Patienten wiegt sein Verhalten. Dabei zeigt sich, daß man in traditionellen Gesellschaften grundsätzlich keine größeren Schwierigkeiten als bei uns hat, Verhalten

als abnorm abzugrenzen, wenn auch die Maßstäbe von Kultur zu Kultur verschieden sind (Lambo 1965). In Indien kann Nacktheit, Mutismus und kataleptisches Verharren in vertrackten Haltungen als Ausdruck religiöser Askese akzeptiert werden, während in Nordafrika Entblößen des Körpers sofort eine Geistesstörung vermuten ließe. Besonders sensibel werden in traditionsbestimmten Gesellschaften Verstöße gegen die Etikette registriert. So ist auf Java ein Vergreifen in den Höflichkeitsebenen der Sprache ein feines Indiz einer sonst noch unauffälligen psychischen Erkrankung (Gans 1922).

Aber auch dort, wo die Kultur dem Kranken in seinem Verhalten große Freiräume zubilligt, stößt er wohl immer an harte Grenzen, sobald seine Handlungen als bedrohlich oder beschämend empfunden werden. Was aber derartige Empfindungen hervorruft und welche Maßnahmen ergriffen werden, das hängt wiederum von der Deutung des Zustandes ab, also von den in der Kultur begründeten Konzepten. Wir sahen, wie der Kranke bei der Vorstellung des Behextseins meist auf ein hohes Maß an Unterstützung rechnen kann. Andererseits gab es bei den algonkinsprechenden Indianern Kanadas die Vorstellung, bestimmte Kranke seien in einen Windigo, einen menschenfressenden Dämon verwandelt, der nur durch Verbrennen unschädlich gemacht werden könne (Teicher 1960). Unendlich größer war sicher die Zahl der Geisteskranken, die unter der Anschuldigung getötet wurden, selbst Hexen zu sein: sei es, daß sie sich selbst bezichtigten oder daß sie durch ihr absonderliches Verhalten in Verdacht gerieten. Das galt besonders für den europäischen Raum, setzt sich aber in Afrika bis in die Gegenwart fort.

Nun dürfte sich die gezielte Tötung von Geisteskranken auf extreme Fälle beschränkt haben und wird heute – gerade auch unter dem Einfluß der großen Religionen – praktisch aufgegeben sein. Doch geschieht es weiterhin häufig, daß Geistesranke mißhandelt, angekettet, in Käfigen oder Erdlöchern gehalten oder fortgetrieben werden. Derart heimatlos gewordene Geistesranke gehören zum typischen Bild tropischer Großstädte und Wallfahrtsorte. Zerlumpt oder auch nackt wandern sie die Straßen entlang, wühlen im Abraum, schlafen unter Brücken. Mitunter schließen sie sich in Gruppen zusammen, sodaß mehr oder weniger stabile Partnerschaften entstehen. Kranke, die in die Wälder entflohen sind, können dort vollends verwildern; als „Waldmenschen“ beschäftigen sie – wie bei uns im Mittelalter – die Phantasie der Bevölkerung. Hunger und Krankheiten ausgeliefert haben sie wenig Chancen, auf längere Zeit zu überleben (Asuni 1968).



Friedrich Sebastian Feichter - Aus der Serie „Pflanzen“, 1995

Dem braucht nicht zu widersprechen, daß manche Geisteskranke als geheiligt und übernatürlich begabt verehrt werden. Die meisten Gesellschaften (auch die unsere) halten einige Nischen bereit, in denen ein verträglicher Psychotiker die Möglichkeit findet, seinem eigenen Weg zu folgen. Freilich gehen in dieser Hinsicht mancherlei romantisch verklärte Vorstellungen um: als ob Menschen, die bei uns aus der Gesellschaft aus-

geschlossen sind, in einer noch unverdorbenen Welt Priester und Heiler wären – eine Meinung, die auch von einigen angesehenen Anthropologen geteilt wurde (so Kroeber, Linton, Devreux). Nun ist einzuräumen, daß viele Heilkundige (bes. Schamanen) vor der Initiation tatsächlich eine Krankheit durchgemacht haben; doch braucht es sich keineswegs um eine Psychose gehandelt zu haben, oft ist eher von einer Entwicklungskrise oder einer körperlichen Krankheit zu sprechen. Wichtiger aber als die Tatsache der Krankheit erscheint, daß der Heilkundige durch die Krankheit hindurchgegangen und wieder genesen ist (Eliade 1957). Demgemäß gewannen Psychiater, wenn sie mit Heilkundigen in Kontakt kamen, auch meist den Eindruck bester geistiger Gesundheit und sensiblen sozialen Empfindens, was einen besonderen Sinn für theatralische Effekte nicht ausschließt.

Sofern aber ein Geisteskranker in die Rolle eines Heilkundigen oder eines Kultleiters hineingerät, wie das in einzelnen Fällen tatsächlich geschieht, dann ist sein Wirken im allgemeinen von kurzer Dauer, da es meist schon bald zu Entgleisungen kommt, die bis zu bizarren Gruppenselbstmorden reichen können. Ausnahmen ergeben sich am ehesten dann, wenn ein geschickter Manager die public relations übernimmt (Pfeiffer 1971, S. 139 f.).

Die Stellung des alten bzw. senilen Menschen in der Gesellschaft

Was unter „alt“ zu verstehen sei, bezieht sich auf die Zusammensetzung der Bevölkerung. Das bedeutet, daß unter Jägern und Sammlern Menschen über 40 bereits „alt“ sind; und die Zahl dieser „Alten“ ist gering. Als ich im bäuerlichen Nias einst eröffnete, daß ich bereits das 50. Lebensjahr überschritten hätte, wurde das mit ehrerbietigem Staunen aufgenommen: „Oh, der Vater ist schon alt!“ Die Stellung der Alten ist in verschiedenen Gesellschaften sehr unterschiedlich. In stark traditionsbestimmten Gruppen kommt ihnen meist große Bedeutung zu, denn sie sind die Hüter der (mündlichen) Überlieferungen und damit der Sitte; sie bilden die Verbindung zu den verehrten Ahnen. Oft laufen auch in ihren Händen die Fäden der Macht zusammen, sodaß sie eine „Gerontokratie“ darstellen, wie das besonders aus Schwarzafrika und Neuguinea bekannt ist (aber auch uns keineswegs fremd ist). Freilich kann eine derartige Sonderstellung Mißtrauen und Ablehnung hervorrufen; das ist besonders in Zeiten eines Kulturwandels der Fall, wenn es zum Konflikt der neuen Ge-

neration mit den überlieferten Ordnungen kommt und die Alten als Hindernis erscheinen.

Von den Inuit ist bekannt, daß sie die an sich hochgeschätzten Alten zurückließen, wenn diese den Strapazen des Umherziehens nicht mehr gewachsen waren: ein Verhalten, das unter den extremen Lebensbedingungen verständlich wird. Die eigentliche Altentötung entwickelte sich vor allem unter bäuerlichen Bedingungen und hatte nur zeitweise mit Notsituationen zu tun. Ethnologen wie Müller (1968) und Kucher (1980) sehen das Grundmotiv in fruchtbarkeitsmagischen Vorstellungen, wonach das Schwinden der Lebenskraft einzelner zugleich das Heil der gesamten Gruppe bedroht. Solche Altentötung fand sich nicht nur in Melanesien, sondern gerade auch im Westen des eurasiatischen Raums, etwa bei keltischen, germanischen und slawischen Stämmen, und ist in einzelnen Fällen bis in die Neuzeit bezeugt (Müller 1968). Daß die Vorstellung, es sei besser, sich seniler Menschen zu entledigen, wenn sie lästig fallen, bis in die Gegenwart fortbesteht, beweisen die furchtbaren Ereignisse, zu denen es in den letzten Jahren auf Pflegestationen in Deutschland und Österreich kam.

Freilich erscheint das Hinvegetieren zahlloser menschlicher Ruinen in großen Pflegesälen nicht viel besser. Aber auch die Infantilisierung, die wir mit „Beschäftigungstherapie“ und kleinen Spielen als „Rehabilitation“ betreiben, kann schwerlich befriedigen. Dem stellt unsere Gesellschaft das Leitbild des Menschen im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte entgegen: auch im Alter noch sportlich, von möglichst jugendlicher Erscheinung, aktiv in geschäftlicher, gesellschaftlicher und erotischer Beziehung. Wir müssen bedenken, daß im einen wie im anderen Fall der alte Mensch am Maßstab des mittleren oder gar jugendlichen Lebensalters gemessen wird und damit der Besonderheit seiner Lebensphase verlustig geht.

Erna Hoch, die fast ihr ganzes Berufsleben als Psychiaterin in Indien verbracht hat, verweist demgegenüber auf die indische Lehre von den vier Lebensaltern, durch die auch dem Alter eigene Ordnungen und Werte zugewiesen werden (Hoch 1963). Es ginge darum, sich rechtzeitig auf die Veränderungen des Alters einzustellen, das Nachlassen der Kräfte, die Wandlung der geistigen Funktionen zu akzeptieren und damit die Bindung an die Welt der Namen und Gestalten (namarupadhata) allmählich zu lösen. Unter diesem Aspekt wird auch Altersschwäche samt geistigem Nachlassen und endlichem Tod sinnvoll in das Gesamt der menschlichen Existenz eingefügt und könnte damit auch einen angemessenen Ort im fortdauernden Leben der Familie und der Gesellschaft erhalten.

Folgerungen aus dem Kulturvergleich

Bleibt noch zu fragen, was der Vergleich der Stellung des psychisch beeinträchtigten Menschen in verschiedenen Kulturen für unsere konkrete Situation bedeutet. Ich möchte meine persönliche Meinung in ein paar knappe Sätze zusammenfassen:

- Psychische Beeinträchtigungen (seien sie intellektuell, emotional, durch Trauma, Krankheit oder Alterung bedingt), sind in allen Rassen, Schichten und Gesellschaftsformen verbreitet. Als Ausdruck der Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit des Menschen sind sie ein unausweichlicher Zug der *Conditio humana*, weshalb sich jede Gesellschaft (auch die unsere) und jede Person (auch wir) darauf einzustellen hat.
- Bei Betrachtung der Verhältnisse in anderen Kulturen haben wir uns vor jeder Schönfärberei zu hüten. Tatsächlich treffen wir häufig auf erschreckende Mißstände, die uns verpflichten, unsere eigenen Kenntnisse und therapeutischen Möglichkeiten zur Verfügung zu stellen. Ich denke da besonders an die Pharmako- und Milieuthherapie bei Epilepsie und produktiven Psychosen, auch an unsere Erfahrungen auf dem Gebiet der Rehabilitation.
- Demgegenüber müssen wir aber erkennen, daß andere Gesellschaften den psychisch Beeinträchtigten oft ein viel höheres Maß an Toleranz und Integrationskraft entgegenbringen als die unsere. Hier können wir Hinweise und Anregungen finden. Doch wäre es töricht, bloß nachzuahmen; vielmehr hat jede Gesellschaft die ihr gemäßen Wege zu finden.

Begriffe wie „Integration“ und „Rehabilitation“ lassen mich zugleich zögern. Natürlich werden wir nach Kräften bemüht sein, dem Patienten ein volles und produktives Leben in der Gesellschaft zu ermöglichen. Doch stoßen wir immer wieder an die Grenzen bleibender Behinderung oder Absonderlichkeit sowie fortschreitenden Abbaus. Und so sehr wir auch nach Milderung trachten, müssen wir doch diese Grenzen respektieren. Wir haben unsere Gesellschaft auf solche Weise einzurichten, daß Raum bleibt, damit sich behindertes, gestörtes, schwindendes Leben in seiner Besonderheit entfalten kann. Denn es geht hierbei um einen wesentlichen Aspekt des menschlichen Lebens, dessen Leugnung eine Verarmung, ja eine Verfälschung bedeutete. Es ist wohl wichtig, daß in unserer geordneten, vernünftigen Welt Bezirke bestehen, die sich der Planung und Verfügung entziehen, also letztlich unintegrierbar, nichtrehabilitierbar sind, sodaß das Fremde, Ungeordnete immer wieder beunruhi-

gend vor uns steht. Vielleicht haben wir es solchen Lücken und Bruchstellen in unserer Ordnung zu danken, daß unsere Welt, daß wir selbst lebendig bleiben.

Im Text zitierte Autoren:

- Aguilar G., Auersperg A., Varas. M.: Die neuropsychiatrisch orientierte Diagnostik in der vergleichenden Psychiatrie. In: N. Petrilowitsch (Ed.): Beiträge zur vergleichenden Psychiatrie. Bd. 2. Basel u.a.: Karger, 1967.
- Asuni T.: Vagrant psychotics in Abeokuta. 2nd Panafrican Psychiatry Conference. Dakar 1968.
- Böker W. & Risso M.: Verhexungswahn. *Bibl. Psychiat. Neurol. Facs.* 124. Basel u.a.: 1964.
- Bonuzzi L.: *Follia e società alle origini dell' età moderna.*
- Eliade M.: Schamanismus und archaische Ekstasetechnik. Zürich: Rascher, 1957.
- Gans A.: Ein Beitrag zur Rassenpsychiatrie. *Münch. Med. Wschr.* 69 (1922) 1503 f.
- Hoch E.: Ripe old age or senile deterioration? *Indian Journal of Psychiatry.* 5 (1963) 119-133.
- Jilek W. & Jilek-Aall L.: Die soziale Stellung des Epileptikers. In: W.M. Pfeiffer & W. Schoene (Eds.): *Psychopathologie im Kulturvergleich.* Stuttgart: Enke, 1980.
- Kleinman A.: Neurasthenia and Depression: A study of somatization and culture in China. *Culture, Medicine and Psychiatry* 6 (1982) 117-190.
- Lambo T.A.: Diskussion. In: A.V.S. De Reuck & R. Porter (Eds.): *Transcultural Psychiatry. A Ciba Foundation Symposium.* S.78 f. London: Churchill, 1965.
- Kucher W.: Die soziale Stellung alter Menschen. In: W.M. Pfeiffer & W. Schoene (Eds.): *Psychopathologie im Kulturvergleich.* Stuttgart: Enke, 1980.
- Müller K.E.: Zur Frage der Altentötung im westeurasiatischen Raume. *Paideuma.* Wiesbaden 1968. S.17 f.
- Murphy H.B.M.: *Comparative Psychiatry.* Berlin u.a.: Springer, 1982.
- Pfeiffer W.M.: *Transkulturelle Psychiatrie.* Stuttgart u.a.: Thieme, 1971. Neuauflage in Vorbereitung.
- Pfeiffer W.M.: *Transkulturelle Aspekte der Depression.* *Nervenheilkunde* 1 (1984) 37-40.
- Pfeiffer W.M.: Beitrag der vergleichenden Psychiatrie zum Problem der Unterteilung endogener Psychosen. In: Simhandl C., Berner P., Luccioni H., Alf C.: (Eds.): *Klassifikationsprobleme in der Psychiatrie.* Wien u.a.: Überreuter Wissenschaft, 1990.
- Prince R.: The changing picture of depressive syndromes in Africa. Is it fact or diagnostic fashion? *Canad. Journal of African Studies* 1 (1968) 177-192.
- Solms H.: Soziologische, kulturelle, wirtschaftliche und regionale Verschiedenheiten des Alkoholkonsums und der alkoholischen Störungen. In: F. Laubenthal (Ed.): *Sucht und Mißbrauch.* Stuttgart: Thieme, 1964.
- Teicher M.: *Windigo Psychosis.* American Ethnological Society. Seattle: University of Washington Press, 1960.
- Voltz M.: Hirsebier in Westafrika. In: G. Völger & K.v. Welck (Eds.): *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich.* Reinbek: Rowohlt TB 34006, 1982. Bd. I
- Westermeyer J.: *Poppies, Pipes, and People.* Berkeley: 1982.

Was ist "normal" bei Herodot?

Die Spiegelung des Fremden an der Norm

Christina Antenhofer

Denn ich meine, wenn man alle Völker aufriefe, sie sollten sich aus allen Gesetzen, die sich fänden, die besten auswählen, so würde jedes nach erfolgter Prüfung die seinigen allen anderen vorziehen, so sehr hält jedes Volk seine eigenen Gesetze für die besten (Herodot; III, 38)

Das Zentrum ist die NORM. Die NORM aber ist NORMAL. Alles, was von ihr abweicht, ist demzufolge aNORMAL, ist fremd. Wir aber sind im Zentrum.

Wenn man das Werk Herodots abstrahierend betrachtet, so läßt sich vereinfacht ein schalenförmiges Weltbild darin erkennen: In der Mitte steht die zivilisierte Welt, die Hochkulturen, und noch zentrierter darin Oikumene. Um sie herum schließen sich schalenförmig Zonen von fremder Welt, fremden Völkern, wobei deren Zivilisationsgrad nach außen hin ständig abnimmt. Am absoluten Rand aber leben die Wilden. Wie kennzeichnet sich diese Wildheit? Erwartungsgemäß am Grade ihres Abweichens von der Zivilisation. Der Gradmesser ist jedoch die eigene Norm.

Herodot geht dabei schematisch vor. Es gibt gewisse Bereiche, in denen von der Norm abgewichen wird, und die insofern besonders interessieren, allen voran die Ernährung, der Totenkult, die Sexualität, die Verteilung der Geschlechterrollen.

Diese Bereiche werden nicht rein deskriptiv gestaltet, sondern gewissermaßen als Sammlung von Kuriositäten. Festgehalten wird primär, was auffällt am Fremden, was anders ist, was man nicht kennt: der Normverstoß. Es wird zum Mittel par excellence, um die Fremdheit zu charakterisieren. So etwa weichen die Fremden in ihren Essensgewohnheiten von den zivilisierten Menschen ab. Es gibt Völker, die kein Fleisch essen, sondern nur Milchprodukte, wobei dieser Normverstoß jedoch als positiv angesehen wird, sind doch diese Menschen friedlicher als alle anderen. Schlimm aber sind Fremde, die rohes Fleisch essen, oder gar rohen Fisch! Gekoppelt ist diese primitive Form der Ernährung auch mit sonstiger primitiver Lebensweise:

Was aber den Fluß anbelangt, den Araxes, so entspringt dieser im Lande der Matiener, ebenso wie der Gydes (...) Er mündet in vierzig Armen, die alle

außer einem in Sümpfen und Morästen enden; an ihren Ufern sollen Menschen wohnen, die von rohen Fischen leben und sich in Robbenfelle kleiden. (I, 202)

Dies geht einher mit seltsamsten Ausformungen im Totenkult: auf verschiedenste Weise geht man mit den Toten um, jedoch stets anders als das Zentrum! Tote können völlig vernichtet werden, indem man sie etwa verbrennt. Doch – barbarisch – man kann sie auch den Tieren zum Fraß vorwerfen – oder gar selbst essen!

Von den Issedonen werden folgende Bräuche berichtet. Stirbt einem der Vater, so kommen alle Verwandten herbei mit etlichem Vieh; dies schlachten sie, und nachdem sie das Fleisch zerschnitten haben, schneiden sie auch den verstorbenen Vater ihres Wirtes in Stücke, mischen alles Fleisch durcheinander und richten daraus ein Mahl an. (IV, 26).

Andere Völker wiederum wollen ihre Toten erhalten, indem sie sie etwa mumifizieren. Dort wird der Leichnam getrocknet, mit Gips überzogen und auf allen Seiten möglichst lebensnah bemalt. Anschließend wird er in eine hohle Alabastersäule gestellt und für ein Jahr im Haus behalten, wo er Mahlzeiten und Opfer erhält. Schließlich wird er vor die Stadt geschafft und dort irgendwo aufgestellt. (III, 24).

Interessant ist gerade in diesem Bereich der Respekt, den Herodot all diesen Kulturen zollt – auch wenn sie von der Norm abweichen: So läßt er Dareios ein Experiment durchführen, und konfrontiert zwei Völker mit den jeweils anderen Begräbnissitten, um ihnen dadurch klarzumachen, wie schnell der Gedanke von Frevel entsteht, nur weil die Sitten verschiedenen sind:

Dareios ließ einstens Hellenen, die sich an seinem Hofe aufhielten, vor sich rufen und fragte sie, um welchen Preis sie sich dazu verstehen würden, die Leichen ihrer Eltern zu verzehren? Sie erklärten, das würden sie um keinen Preis tun. Darauf ließ Dareios Indier kommen aus dem Stamm der Kallatier, die ihre Eltern zu essen pflegten, und fragte sie in Gegenwart der Hellenen, denen ein Dolmetscher übersetzte, was gesprochen wurde, um welchen Geldpreis sie bereit sein würden, die Leichen ihrer Eltern zu verbrennen? Da schrien sie laut auf und riefen, er solle nicht so gottlos reden. So bat hierin jeder seine eigene Weise, und mir scheint, als habe Pindar in seinem Lied Recht, wenn er die Sitte einen König über alle nennt. (III,38)

Normiert aber muß auch das Sexualleben sein – hier weicht die wilde Welt jedoch ebenfalls ab: seltsamste Modelle begegnen uns, wo Frauen Gemeinbesitz sind, wo jede mit jedem, wo in aller Öffentlichkeit... So etwa bei den Völkern des Kaspischen Meers, von denen Herodot folgen-

des berichtet: *(Der Kaukasos) wird bewohnt von vielen verschiedenartigen Volksstämmen, die sich fast alle von den wilden Bäumen des Waldes ernähren. (...) Die Begattung unter diesen Menschen, erzählt man, geschehe vor aller Augen wie beim Herdenvieh. (I, 203).*



Paul Sebastian Feichter - Ohne Titel

Primitive Sexuelsitten scheinen gekoppelt mit bizarren Normenverstößen in anderen Bereichen, woraus sich ein ganzes Bild der Verkehrtheit ergibt, etwa bei den Massageten, wo die Anormalität besonders kuriose Formen in den extrem emotionalisierten Bereichen Sexualität und Tod erfährt:

Wenn einen von ihnen die Lust nach einem Weibe ankommt, hängt er seinen Bogen draußen an ihren Wagen und kommt zu ihr ohne Scheu. Sie wissen zwar nichts von einer bestimmten Grenze des Lebensalters, aber sobald einer von ihnen gar zu alt wird, kommen alle seine Verwandten zusammen, schlachten ihn zusammen mit sonstigem Vieh, kochen das Fleisch und verschmausen es. Dies gilt ihnen als das glücklichste Ende. (I, 216)

Pervertiert erscheint die natürliche Ordnung aber besonders dort, wo die Geschlechterrollen vertauscht sind, wo Frauen gewalttätig sind wie Männer, wo es kämpfende Amazonen und todbringende Jungfrauen gibt!

An die Machlyer grenzen die Auseer. Diese und die Machlyer wohnen an beiden Seiten des Tritonissees; (...) Jährlich am Fest der Göttin Athena teilen sich die Jungfrauen in zwei Gruppen und kämpfen gegeneinander mit Steinen und Stöcken. () Die Jungfrauen, die an den Wunden sterben, nennen sie Lügenjungfern. (IV, 180)

Diese Fülle von Fremdheit kennzeichnet sich durch ein Element: das Abweichen von der Norm der griechischen Welt. Bei den Ägyptern erfährt dieses Muster seine stärkste Ausprägung, denn deren Welt ist tatsächlich die völlig verkehrte Welt auf dem Kopf, wo jede im Zentrum bekannte Norm verdreht wird: *Wie der Himmel bei ihnen von sonderlicher Art ist und ihr Strom eine andere Natur hat als die übrigen Flüsse, so sind auch fast alle Sitten und Gebräuche der Ägypter der Lebensweise der anderen Menschen entgegengesetzt. Bei ihnen sitzen die Weiber zu Markt und handeln, die Männer aber bleiben zu Hause und weben, und macht man anderswo den Einschlag des Gewebes von oben, so machen ihn die Ägypter von unten. Lasten tragen die Männer auf den Köpfen, die Weiber auf den Schultern. Beim Wasserlassen stehen die Weiber und sitzen die Männer etc. (II, 35).*

Dieses Abweichen ist jedoch nicht rein negativ zu sehen. Prinzipiell nämlich begegnen uns zwei Seiten an der Fremde: das Faszinierende und das Abstoßende.

Besonders scharf tritt dies am äußersten Rand der Welt hervor. Dort wohnen einerseits im Norden die schrecklichsten Wilden, die Androphagen, bei denen es weder Recht noch Gesetz gibt, und die Menschenfleisch essen – und das Menschenfressen ist stets das Zeichen barbarischster Rohheit! Andererseits leben jedoch zugleich am Südrand die edelsten,

größten und schönsten aller Menschen, die Aithiopen: Bei ihnen hat das Geld keinen Wert, und sie halten ihre Gefangenen in goldenen (!) Fesseln (eine Metapher auf die Versklavung des Materialismus?). Sie verkörpern bereits den Typus des Rousseauschen „edlen Wilden“.

Das bedeutet also, daß die Fremde Raum für Horror und Utopie birgt, die beiden extremsten Formen der Abweichung vom Normalen: Hölle und Paradies – in jedem Fall aber Andersartigkeit. Damit bietet diese Fremdschreibung aber auch didaktische Möglichkeiten: Sie hebt den zerrenden Spiegel vor das Eigene, vor die Norm, und ermöglicht durch die Perversion das Bekannte – eine um so deutlichere Reflexion dieser Norm.

Was sich aus diesem Bild ergibt – unabhängig davon, ob die Norm gut oder schlecht, das Fremde schlecht oder gut ist – ist die Tatsache, daß das Fremde für sich allein nicht faßbar scheint, sondern nur in seiner Spiegelung an der Norm.

Betrachten wir etwa die Reiseberichte mittelalterlicher Reisender, so finden wir dort dieselben Muster wie bei Herodot, ja selbst dasselbe Bildmaterial: da in der Fremde sich die Norm verkehren muß, müssen dort auch die Lebensformen von der Norm abweichen. Damit öffnet sich – etwa im mittelalterlichen Herzog Ernst – das Reich der Fabelwesen, von Kentauren, Zyklopen, Plathufen über Pygmäen und Ohrenmenschen bis hin zu den Kranichmenschen. Diese aber sind nichts anderes als exzessive Normverstöße, nichts völlig Neues, nichts Eigenständiges: ein Puzzle, zusammengesetzt aus Stückchen, die es in unserer normalen Welt gibt, lediglich anders, anormal zusammengesetzt. Eine Variation auf einem Thema – aber kein neues Thema.

Und gehen wir den Schritt weiter in das 20. Jahrhundert, wo die Welt nunmehr in all ihren Zonen bekannt ist. Hier wird nun Faszination und Horror des Fremden als Abweichung vom Normalen in den Weltraum projiziert. Das Raumschiff Enterprise begegnet auf seiner Reise durch das All ähnlichen Normabweichungen wie Herzog Ernst im Orient und Herodot an den Randzonen der Welt. Das Prinzip ist dasselbe, nur das Repertoire erweitert um das technische Sortiment, das mittlerweile das Reich der Norm erobert hat.

Es ist also keine Frage des Faktischen, es ist die Frage des Blicks. Und der Blick ist geprägt durch die Norm. Diese selbst ist jedoch so normal, daß wir sie nicht mehr wahrnehmen. So entwerfen wir Bilder des Anderen, des völlig Fremden, das uns fasziniert und abschreckt – weil wir uns nur bekannt darin selbst sehen, gespiegelt.

Anmerkungen

Für Ideen und Anregungen zu diesem Artikel danke ich besonders Prof. Reinhold Bichler.

Verwendete Herodotausgabe: Herodot: Neun Bücher der Geschichte. Phaidon, 3. Auflage 1990.

Vom Zulassen dessen, was aus der Norm ist

Bruno Klammer

Noch etwas will ich sagen, was ich noch nie gesagt habe: Ich behaupte, der innere und der äußere Mensch sind voneinander so verschieden, wie Himmel und Erde voneinander entfernt sind. (Meister Eckhart, Vom Urquell der Gottheit).

Die Prophezeiungen von Célestine sprechen in der 3. Offenbarung von einer Aura, die von Menschen und Dingen ausstrahlt. Und eines Tages würden alle in der Lage sein, diese Ausstrahlungen der Menschen und Dinge wahrzunehmen und zu erkennen. (1) Wir würden dann auf einfache Weise in der Lage sein zu unterscheiden, was einen Menschen verkrüppelt und was ihn vollendet. Was an ihm schief ist und was gerade. Was in bzw. was außerhalb der Norm.

Das Gute, ist eine uralte Überzeugung, findet sich in den Gesetzen und Weisen der Natur. Das Anormale, Böse liegt außerhalb. Es verletzt und es bricht die Norm. Daß Pflanzen einander verdrängen, der Stärkere im Tierreich den Schwächeren frißt, ist demnach in der Norm. Und Menschenfresser waren einst also gar nicht so sehr aus der Norm.

Dem Natürlichen und dem Gesunden gegenüber setzt sich die Unnatur. In der Formgebung als Verzerrung (mißgebildete Wesen z.B.). Im Seelischen als Störung und gesellschaftlich als Rebellion.

Das, was aus der Norm ist, vertreibt aus dem Paradies

In die Vorräume der individuellen und gesellschaftlichen Störungen sind die Priester gesandt. Die Therapeuten. Die Gesetzgeber. Auch die Henker und Schergen, soweit sie als diejenigen angesehen werden, die durch den Vollzug der Gerichtsbarkeit Normverletzungen wieder versöhnen.

Sie alle gliedern ins Paradies ein. Stellen an den vier Paradiesesflüssen die Verhältnisse wieder her, so wie sie sein sollten und wie sie ehemals einmal waren. Wie das auch Regenmacher, Teufelsaustreiber, Gurus und andere tun. Normen und Entgleiten der Norm setzen eine Dialektik in Gang, die wir als bedrohlich empfinden. Deshalb muß alles aufgeboten werden, um wieder Heilung in Szene zu setzen. Genesung. Reform. Therapie.

Wir setzen Genesungsprozesse gegenwärtig vor allem auf ruhige, sachliche, undramatische Weise in Gang. Indem wir zuallererst forschen, studieren, vorschlagen, experimentieren und verifizieren, was wir dürfen, was nicht. Was wir dabei ausreichend zu begründen vermögen, wird von uns als mögliche Verhaltensform anerkannt.

Nicht die Andersartigkeit ist das zukünftige Distinctivum für das, was erlaubt oder nicht erlaubt ist, sondern die Begründbarkeit. So werden Be-



Friedrich Sebastian Feichter - Das Kind in mir, 1997

gründbarkeit und Forschungsergebnisse zu Faktoren, die unser Normengefüge verwandeln. Anstelle dessen, was bisher angenommen, behauptet und uns aufgezwungen worden ist, setzen sich Aussagen der Wissenschaft. So war Empfängnisverhütung, beispielsweise, vor den Forschungen von Pincus in den Jahren 1954-56 nicht nur der Methode nach, sondern auch seiner ethischen Zuordnung nach, etwas völlig anderes als nach Pincus. Internationale Menschenrechtserklärungen, Abkommen, Abbau von Diskriminierung, Schutzerlässe für Minderheiten nutzen genau diese Chance. Anstelle von Katechismen setzen sie in der Neuzeit Vergleich und Analyse, erforschen und begründen die Verhältnisse. Es ist ein Verdienst der Wissenschaft, und nicht der Theologie, daß in der Behandlung von Verhaltensabweichungen und Störungen die Teufelszuschreibungen gedämpft worden sind, Wirbel- und Schleuderapparaturen, Trakturen und Leibesfolterungen verschwinden. Und daß nunmehr Pharmaka an deren Stelle getreten sind.

Die neue Sicht dessen, was aus der Norm ist, verlangt uns ab, in die Betrachtung vor allem Information einzuführen, den überlastigen Wertcharakter aber zurückzudrängen. Die Tötung von Menschen in der kirchlichen wie außerkirchlichen Praxis ist vielfach nicht nur eine Entfernung aus Brot und Amt. Sie ist darüber hinaus vor allem eine Tötung aus Wertung: Feind des Volkes, der Sitten und des Staates. Moralisch suspekt. Nicht mehr voll zurechnungsfähig. Wenn am Ende gar noch an Psychotherapeuten herangegangen wird, um in einem Gutachten die Unzurechnungsfähigkeit eines Menschen festzustellen, wird damit der innerste Kern eines Menschens getroffen. Er wird seiner ganzen humanen Natur nach als für aus der Norm erklärt. Haßerfüllt auf alles, was nicht ihren Interessen entspricht, sind die politischen, moralischen, rassischen und auch die religiösen Totschläger der Geschichte immer wieder diesen Weg gegangen, einem Menschen abzusprechen, daß er noch menschenwürdig in der Norm sei.

Was ist das Kriterium dessen, daß etwas aus der Norm fällt? Sachliche Kriterien scheinen uns zu sein: daß angepeilte Ziele, angewandte Mittel, gewollte und vorhersehbare Entwicklungen einer humanen individuellen und gesellschaftlichen Gestaltung widersprechen. Ein solcher Widerspruch kann nicht einfach behauptet, ein solcher Widerspruch muß nachgewiesen werden. Generell kann gesagt werden, daß im Verlauf der Geschichte sich immer mehr Dinge als integrationsfähig und integrationspositiv erwiesen haben, als dies zunächst häufig scheinen mochte.

Was z. B. für die Fürsten und den Adel ein Verbrechen war, der Gedanke der Republik, ist für uns aus der Verbrechenstatistik entlassen. Nicht nur, es ist in eine verfassungsmäßige Verpflichtung hinübergewachsen. Mehr und mehr deckt die Hinterfragung auf, daß Normenbereiche in manchem weit weniger eng abgesteckt sind, als behauptet. In anderem wiederum zwingt sich uns neuer Normcharakter auf. Wissenschaftliche Erkenntnispflicht, Integrationspflicht, die Pflicht zu Sachlichkeit; die Verpflichtung, eine gesellschaftstragende Spiritualität zu entfalten, die Durchbrechung des mittelalterlichen und des marxistischen Klassencharakters... Vieles, auch die Zurückweisung ungedeckter religiöser Ansprüche wird zur neuen Norm.

Es gibt einen Normenfrevler, das Rad der Geschichte im Gegenurzeigersinn drehen zu wollen. Monarchen nach 1813 und 1815 haben dies versucht. Die Zeitählung wurde in einem Herzogtum z.B. wieder auf 1789 zurückgeschraubt, um die Französische Revolution aus dem Gedächtnis der Geschichte zu löschen. Die Folge war: Die Bürger zwischen 1789 und 1813 waren nicht geboren. Sind nicht gestorben. Sind keine Ehen eingegangen. Waren nicht Erben und haben nichts vererbt. Wie es denn ähnliche Relikte gibt, wenn Staaten bestandene Examina aberkennen oder eine einmal erworbene Graduierung als Akademiker aufzuheben glauben. Dies sind die verhängnisvollen Normenbrüche, an denen wir leiden, daß Teile der Wirklichkeit gelehnet werden oder daß wir selbst Teile leugnen. Der Marxismus ist daran zerbrochen. Einige Religionsgemeinschaften, scheint es, zerbröckeln gegenwärtig daran. Wirklichkeitschwund, vielleicht ist es gerade das, was wir als Normenbruch anzunehmen nicht bereit sein wollen. Auf eine verkürzte Wirklichkeitsaussicht folgen Verhältnisse, die verhängnisvoll aus der Norm sind. Überall wachsen Defizite und Konflikte an. Normenabweichung erweitert im guten Sinn die Areale unseres Denkens und Handelns. Dagegen ist Realitätsverweigerung ein Widerstand gegen was notwendig ist oder notwendig kommen muß.

In der Lebensregel der Douze Béguines (1356) schreibt Ruysbroeck: *Le Christ est notre règle*. Christ ist unsere Lebensregel; *sa vie, sa doctrine sont notre bréviaire* – sein Lebensstil und seine Lehre sind unser Gebet (Brevier); *là où nous allons, nous devons les emporter* – Wohin immer wir uns begeben, führen wir sie mit uns (2). Lebensregeln, die es im Kirchlichen und im Außerkirchlichen gibt, machen nur Sinn, wenn sie zu realem Lebensgewinn führen. Häufig bringen uns der Rückzug auf unflexible Wahrheiten und die Rückberufung auf rigorose Prinzipien Wirklichkeits-

minderung anstatt Wirklichkeitszunahme. Wirklichkeitsverdränger glauben vielfach, wird das Alternative abgewendet, gilt das Eigene umso unumstrittener. Wirklichkeitskonstituierend ist vielmehr, um unterschiedliche Möglichkeiten zu wissen, eigene Lebensentwürfe zu wagen und mit den diversen Gruppen, Interessen, Aspekten einen Dialog einzugehen. Und langfristig defensive Lebensmatrizen zu vermeiden.

Das, was aus der Norm ist, führt ins Paradies

Der Normenbruch ist ständig unter uns, und ist somit selbst Norm. Entfaltung, Pluralität, Toleranz, Integration, jedes dieser vier Prinzipien organisiert gesellschaftlichen Wandel, und ist mithin normenumbrechend. Besitzstände müssen verändert werden, Anschauungen zurechtgerückt. Verhaltensweisen müssen wieder angepaßt werden. In unserer eigenen allerkleinsten Umwelt erleben wir z. B., wie anstelle von Nachbarschaftstheologie mehr und mehr Nachbarschaftsregelungen treten. Der Nachbar tritt aus christlicher Sinndeutung aus und tritt in den alleinigen Horizont von Rechtsverhältnissen ein. So entsteht eine neue Matrize, die nicht mehr Nachbarschafts liebe, sondern Nachbarschaftsordnung heißt. Condominiumssitzungen lösen die Nachbarschaftshilfe von einst ab.

Zu jeder Zeit werden viele Krisen ausgelöst durch Gewohnheitsstandards und Normenverpflichtungen, die ihrerseits bereits etwas aus der Norm sind. Das Zweite Vatikanische Konzil z. B. sucht auf zahlreiche Krisen eine Antwort zu geben. Das Ungenügende aber daran ist, daß auf Strukturfragen häufig anthropologisch geantwortet wird. Vom Typus: Auf mißliche Zustände wird mit hoher Selbstaufopferung und mit erhöhter Tugendanstrengung erwidert. Oder mit dem Aufruf, eine Gesellschaft mit vermehrter Liebespraxis zu begründen. Die Liebesmühe wird dann zu einem Ritt gegen Windmühlen, wenn die Defizite vor allem strukturelle Defizite sind.

Matrizen sind ein Suchakt, um in der Wirklichkeit zu stehen. Sind die Matrizen pathogen, strukturieren sie aus dem Freien ins Unfreie. Aus Unabhängigkeit in die Abhängigkeit. Aus Verantwortung in die Unterwürfigkeit. Aus einer Ethik der Rechtfertigung und der Begründung in Habitate der Stimmung.

Es scheint aus der Norm, wenn wir sagen, Begriffe und innere Erfahrungen haben alle ihre Pendants, ihre Gegenbegriffe und ihre Gegener-

fahrungen in uns. Gläubige leben in Gott – und beten in ihren Zweifeln zugleich das Nichts an. Wir lieben die Ordnung – und besitzen ohne Chaos nicht genug Freiheitsraum. Gehorchen den Notwendigkeiten – und lehnen uns gegen sie auf. Wir sind stark – aber nicht ohne auch schwach zu sein. Was uns zunächst aus der Norm scheint, ist als Komplementärbegriff und Komplementärerfahrung zugleich in uns. Wir retten die Träume der Heiligen, indem wir sie als Versuchungen einstufen. In Wahrheit wird der Fromme heimgesucht von Glaubensfinsternis und der Lust, Gott jederzeit auch abschwören zu können. In unserem Inneren werden die unglaublichsten Dinge zugelassen. Die aber nach außen von uns verschwiegen werden müssen.

François Duvalier ließ sich die abgehackten Köpfe seiner Gegner auf einem Tablett servieren und hielt Zwiesprache mit ihnen. Gegner zu eliminieren, war ein repräsentativer Zug seiner Herrschaft. Und war für ihn völlig normal. Die Diktatur hat andere Normalitätsstandards als eine aufgeklärte Demokratie. Mit „normal“ wird nicht selten auch eine böse Herrschaftslegende geboren. Mit „nicht normal“ war es in der Geschichte immer schon möglich, Menschen für Ausschaltung und Verfolgung verfügbar zu machen.

Die, die die Zuständigkeit besitzen und an der Macht sind, verfügen darüber, was im Dienste ihrer Interessen normal ist

Zur Normalität internationaler Abkommen (Menschenrechtserklärungen, Abkommen gegen Diskriminierung, Schutzrechte...) gehört der Einsatz für Benachteiligte, Behinderte, Ausgegrenzte. Wir können sagen: für von Unrecht und Schmerz Betroffene. Biologistische und rassische Theorien vom Sich-Durchsetzen des Stärkeren halten es für abwegig, dem Schwachen zuhilfe zu kommen. Für sie ist das Schwache aus der Norm der Natur. Wie für Nietzsche das Christentum die Herrschaft der Schwachen, des römischen Pöbels, an die Oberfläche brachte. Und Rom, das Starke, das Heldische, zerstörte.

Allerdings, und daran knüpfen wir unseren letzten Gedanken, das Erkennen und Zulassen dessen, was aus der Norm ist, geht in die kulturelle Entwicklung häufig als positives Moment ein. Erst als Jost Bürgi und Kepler ihre Umdrehungsrädchen nicht mehr genau rund zu machen begannen und die Planetenbahnen nicht mehr nach vollkommenen Kreisen berechnen ließen, kam die Lösung der Himmelsmechanik in Sicht. Auch

wenn der Kreis noch lange als die Vollkommenheitsmetapher Gottes und der Schöpfung weiter verblieb.

Abweichung und Norm. Im Mittelalter schoben die Gläubigen Fässer in Dome. Tranken, blökten, muhten, jaulten und röhreten. In dem, was wir das finstere Mittelalter nannten, gab es die Zunft der frommen Huren. Ihr Vorrecht war es, bei Prozessionen nach dem Sanctissimum zu gehen. Hochzeiten im Badehause, von nichts umhüllt als vom Wasser im Bottich; die Liebe feilzuhalten auf dem Friedhof zu den Unschuldigen Kindern; sich einmauern zu lassen nach einem reichen Liebesleben und von den Gaben der Vorübergehenden zu leben – alles Mögliche und Unmögliche hat es in reicher geschichtlicher Auswahl gegeben. Längst dämmert es uns, daß Verhaltensnormen keine Naturgesetze sind. Es gibt eine Grenzüberschreitung, sagt Hegel, zum Segen. In der Normverteilung von normalen Verhältnissen und Zusammenhängen finden sich kein Regenschirm und keine Nähmaschine auf dem Seziertisch der Ärzte. Bei Lautréamont aber befinden sie sich dort. So werden unsere neuen Kausalzusammenhänge geboren.

Wenn das Nicht-Normale ins Exil muß, leitet das den Niedergang einer Epoche, einer Kirche, einer Interessensgruppe ein. Der Exkurs der Ideen, der Vorstellungen und der Impulse erlahmt. Und gärt in Subkultur fort. Manchmal als Geburtsnische für Freiheit. Manchmal verstört und zerstörend. Immer als Aufbereitungsort für Dissens.

Viele Menschen, sagt der Simplicissimus, halten sich als für hergekommen von uraltem Geschlecht. Aber wer sind sie? Ihre Voreltern waren Tagelöhner, Karchelzieher und Lastenträger. Die Mütter Kupplerinnen oder Hexen. In summa, das ganze Geschlecht befleckt von den zweiunddreißig Ahnichen (Ahnen) her.

Eine gesunde Ordnung ist nichts, als damit fertig zu werden, was wir sind, was wir erstreben und was ist. Wir fahren auf das Meer und dürfen soweit hinaus, als uns die Rückkehr noch gesichert erscheint.

Anmerkungen:

- (1) James Redfield, die Prophezeiungen von Célestine. Ein Abenteuer. Heyne Verl. München 1994.
- (2) Jan van Ruysbroeck; Les Douze Béguines, Cantique.

Krankheitsmodelle und ihre Funktion

Franz Moser und Roger Pycha

Geschichte

Ein Blick auf die Definition von Krankheit und Gesundheit im Laufe der Jahrhunderte zeigt, daß beide keine festen Größen sind, sondern sich in verschiedenen Epochen, Kulturkreisen und sozialen Schichten anders darstellen – es gibt sogar familienspezifische Vorstellungen über Krankheit und Gesundheit. Formal gesehen geht es immer um die Abweichung von einer gesellschaftlich gewünschten Normalität und um die besondere Deutung dieser Abweichung. Daher enthalten alle, auch die am stärksten naturwissenschaftlich „objektiv“ ausgerichteten Definitionen, soziale Wertungen.

Krankheit ist, wie die Erfahrung des Todes, ein existentiell menschliches Phänomen. Natürlich erkranken und sterben nichtmenschliche Wesen auch, aber ohne daß beide Phänomene vorwegnehmende oder heilende Maßnahmen zu ihrer Bewältigung erfahren. Das Menschliche an der Krankheit sind der immerwährende Kampf gegen sie und die Bewahrung der Gesundheit durch Vorbeugung.

Im Mittelalter war der Krankheit in einem weitgehend von der Kirche geprägten Weltbild eine religiös-moralische Bedeutung beigemessen. Sie wurde als Folge und Ausdruck sündhaften Lebenswandels (vor allem eines Kollektivs, weniger einer Einzelperson) aufgefaßt, und bot gleichzeitig Gelegenheit, etwas von der sie auslösenden Schuld abzutragen. Krankheit und Leiden erhielten die doppelte Funktion, Verfehlung und Sühne darzustellen. Folgerichtig war die mittelalterliche Krankenpflege mehr auf das Seelenheil des Patienten als auf medizinische Versorgung bedacht, Glaube und Liebe galten als Mittel der Therapie noch vor den damals bekannten körperlichen Kuren.

In der Neuzeit wollten Aufklärung und aufkeimende empirische Naturwissenschaft die Welt auch von der kirchlichen Krankheitsauffassung befreien. Allen voran suchte Descartes nach einem sicheren Fundament der Erkenntnis und begann Krankheit als „Naturgeschehen“ zu betrachten, das mit dem menschlichen Seelenleben nichts mehr zu tun hatte. Sie stellte für ihn einen *Defekt der Gliedermaschine Mensch* dar, und nur eine genaue Kenntnis der in ihr wirksamen Gesetze konnte eine Reparatur bewirken. Die Störung traf den Einzelnen zufällig und beeinträchtigte den

Organismus so sehr, daß sie auch psychische Folgen auslösen konnte. Krankheit wurde eine Abweichung von statistischen Normwerten ohne menschlichen oder höheren Sinn. Diese mechanische Auffassung ebnete den Weg für den Versuch, mit rein menschlichen Kräften der Erkrankung entgegenzuwirken. Sie führte zur Bewältigung unerträglicher Schuldängste und zur Befreiung aus einer Ohnmacht, in der der Mensch dem schrecklichen Ratschluß Gottes ausgeliefert war. Selbstverständlich war in dem neuen Konzept auch die Sühne überflüssig geworden, da ja keine Schuld bestand.



Franz Josef Feichter - Denkerin, 1995

Die Medizin verschrieb sich lange erfolgreich diesem Denkmodell, befreite Krankheit von moralischen Stigmata, löste sie aber aus ihrem Lebenszusammenhang heraus und machte sie zur sinnlosen Leerstelle menschlicher Existenz. In manchen Fällen wurde Heilung durch die neue Sinnentleerung auch erschwert und die Chronifizierung der Beschwerden gefördert: nirgendwo aber zeigte sich die Grenze des Modells so deutlich wie in der neuzeitlichen Auffassung der Geisteskrankheiten, da in der Mehrzahl der Fälle keine abnormen körperlichen Befunde vorlagen, und organische Beeinflussung des Gehirns oft keine zufriedenstellenden Ergebnisse erbrachte.

Es ist das unbestrittene Verdienst der Psychoanalyse, den Zusammenhang von Krankheit und seelischem Geschehen wieder zu entdecken und dabei das mittelalterliche Vorurteil der Krankheit als Schuld aufzulösen. Die Folgen sind weitreichend, erstmals werden auch seelische Anteile an körperlichen Krankheiten untersucht: daraus geht später die Psychosomatik hervor.

Krankheit im allgemeinsten Sinne fordert von da an verschiedene Perspektiven, die einander ergänzen sollen. Die körperliche Sicht (Störung der Organfunktion) wird in unserem Jahrhundert um die psychologische (Persönlichkeit, Charakter) und soziale Dimension (Familie, Lebensbedingungen, Krankheitsverhalten) erweitert und zielt auf eine transzendente Perspektive (spirituelle Entwicklung, Sinnfindung im Leiden).

„Operationale“ Beschreibungen, weltweit gleich

Nach dem Zweiten Weltkrieg fiel in den Vereinigten Staaten das Beschreibungschaos psychischer Störungen besonders stark auf: da es eine deutsche, französische und angelsächsische Tradition der Benennung seelischer Krankheiten gab und für dasselbe Beschwerdebild ganz unterschiedliche Erklärungen kursierten (zum Beispiel, war die Schizophrenie vererbt, eine frühkindliche Mutterbindungsstörung, Produkt ambivalenten Erziehungsstils oder erlerntes Fehlverhalten. Sie war zum Zeitpunkt ihrer Entdeckung für Kraepelin eine „vorzeitige Verblödung“, für Bleuler wenige Jahre später ein „Spaltungsirresein“, und vor allem eine Gruppe verschiedener Erkrankungen) konnten sich Psychiater der Ostküste kaum mit Kollegen der Westküste verständigen.

Seit 1893 gab es Einteilungsversuche aller Krankheiten dieser Welt, die aber für die Psychiatrie stiefmütterlich verlaufen waren. Viele Erkrankungen fanden, da sie keine körperlich meßbaren Störungen aufwiesen, gar keinen oder unzureichenden Platz.

Deshalb erhoben 1952 amerikanische Nervenärzte das Diagnostizieren in ihrem Fach zu einer eigenen Wissenschaft, beschrieben die Regeln, nach denen es erfolgte, und verbesserten sie zuletzt. Der Qualitätssprung geschah 1980, als das dritte DSM (Diagnostical and Statistical Manual) herauskam, das zwei revolutionäre Neuerungen enthielt. In der Fachsprache wurden sie als „operationales“ und als „multiaxiales“ System bezeichnet.

Operational meint: man zählt leicht beobachtbare Zeichen der Erkrankung wie gleichwertig nebeneinandergestellte Symptome, ihre Anzahl, ihre Intensität, ihre Dauer und den Zeitpunkt ihres Auftretens. Dann gibt man die logische Verknüpfung, die zur Diagnose führen soll, genau an, damit möglichst wenig Unterschiede zwischen den Untersuchern auftreten. Den Streit über die möglichen Ursachen der Erkrankung läßt man beiseite.

Zum Beispiel, spricht man dann von Schizophrenie, wenn jemand mindestens ein halbes Jahr lang gestörtes Verhalten aufweist, einen Monat lang dauernd zwei von fünf aufgezählten Hauptsymptomen (Stimmenhören, bizarren Wahn, zerrissenes Denken, unberechenbares Verhalten, unpassende Gefühlsäußerungen) zeigt und durch ausreichende Untersuchungen körperliche Ursachen wie Drogenkonsum oder ein Hirntumor ausgeschlossen sind. Unter so standardisierten Bedingungen kann man endlich weltweit die Häufigkeit der Störung zu beschreiben beginnen und kommt darauf, daß Schizophrenie auch in primitiven Kulturen und anderen Erdteilen ein Prozent der Bevölkerung betrifft.

Multiaxiale Sichtweise geht auf den alten ärztlichen Grundsatz „man kann Läuse und Flöhe haben“ zurück. Beide verursachen Juckreiz, der nicht vergeht, wenn man nur einen Auslöser behandelt. Anders gesagt, es gibt Dinge, die oft nur einen weitschichtigen Zusammenhang miteinander aufweisen, und dann ist es günstig, sie getrennt zu betrachten. Genau das taten die amerikanischen Psychiater, als sie fünf Achsen entwickelten, auf denen man diagnostizieren konnte. Neben die Achse der Störung stellten sie eine Achse der Persönlichkeitsentwicklung, der intellektuellen Begabung, des Zusammenhanges mit körperlichen Erkrankungen, der psychosozialen Belastungssituation. Dadurch wuchs das Verständnis für komplexe Situationen, wie sie in der Psychiatrie Alltag sind. Plötzlich war es möglich, mehrere zusammenhängende Ursachen für eine Be-

schwerde anzugeben, ohne daß sie einander oder die Diagnose störten. Der „Depressive“ konnte eine Persönlichkeitsentwicklung hin zu mehr Ängstlichkeit und Genauigkeit nehmen, in selben Jahr bereits einmal die Grippe und dreimal Herpes mitgemacht haben, und gerade einen Berufswechsel bei gespannter Ehesituation organisieren müssen.

Die Forscher waren begeistert, in wissenschaftlichen Arbeiten zog man fast ausschließlich die klaren Kriterien des DSM III heran. Die Weltgesundheitsorganisation zog nach, publizierte 1992 in ihrer 10. Version des ICD (International Classification of Diseases) psychische „Störungen“ (sogar der Ausdruck „Krankheit“ wurde vermieden) nach operationalisierten Kriterien und multiaxial. 1994 brachten die amerikanischen Psychiater DSM IV heraus, das fast deckungsgleich mit ICD 10 ist. Seitdem gibt es eine gemeinsame Sprache.

Ursachenforschung

Die Ursachen psychischer Störungen werden oft um die Gegensatzpaare somatogen/psychogen und exogen/endogen gruppiert.

Somatogene Störungen haben eine eindeutige körperliche Ursache (Hirnverletzungen, Durchblutungsstörungen des Gehirns), psychogene Störungen eine eindeutig seelische (traumatische Erlebnisse wie Verluste, Konflikte und Zusatzbelastungen; unterdrückte wichtige Gefühle oder Einstellungen). Krankheiten werden exogen verursacht, wenn eine Schädigung von außerhalb des Körpers kommt (mechanische Gewalt, Bakterien, Drogen) oder innerhalb des Körpers, aber außerhalb des Gehirns entsteht (Leberkoma, Hormonstörungen). Sie werden als endogen bezeichnet, wenn sie ohne meßbare körperliche Veränderungen im Gehirn oder im gesamten Organismus auftreten (wiederkehrende Depression, Schizophrenie). Bei endogenen Störungen wurde häufig ein bedeutsamer Einfluß der Erbfaktoren nachgewiesen.

Auf der Ebene der Symptome werden körperliche wie Fieber, Herzrasen, Verletzungen, Lähmungen von psychischen wie Angst, Erregung, Gedächtnisausfälle und Wahn getrennt. Diese dualistische Einteilung der Ursachen und Symptome von Erkrankungen war mehrere Jahrhunderte lang bedeutsam und spiegelt auch noch in der modernen Medizin und Psychologie das Dilemma der abendländischen Kultur wider: die ganzheitliche Sicht des Menschen als Körper und Seele ist schwer möglich, ohne das eine dem anderen unterzuordnen.

Somatische Modelle

Der bayrische Psychiater Griesinger hatte Ende des 19. Jahrhunderts erklärt, alle psychischen Krankheiten seien „Gehirnkrankheiten“, und damit eine wertvolle Zielrichtung angegeben.

Die Hirnforscher der ersten Stunde waren Neurologen, die erkannten, daß Blutungen oder Tumoren in bestimmten Hirnregionen Ausfälle im Körper, aber auch in der Wahrnehmung, im Verhalten und im seelischen Erleben zur Folge hatten. Man entdeckte, daß das Gehirn Orte besaß, die bestimmte Zonen oder Leistungen des Körpers abbildeten und steuerten („Repräsentanzen“). Bald suchte man das Gehirn nach „Zentren“ für das Erinnern von Tönen, Gesichtererkennen, Lesen, Schreiben, Rechnen, Belohnung und Bestrafung ab, und war nur teilweise erfolgreich: je komplexer die Leistungen waren, desto weniger schienen sie in einer bestimmten Gegend des Gehirns oder auf nur eine Seite konzentriert. Vollends versagte das Modell bei der Suche nach dem Sitz des Gedächtnisses und der Gefühle.

Die Hirnforscher der zweiten Stunde waren Histologen und Biochemiker. Sie untersuchten unter dem Mikroskop das Organ, erkannten, daß es aus fünf Milliarden Nervenzellen mit im Durchschnitt 2500 Verbindungen (Synapsen) pro Zelle besteht, daß das Gehirn von Geburt an langsam stirbt, da es 1000 Nervenzellen täglich verliert und keine neu bildet, und daß es diesen Verlust durch Vermehrung der Verbindungen der verbliebenen Zellen bis ins hohe Alter ausgleicht. Man bewies chemisch, daß jede Nervenzelle Substanzen zur Erregungsübertragung („Transmitter“) an den Synapsen produziert, beschrieb biochemische Systeme der Aktivierung und der Hemmung im Gehirn und studierte ihre Funktion sowie Vorgänge der gegenseitigen Beeinflussung. In den Fünfzigerjahren entwickelte man Drogen und fettlösliche Medikamente, die leicht ins Gehirn eindringen und dort wesentlich in eines der Transmittersysteme eingreifen. Der Modellfall war das LSD. Es schuf den Zustand einer Schizophrenie mit Halluzinationen und Wahn für wenige Stunden. 1954 wurde ein Medikament erprobt, das die Wirkung von Dopamin im Gehirn reduzierte: es brachte auch Halluzinationen und Wahn zum Abklingen, Schizophrene wirkten unter dem Medikament viel angepasster und konnten die Irrenhäuser eher verlassen. Durch praktische Erfolge ermutigt, begann man an einer theoretischen Erklärung zu basteln, und beschrieb die Schizophrenie gewagt als eine „Transmitterstörung“ mit zuviel Dopamin und Serotonin in bestimmten Systemen des Gehirns. 1959 publizierte

Kuhn die antidepressive Wirkung der Substanz Imipramin, und sofort entstand eine Theorie der Depressionsentstehung: das Medikament erhöhte die Konzentration von Noradrenalin und Serotonin im Gehirn, Depression war entsprechend als Mangel dieser beiden Transmitter zu deuten. Studien mit antidepressiven Medikamenten belegen, daß diese in ca. 70 % aller Depressionen unabhängig davon, ob die Ursache ein inoperabler Hirntumor oder ein Verlusterlebnis ist, eine Besserung bis Heilung ermöglichen, während in 30 % aller Fälle auch Placebos (Kapseln, die keine Wirkstoffe enthalten) gut helfen. Psychische Störungen sind anscheinend durch Faktoren wie Vertrauen in den Behandler und Glaube an die Wirkung einer Maßnahme besonders stark beeinflussbar.

Heute weiß man, daß Nervenzellen auch andere Substanzen hervorbringen, die man „Neuromodulatoren“ nennt. Neuromodulatoren sind viel langsamer in der Weitergabe von Informationen und verursachen eine Feinabstimmung nach ihrer Ausschüttung: Transmitter lagern sich unter ihrer Einwirkung leichter oder schwerer an Rezeptoren (Bindungsstellen) an, in die Folgereize wird die Nachwirkung einer früheren Situation getragen.

Die dritte Generation der Hirnforscher bietet alles auf, was auf unserem Planeten der Wissensvermittlung dient. Die Bandbreite der Werkzeuge reicht von Positronenemissionstomographie bis zur fraktalen Geometrie, die Bereiche streuen von Experimentalpsychologie bis zur Computersimulation von Netzwerken, die Fachleute nennen sich „Neurowissenschaftler“, da sie Fachgrenzen eher systematisch mißachten als ziehen, und sowohl analytisch als auch integrativ vorgehen – letzteres mithilfe von Formalwissenschaften wie Kybernetik, Synergetik, Chaosforschung.

Es entsteht der Eindruck eines Gebildes, das vor allem den Regeln einer inneren Organisation unterliegt. Das Gehirn erhält verhältnismäßig wenig Input (Wahrnehmung), produziert relativ wenig Output (Verhalten), und verarbeitet vor allem intern durch komplexe Vernetzung und vielfache Hemmung. Neuronale Netzwerke (Computersimulationen des Gehirns) erbringen bereits dann Abstraktionen, wenn eine dritte Neuronenschicht zwischen eine Input- und Outputschicht gelegt wird. Wahrscheinlich können wir gar nicht anders, als abstrakte Muster, logische Zusammenhänge und Wahrscheinlichkeiten zu konstruieren – unterschiedlich viele Zwischenneurone zwingen uns dazu.

Offenbar organisiert das Gehirn genauso wie die Computer Informationen nach bestimmten Kriterien, vor allem nach Ähnlichkeit und Häu-

figkeit: ähnliche Informationen liegen nebeneinander (z. B. die Abbildung der Finger einer Hand in der somatosensorischen Rinde; reizt man immer zwei Finger einer Hand gleichzeitig, so findet die Repräsentation beider Finger sogar an derselben Stelle im Gehirn statt). Häufige Informationen werden auch oft gespeichert und nehmen daher ein größeres Areal im Gehirn ein. Dort bieten lebende wachsende Zellen mit veränderlichen Verbindungen, mehreren Botenstoffen und Neuromodulatoren ein Vielfaches an Informationsvariabilität der Computermodelle, und folgen deshalb wohl auch weiteren, noch nicht beschreibbaren Kriterien. Eine Fähigkeit wie das Langzeitgedächtnis ist nach aktuellem Stand ein über das gesamte Gehirn verteiltes Aktivitätsmuster mehrfach vernetzter Systeme, die in keiner klaren Hierarchie zueinander stehen, sondern sich gegenseitig und über Umwege auch selbst beeinflussen.



Franz Josef Feichter - Ohne Titel

Indirekt läßt sich die Anfälligkeit eines so umfassenden Gebildes für Störungen erschließen. Diese sind womöglich auch komplexer als bisher beschrieben, aber dennoch in wichtigen Teilaspekten bereits erfaßt, und auf verschiedenen Ebenen anders wahrnehmbar. Ein solcher Aspekt könnte für die Schizophrenie die „Hypofrontalität“ sein: der wiederkehrende Hinweis, daß Schizophrene eine geringere elektrische und Stoffwechselaktivität im Stirnhirnbereich aufweisen. Dort „sitzen“ Systeme, die funktionell wohl die „Grenzen“ vermitteln: zwischen Ich und Welt, Innen und Außen, Wahrnehmung und Vorstellung.

Homöopathie

Diese Medizin hatte ihre Geburtsstunde in den Studien von Samuel Hahnemann (1755-1835) und wurde in Abgrenzung zur herkömmlichen Heilkunde als „Medizin des Ähnlichen“ oder „Homöopathie“ bezeichnet. „Similia similibus curentur“, Ähnliches durch Ähnliches zu heilen, ist das Grundanliegen. Diese Vorstellung geht jedoch viel weiter zurück bis auf altägyptische Auffassungen aus dem 3. Jahrtausend vor Christus und auf Annahmen des griechischen Arztes Hippokrates aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert. Sie wurden um 200 nach Christus vom griechischen Mediziner Galenus abgelöst, der den Grundsatz prägte, Krankheit „alopathisch“ mit dem Gegenteil des Auslösers zu behandeln.

Die homöopathische Therapie erfolgt mit extrem verdünnten Substanzen, die in normaler Dosis ähnliche Symptome wie die zu behandelnden Erkrankungen verursachen. Die klassische Homöopathie ergänzt dieses „Ähnlichkeitsprinzip“ durch komplexe Zuschreibungen, die Patienteneigenschaften und Arzneimittel zueinander in Beziehung setzen. Deshalb steht am Beginn jeder Behandlung eine sehr ausführliche, individuell abgestimmte Erhebung der Krankengeschichte mit näherem Kennenlernen der betroffenen Person.

Alle homöopathischen Mittel werden aus natürlichen Substanzen (Mineralien, Pflanzen, Tieren) gewonnen. Die Rohstoffe erfahren durch Verreibung, Verschüttelung und Verdünnung eine energetische Umwandlung (Potenzierung). Die klassische Homöopathie kennt nur den Einsatz einzelner Substanzen, die moderne Schulrichtung verwendet auch gemischte Präparate, die aber alle auf eine Grundsubstanz aufbauen. Es gehört wesentlich zur homöopathischen Behandlung, die Wirkung der verabreichten Medikamente auf den einzelnen Menschen in psychischer,

vor allem emotionaler, Hinsicht genauestens zu beobachten. Körperliche und seelische Krankheiten werden auf dieselbe Weise behandelt.

Psychologische Modelle

Die moderne Psychologie thematisiert Krankheit vor allem als von einem vertrauten Normalzustand abweichendes, fremdartiges Phänomen, das die Bewegungsfreiheit des Betroffenen spürbar einschränkt. Diese Sicht räumt dem subjektiven Erleben und den individuellen Erfahrungen größere Bedeutung für die Entstehung von Störungen ein. Menschen leiden dem zufolge nicht an Krankheiten, sondern an Empfindungen und Vorstellungen, deren Ursachen im Körper oder in der Psyche gefunden werden können. Im weitesten Sinn kann die auf Störungen angewandte Psychologie als Psychotherapie bezeichnet werden. Die entsprechenden Schulen leiten ihre Vorgangsweise von psychologischen Modellen des Menschen und der Krankheit ab. Sie räumen auch scheinbar Gesunden, an denen ein naturwissenschaftlich orientierter Arzt keine Störungen wahrnimmt, Krankheitswert ein, wenn der Leidensdruck der Betroffenen sehr hoch ist.

Grundsätzlich ist Psychotherapie ein bewußter Interaktionsvorgang zur Beeinflussung von Verhaltensstörungen und Leidenszuständen mit psychologischen Mitteln.

Es lassen sich zwei grundlegende Tendenzen unterscheiden:

„Aufdeckende Methoden“ nach dem Vorbild der Psychoanalyse haben das Ziel, durch eingehendes Verständnis die Ursachen psychischer Störungen zu finden und dem Betroffenen bewußt zu machen. „Stützende“ Verfahren hingegen bekämpfen vorwiegend Symptome.

Psychoanalyse

Sigmund Freud, Begründer der Psychoanalyse, sieht einen engen Zusammenhang zwischen einer gestörten Entwicklung in der Kindheit und späteren seelischen Spannungen bis hin zu psychiatrischen Erkrankungen. Dabei lassen sich bestimmte Störungsbilder umschriebenen Entwicklungsphasen oder typischen Konflikten zuordnen. Krankheit mahnt in dieser Sichtweise an alles Fremde, das uns am nächsten ist: an die befremdlichen Anteile unseres Seelenlebens, die nicht ins Selbstbild passen und Gefahr laufen, aus Angst vor der Schuld verdrängt zu werden. Diese weggeschobenen Anteile scheinen in der Krankheit wiederzukehren und den Betroffenen zu bedrohen.

Die Neurose sieht Freud als Ausdruck eines seelischen Konflikts oder seiner unangemessenen Lösungen. Psychoanalytiker betonen, daß jeder Mensch mehr oder weniger neurotisch ist, und daß sich Gesunde nur in der geringeren Dauer und Intensität des Konflikts oder im Erfolg der gefundenen Lösung von Kranken unterscheiden.

Den Anlaß zur Entstehung einer Neurose liefern ein äußerer Konflikt, eine äußere Versagung oder eine innere Versagung. Unter äußerer Versagung versteht man den Verzicht auf die Befriedigung eines Triebs, wodurch es zu Triebstauung kommt. Die entstehende Spannung kann durch Triebaufschub, Umweltgestaltung und Sublimierung bewältigt werden. Wenn sie aber zu stark wird, bleibt als Notlösung nur die Libido-Regression, das heißt, die aufgestaute Triebenergie drängt auf frühere Positionen zurück, infantile Ziele und Objekte werden wiederbelebt. Solche entwicklungsgeschichtlich überholten Positionen werden aber vom Überich (Gewissen, Anspruch der Gesellschaft) im Betroffenen selbst abgelehnt, weshalb das Ich ihre direkte Befriedigung nicht zuläßt: es „schämt sich“ dafür. Aus der äußeren ist eine innere Versagung entstanden, die wieder zu wachsender Bedürfnisspannung führt. Dieser verstärkten traumatischen Situation sucht sich das Ich durch die Bildung neurotischer Symptome zu erwehren. Die Folgen sind Symptomneurosen, Charakterneurosen oder Perversionen. In der krankhaften Produktion findet das Individuum das notwendige Maß der Triebbefriedigung. Neurotiker verlieren entsprechend in unterschiedlichem Grade die Fähigkeit, die Umwelt so zu gestalten, daß sie die erforderliche Triebbefriedigung gewährt.

Den Zeitabschnitt, in dem die Entstehung einer späteren Psychose angelegt ist, sieht die Psychoanalyse im ersten Lebensjahr. Psychose definiert sie als Bruch zwischen Ich, Selbst und Umwelt. Die Schädigungen können Verführungen, Unterdrückung oder Mangel an mütterlicher Zuneigung sein, wie sie in einer Gesellschaft, die als „mutterlos“ bezeichnet wird, häufig sind. Umgekehrt ist es auch denkbar, daß das Kind in seiner ersten Beziehungsphase mit der Mutter anlagebedingt mehr „primär narzistische“ Aufmerksamkeit verlangt, als sie je geben könnte. In beiden Fällen kann es zu einer „Fixierungsstelle“ für Schizophrenie kommen. Die funktionelle Einheit Mutter-Kind nennt die Psychoanalyse „Dualunion“. Eine gestörte Lösung aus dieser zeitweiligen Verschmelzung wirkt sich auf alle späteren Entwicklungsschritte aus. Später als schizophren geltende erleben die Stufe der Dreierbeziehung überhaupt nicht, sie verbleiben in der „Urbeziehung“ mit nur einer Person. Damit ist der Partnerwunsch nach dem gegengeschlechtlichen Elternteil, wie er nor-

malerweise zum Ödipuskomplex gehört, unmöglich. Der Ödipuskomplex bleibt abgewehrt. Die Folge ist, daß derartige Personen keine neurotischen Symptome hervorbringen können.

In einer weiteren frühen Phase idealisiert das Kind sich selbst und die Eltern, besonders die Mutter. Das idealisierte Mutterbild macht eine Entwicklung durch, in deren Verlauf unweigerlich Enttäuschungen auftreten, die im Normalfall allmählich verarbeitet werden. Wird das verinnerlichte Mutterbild aber vorzeitig oder sehr traumatisch erschüttert, können seine realen Züge nicht vom Ich aufgenommen werden. Nur ein Teil des Bildes wird einverleibt, der andere Teil bleibt außerhalb des Selbst an die geliebte Person gebunden. Durch Fixierung auf ein ideales Mutterbild und auf eine vollkommene Enttäuschung entsteht später die manisch – depressive Psychose.

Sogenannte „Borderline“ – Störungen enthalten Elemente einer Neurose und einer Psychose. In der Zeit vom 18. Lebensmonat bis zum vierten Lebensjahr erfolgen wiederholt Trennungen von der Mutter, im Zusammenhang damit viele Ambivalenzkonflikte – Trauer bei der Trennung, Freude über die Rückkehr. Auf dieser Basis entsteht die Neigung, die Objektbeziehungen (z. Bsp. zur Mutter) in befriedigende gute und versagende böse aufzuspalten. Ablehnung, Unterdrückung oder Ausbeutung des Kindes für eigene Zwecke durch Erwachsene sind die letztlichen sozialen Ursachen für übermäßige Ambivalenzen, die zur Störung führen. Auf dieselbe Entwicklungsstufe lassen sich die narzisstischen Persönlichkeitsstörungen zurückführen. Die Betroffenen wirken oberflächlich sozial gut angepaßt, in Krisensituationen zeigt sich aber, daß die eigenen entwerteten Selbst-Anteile projektiv in anderen Menschen untergebracht sind, während man sich selbst und nahe Bezugspersonen idealisiert.

Verhaltenstherapie

Im Mittelpunkt der Verhaltenstherapie steht die Frage, welche Reize welche beobachtbaren Reaktionen auslösen. Mit Informationen darüber hoffte man, menschliches Verhalten sowohl vorherzusagen als auch zu kontrollieren. Entsprechend sollten gerade schädliche oder als krank geltende Verhaltensweisen korrigiert werden. Heute ist es möglich, psychiatrische, psychosomatische und allgemeinmedizinische Erkrankungen verhaltenstherapeutisch zu behandeln. Zwei Formen des Lernens, klassisches und operantes Konditionieren, haben sich in dieser Hinsicht als besonders interessant erwiesen.

Das klassische Konditionieren wurde von Iwan Pawlow zufällig entdeckt und systematisch an Säugetieren untersucht. Dabei lernt ein Lebewesen, zwei Reize, die öfters gleichzeitig auftreten, miteinander in Verbindung zu bringen. Merkt ein Hund, daß bei jedem Läuten der Hausglocke jemand vor der Tür steht, wird er nach einigen entsprechenden Erfahrungen bei jedem Läuten reflexartig bellen. Diesen bedingten Reflex führt er auch dann aus, wenn niemand vor der Haustüre steht.

Stellt man zwei einander widersprechende bedingte Reflexe her und setzt die auslösenden Reize gleichzeitig, so entstehen im Tierexperiment Verhaltensstörungen (Gefäßverengung und -erweiterung, Haarausfall) bis hin zu regelrechten körperlichen Schäden (Bluthochdruck, Minderdurchblutung des Herzens, Infarkt).

Die Verhaltenstherapie nimmt an, daß bei der Entstehung und beim Andauern von psychischen Störungen Lernprozesse bedeutsam sind. Der Einfluß von Erbanlage und individueller Lebensgeschichte wird nicht verneint, aber die Rolle gelernten Fehlverhaltens wird betont und therapeutisch beeinflusst.

Edward Thorndike hat in Untersuchungen festgestellt, daß Lebewesen eigenes Verhalten mit den unmittelbar darauffolgenden Ereignissen in Verbindung bringen. Daraus hat er das Gesetz der Verstärker (operantes Konditionieren) abgeleitet: gewünschtes Verhalten kann durch Belohnung und durch das Ausbleiben von Bestrafung verstärkt werden. So verstärken Taschengeld für fleißig gemachte Hausaufgaben und Schmerzlinderung nach Einnahme eines Medikaments das jeweils erfolgreiche Verhalten. Die „Verstärkung“ bezeichnet die Wahrscheinlichkeit, mit der erwünschtes Verhalten auftritt und unerwünschtes unterbleibt.

„Krankhaftes“ Verhalten ist nach diesem Modell erlernt: Unangenehme Erfahrungen mit Menschen geben Anlaß zu Ausweichversuchen wie Rückzugsneigung, verwirrtem Reden, bizarrer Gestik. Diese Versuche können sich an den gesellschaftlich vorhandenen Mustern für „Verrücktsein“ orientieren. Konsequenterweise sind daher nur die Symptome zu behandeln. Sie gelten nicht als Zeichen einer zugrundeliegenden Krankheit, sondern sind die Störung selbst.

Aus der lerntheoretischen Vorstellung läßt sich ableiten, daß Personen nicht „krank sind“, sondern nicht angemessen auf Reize reagieren. Sie haben eine Reaktion gar nicht erlernt, oder reagieren nur schlecht angepaßt. Psychose oder Neurose entstehen auf einem mangelhaften Konditionierungshintergrund. Es kann zum Beispiel ein durchaus „normales“ Verhaltensmuster entwickelt werden, das auf die Verstärkungsmöglichkeiten

der Umwelt nicht als Auslöser wirkt. Ein mögliches Ergebnis des Entzugs positiver Verstärkung aus der Umwelt ist die Depression. Schizophren hingegen reagieren Personen, die fast nur auf ungewöhnliche Reize konditioniert sind, während sie, aus einem gewissen Umweltversagen heraus, nicht dafür verstärkt wurden, auf normale soziale Reize zu reagieren.

In anderen Fällen zeigt der Betroffene Reaktionen, die er nicht haben sollte. Die Ursache dafür kann in der Lebensgeschichte liegen. Neurotische Symptome wie Zwangshandlungen und –vorstellungen werden erlernt, weil sie einen aversiven Reiz fernhalten. Ähnlich benehmen sich Masochisten, die sich Leid aussetzen, um stärkeres Leid zu verhindern: sich selber schlagen, bevor jemand anderer sie härter schlägt. Perverse Verhaltensweisen wie Fetischismus werden als Ergebnis ungeeigneter positiver Verstärkung verstanden – so entwickelte ein zehnjähriger Junge einen Kleiderfetischismus, weil seine Mutter ihm jedesmal, wenn er ihre Kleider streichelte, Zuwendung entgegenbrachte.

Bei Phobien, Angststörungen und Zwängen gilt die Verhaltenstherapie als best untersuchte und erfolgreichste Schulrichtung. Es ist allerdings erstaunlich, mit wie wenig Krankheitstheorie oder tiefer schürfender Erklärung sie auskommt.

Psychosomatische Modelle

Zunächst kamen in den ärztlichen Erklärungen körperlicher Krankheiten nicht näher erfaßte psychische Phänomene zur Sprache. Erst sehr spät wurden diese psychischen Faktoren als den körperlichen gleichwertige Verursacher von Krankheiten anerkannt. Die Psychosomatik schließt inzwischen die Umwelt als wesentlichen dritten Auslöser in die Betrachtung des Krankseins ein.

Aufgabe der psychosomatischen Medizin ist es, die psychologische Dimension des Erlebens und Verhaltens mit körperlichen und sozialen Vorgängen in Verbindung zu bringen und das gewonnene Verständnis therapeutisch zu nutzen. Diese Medizin schenkt, im Verhältnis zur herkömmlichen, nicht dem Körperlichen weniger, sondern dem Seelischen mehr Beachtung. Sie unterscheidet genau zwischen disponierenden, auslösenden und krankheitserhaltenden Faktoren, sieht psychosomatische Leiden multifaktoriell verursacht, und stellt entsprechend die drei Grundfragen: Warum gerade jetzt (Zeitpunkt der Erkrankung), warum gerade dort (betroffenes Organ), warum gerade auf diese Weise (Persönlichkeit, Lebensgeschichte)? Schepank hat 1991 eine Klärung der verschiedenen Ein-

flüsse, die zu „psychogenen Krankheiten“ wie Neurosen und funktionellen Störungen führen, versucht. Ihm zufolge liegen zu 30% Erbfaktoren, zu 25% frühe Kindheitserlebnisse, zu 45% Wechselwirkungen mit der Umwelt vor.

Sigmund Freud hat in seinen „Studien zur Hysterie“ 1932 das Modell der „Konversion“ entwickelt. Sie gilt als Umwandlung eines verdrängten seelischen Konflikts in eine körperliche Symptomatik. Dabei wirkt die Körpersprache dramatisch und überzeichnet, und nimmt symbolischen Charakter an. Die Lähmung der Beine zeigt an, daß es nicht mehr weiter geht, eine Sehstörung, daß der Betroffene den Blick vom Problem wenden will, eine Schluckstörung, daß er nicht gewillt ist, Unangenehmes klaglos in sich hineinzuwürgen, Erbrechen, daß er sich erleichtern muß. Die Symptome erlauben eine teilweise Befriedigung verdrängter Triebe (primärer Krankheitsgewinn) und durch stärkere Aufmerksamkeit und Anerkennung eine narzistische Stärkung (sekundärer Krankheitsgewinn). Vermutlich bietet die Konversion nur für einen kleinen Teil der psychosomatischen Störungen eine ausreichende Erklärung.

In der psychoanalytischen Vorstellung bewegt sich die menschliche Entwicklung von den elementaren, leibnahen und unbewußten Erlebnissen hin zu den abstrakteren, bewußten und reflektierten. Denselben Grundgedanken verwendet Piaget für seine Stufen der kognitiven Entwicklung des Kindes, Schelling in seiner romantischen Philosophie (von mehr Natur hin zu mehr Geist) oder Teilhard de Jardin in seiner Theologie. Der Fortschritt hin zu mehr Theorie, Überblick und Problemlösungsfähigkeit am grünen Tisch wird von Max Schur Desomatisierung genannt, der Rückschritt auf eine frühere Stufe des körperlichen Problemerlebens mit Schmerzen, Druck und vegetativen Begleiterscheinungen hiegegen Resomatisierung. Starke Konflikte und Belastungen können einen solchen Rückschritt verursachen und so lange chronifizieren (die Lösung der Schwierigkeiten auf dem Niveau des Körpers ist ja denkbar unwahrscheinlich), bis daraus psychosomatische Symptome entstanden sind. Die Psychotherapie ist diesem Modell zufolge eine Hilfe zur Desomatisierung.

Familietherapie

Psychiater bemerkten häufig bei der Behandlung von schizophrenen Patienten, daß die Familien die Therapie frühzeitig abbrechen, sobald es dem Patienten etwas besser ging, und daß umgekehrt viele Schizophrene

Rückfälle erlitten, wenn sie nach Hause zurückkehrten. Bald war man überzeugt, daß familiäre Gegebenheiten auch neurotische und psychosomatische Störungen fördern konnten. Das Konzept der kranken Einzelperson wurde zugunsten der Idee der Familie als Patient aufgegeben. Das therapeutische Ziel war nicht mehr der Betroffene, sondern das familiäre Beziehungssystem, das verstanden und verändert werden sollte. Der „Indexpatient“ erwies sich als der Delegierte eines gestörten Beziehungsgefüges, und in der Klarheit der Konfliktdarstellung unter Umständen noch als der Gesündeste der Familie. Die Familie wurde zum System mit meist unbewußten oder unausgesprochenen Regeln, in dem jedes Mitglied seine Funktion erfüllte. Wenn ein Einzelner in der Familie sein Verhalten auch nur geringfügig änderte, geriet das Gleichgewicht des Systems durcheinander und mußte schnellstens wieder hergestellt werden, notfalls durch Bestimmung eines „Symptomträgers“, den man teilweise ausgliedern und um den herum man sich gut solidarisieren konnte. Das neue Paradigma löste zwar nicht den Ort der Krankheit aus dem Individuum heraus, aber sie wurde vorwiegend durch den Kontext (Familie, Arbeitsplatz, Institution) bestimmt.



Franz Josef Feichter - Kreuz, 1996

Richter definiert eine *familiäre Symptomneurose* danach, daß eine Familie oder ein Teil von ihr ein Mitglied krank macht und als „Fall“ organisiert. Auf diese Person wird so lange ein überlastender Druck ausgeübt, bis sie unter Produktion von medizinischen Symptomen oder Verwahrlosung dekomponiert. In diesem Augenblick kommt es zu einer merkwür-

digen Beruhigung der vorher erregten Familienatmosphäre. Ein Teil der Familie entgeht einem neurotischen Krankheitsausbruch dadurch, daß er seine ungelösten Schwierigkeiten einem anderen Teil aufbürdet. Auf die Existenz dieser Verlagerung weist die häufige klinische Beobachtung hin, daß die Besserung eines Patienten gelegentlich einen Symptomausbruch oder eine Verschlimmerung bei einer Bezugsperson nach sich ziehen kann.

Eine *familiäre Charakterneurose* entsteht, wenn sich unter dem Druck eines unbewältigten Konflikts das „Kollektiv-Ich“ einer Familie verändert. Die Familie baut sich eine Scheinwelt auf, die geeignet ist, die herrschenden Spannungen zu kompensieren. Sie bildet in der Regel nicht zwei Teile – hier gesund, dort krank – sondern formt eine bemerkenswerte Einigkeit aus, die den Symptomträger in jeder Weise stützt – er wirkt als steuerndes Zentrum, mit dem sich die anderen Mitglieder übermäßig identifizieren. Entsprechend gilt seine Symptomatik in der Familie auch als besonders wertvoll. Genau dieses verdrehte Normensystem begründet nach außen eine „Verrücktheit“, die nach innen ganz normal wirkt. Das ganze Spiel schützt den Symptomträger, der sonst unweigerlich unter den Anforderungen der Realität zusammenbräche.

Systemtherapie

Anfang der Siebzigerjahre erregten die Therapien einer Gruppe um Paul Watzlawick aus Palo Alto Aufsehen: gestützt auf einige Grundsätze der Kommunikation und auf die Bedeutungen, die Beobachter einem Verhalten geben können, gelangen dem Team in durchschnittlich zehn Sitzungen große Erfolge bei der Behandlung von Familien mit einem schizophrenen Mitglied. Einige Analytiker um Mara Selvini-Palazzoli suchten daraufhin in Mailand einen „systemischen“ Ansatz der Beziehungszusammenhänge, indem sie Familiensitzungen durch eine Einwegscheibe beobachteten. Dadurch entstand eine neue Bühne (es konnte das Zusammenspiel innerhalb der Familie und zwischen Familie und Therapeuten kommentiert werden), aber auch eine neue logische Dimension: „Eigenschaften“ von Betroffenen („die Mutter ist dominant“) wurden zu Verhaltensinterpretationen in bestimmten Kontexten umgemünzt („die Mutter zeigt sich in dieser Situation besonders stark“), was sprachlich nicht gerade einfach war. Wenige Jahre später beeinflusste Gregory Batesons These vom Lernen die Gruppe: in der „Ökologie des Geistes“ erklärte er, man lerne Unterschiede, die Unterschiede machten. Entspre-

chend fragten die Mailänder „Systemiker“ reihum eine anwesende Person nach der Beziehung zwischen zwei anderen Anwesenden, um ein Maximum an Deutungen und Unterschieden auszulösen. Auch entdeckten sie, daß Familien am besten lernten, wenn ihre vorherige Ordnung etwas „verstört“ wurde ohne daß sie beleidigt wurden. Von den Therapeuten wurde großes diplomatisches Geschick verlangt, positive Konnotation der bisherigen Leistung der Familie und Neutralität – keine „Partei“ der Familie sollte die Therapeuten auf ihre Seite ziehen können. Vielmehr sollten therapeutische Interventionen einen neuen gemeinsamen Raster ziehen, in dem sich jedes Familienmitglied gut aufgehoben fühlen könnte, aber auch den anderen Raum ließe. Es sollte auf diese Weise ein lösender Kontext entstehen. Die klassische Situation dafür kennt jeder aus dem Alltag: Eltern fällt auf, daß sich ihr Kind gereizt verhält. Zunächst ordnen sie dieses Verhalten einem pädagogischen Kontext zu, wollen das Kind vielleicht strafen. Sobald sie aber seine heiße Stirn fühlen und die entzündeten Mandeln sehen, geben sie dem Verhalten eine andere Bedeutung. Ihr Schützling ist krank, braucht Ruhe, Medizin, einen Arzt. Dieselben Eltern reagieren auf das gleiche Verhalten des Kindes anders und das Kind anders auf das neue Verhalten der Eltern.

Praktischer Nutzen

Krankheitsmodelle sollen zur Gesundheit beitragen. Sie gehen von der Praxis des Helfens aus, vom Grundsatz, „wer heilt, hat recht“. Sie gehen auch aus vom Leidensdruck, der gelindert werden soll, und an dem sich immer neue Anstrengungen entzünden, solange der Erfolg ausbleibt.

Die Störungen organisieren um sich herum geeignetes Helferverhalten. Damit dieses gezielt und nicht blind verläuft, benötigen die Helfer eine Theorie (die ihnen meistens bestätigt, daß sie sich sinnvoll verhalten). Diese Theorie muß schlüssig sein: Menschen, und ganz besonders helfende, kommen nicht mit einem hohen Grad an Unsicherheit zurecht. Helfen müssen verunsichert mindestens ebenso wie sich helfen lassen, man ist immer der ethischen Frage ausgesetzt, ob man nicht mehr schadet als nützt. Deshalb muß die Helfertheorie mindestens die Störung erklären, und eine Prognose, eine Wahrscheinlichkeit der Besserung innerhalb eines abwartbaren Zeitraums enthalten. Das Ganze ist in einer Diagnose am stärksten konzentriert, Diagnosen sind Handlungsanweisungen, um die eigenen Energien bestmöglich einzusetzen. Bereits Hippokrates

wußte im antiken Griechenland um die notwendige Ökonomie des Helfens zum Schutze des Helfers: wenn seine ärztliche Kunst versagte, zog er sich zurück und bekannte, er könne nichts tun.

Krankheitsmodelle haben mit Machbarkeit von Heilung zu tun. Und Heilung geht manchmal verschlungene Pfade um den Kompromiß des kleineren Übels herum, ist oft Defektheilung oder Kompensation. Niemals wird alles wie vor der Krankheit, auch in dasselbe Flußwasser kann man nicht zweimal steigen, panta rhei: Familie, Individuum, Gehirn, Immunsystem vergessen nicht. Die Psychiatrie liefert eines der packendsten Beispiele dafür. Die häufigste Geisteskrankheit noch im 19. Jahrhundert war die Folge einer Geschlechtskrankheit, Gehirnabbau im letzten Stadium der damals nicht heilbaren Syphilis. Wagner-Jauregg entdeckte, daß hohe wiederkehrende Fieberschübe die Syphilis stoppten (der Erreger ist sehr hitzeanfällig), und begann seine Patienten mit einer nicht tödlichen Form von Malaria zu infizieren. Die schwerere Krankheit wurde regelrecht gegen eine nicht tödliche eingetauscht, der Heilerfolg war durchschlagend, der Entdecker erhielt den Nobelpreis. Ähnliche Kompromisse pflastern den Weg der „Heilungen“. Schizophrenie unterdrückt man bis heute, indem man die Betroffenen neurologisch krank macht, was offenbar die bessere Wahl für die Umwelt darstellt. Ängste heilt man, indem man sie „überwindet“, spricht sich ihnen mutiger aussetzt und sich an ein höheres Angstniveau gewöhnt. Traumatische Erlebnisse wie KZ, überlebte Mordversuche, sexuellen Mißbrauch bewältigt man, indem man sie sinnvoll in die eigene Geschichte einbezieht und spätere positive Lebenserfahrung darüberhäuft. Das eindrucklichste Vorbild diesbezüglich ist Viktor Frankl, der jüngst verstorbene große Psychiater, der das Nazi-KZ überlebte und auf diese Erfahrung eine Psychotherapie der Sinnfindung, die Logotherapie, aufbaute.

Die Machbarkeit von Heilung wächst, wenn der Helfer mit verschiedenen Krankheitsmodellen vertraut ist, und sie alternativ oder kombinierend einsetzt. Auch der Hausverstand weiß: wo etwas nicht hilft, hilft vielleicht etwas ganz Anderes, oder eine Kombination. Deshalb wechseln gerade viele psychisch Kranke periodisch von der Schulpsychologie und –medizin zur Esoterik und Alternativmedizin, oder betreiben (meist heimlich) beides gleichzeitig. Wenn der Helfer solches Verhalten erkennt, reagiert er eher beleidigt, weil seine Lehrmeinung oder das Vertrauen in ihn gestört worden sind. Statt zu akzeptieren, daß der Klient seine Handlungsfähigkeit, auch beim Suchen von Hilfe, erhöht. Statt den Patienten aufzufordern, die Zusatzversuche zu schildern und deren Wirkung abzuschät-

zen. Es gibt einen therapeutischen Imperativ, der da gegen jeden Heiler-
narzißmus gerichtet, lautet: *jeden zusätzlichen Heilungsversuch in den eigen-
en einbauen*. Andere, „fremde“ Ideen stören das eigene Helfen empfind-
lich, führen aber über eine Phase der Verstörung zu einer neuen Ordnung.
Freilich setzt das Helfer voraus, die nicht genau wissen, was sie tun, son-
dern bereit sind, selbst zu lernen. Die dem Betroffenen vertrauen, damit er
ihnen zu vertrauen lernt. Auf dieser Grundlage ist menschliche Begeg-
nung, die offenbar das wichtigste Werkzeug in der Psychotherapie dar-
stellt, so gut wie gesichert.

Abstrakter gedacht, hat jedes Krankheitsmodell folgende zwei Fehler:
es erklärt nicht alle Fälle, und es vereinfacht zu sehr. Verschiedene Schu-
len des Heilens haben sich in der Vergangenheit erbittert bekämpft und
gegenseitig immer wieder diese zwei Unzulänglichkeiten als Beweise da-
für vorgeworfen, daß die „gegnerischen“ Modelle nicht stimmen. Wenn
man die Entwicklung der ungefähr siebzig verschiedenen Schulen in der
Psychotherapie betrachtet, fällt auf, daß sich eine neue Richtung anfangs
heftig gegen frühere Modelle abgrenzt und den eigenen Wert, die eigene
Einzigartigkeit betont. In einer späteren Phase, wenn die Existenz der
Schule gesichert ist, beginnt man immer mehr Ideen anderer Richtungen
zu übernehmen, meist unter etwas veränderten Namen. Wahrscheinlich
erhöht das die Brauchbarkeit von Modellen, daß sie andere Deutungen
und Erklärungen nicht ablehnen, sondern ins eigene Wissen und Han-
deln einzubinden suchen. Diese Haltung der Toleranz und Offenheit
wird heute regelrecht gelehrt. Der Systemiker Gianfranco Cecchin fordert
„Respektosigkeit“ vor dem eigenen Schulwissen, wenn dieses keine gün-
stigen Ergebnisse zeigt: dann scheint in der Psychotherapie, genauso wie
sonst im Krieg und in der Liebe, alles erlaubt. In Zukunft wird diese Sicht-
weise dazu beitragen können, alte Grabenkämpfe zwischen Psychothera-
pie, biologischer Behandlung und sozialer Stützung in Richtung eines
noch älteren Grundsatzes der Rechtssprechung aufzulösen: der Angemes-
senheit. Eine Strafe soll angemessen sein. Heilmethoden, in ihrer Kombi-
nation, ebenfalls. *Das Machbare erkennen und es entschlossen tun.*

Die Beziehungskiste

Bindungsmuster und seelische Krankheiten

Claudio Angelo

Beziehungen setzen freien Willen der Betroffenen genauso voraus wie die Fähigkeit, eigenen und fremden Handlungen Bedeutungen zuzuschreiben. Beide Aspekte sind an eine Funktion, das Bewußtsein, gebunden, die sich im Verlauf der Menschheitsgeschichte hoch entwickelt hat, den Menschen vom Tier unterscheidet und ihm erlaubt, seine eigenen Beziehungen zu bedenken oder sie in einer Art inneren Bühne zeitentkoppelt dramatisch nachzuerleben. Durch gemeinsam verbrachte Zeit entwickeln sich die gefühlsmäßigen Inhalte von Beziehungen – man spricht in diesem Zusammenhang auch von der „Qualität“ der Beziehung.

Unter solchen Voraussetzungen wundert es mich, daß im psychiatrischen Alltag die Einteilung psychischer Störungen eine größere Bedeutung besitzt als die Geschichte der Beziehungen und die Beschreibung ihres Kontextes. Jede psychische Störung kann nämlich zunächst nur auf der Basis der Beziehungen ihres Trägers zu anderen Menschen beschrieben werden. Entsprechend bedeutet psychiatrischer Kontext, daß sich die Störung in der Beziehung zwischen Seelenarzt und Patient zeigt: beide Beteiligten bewerten die Verhaltensweisen des anderen, wobei sie einer jeden, gerade auch den „Symptomen“, die Bedeutung und die Sinnhaftigkeit zuordnen, die die Qualität ihrer Beziehung wesentlich mitbestimmen werden. Die Beziehung ist folglich ein wesentliches Element, das der Psychiater zur Diagnose heranzieht und das der Behandelte verwendet, um Vertrauen oder Ablehnung dem Arzt gegenüber zu entwickeln.

Vererbung oder Umwelt?

Dunn und Plomin, zwei namhafte Erbforscher, kommen in einem ihrer jüngsten Beiträge zum Schluß, daß die Studien über die Unterschiede der Persönlichkeit bei eineiigen, zweieiigen und von unterschiedlichen Familien adoptierten Zwillingen folgendes Ergebnis haben: „Ein Drittel bis die Hälfte der gemessenen Unterschiede der Persönlichkeit ist auf eine genetische Unterschiedlichkeit der Untersuchten zurückzuführen.“ Besonders bei eineiigen, also von der Erbmasse her identischen psychisch Kranken sind die Unterschiede viel häufiger, als die Vererbung sie bewir-

ken könnte. „Für die Schizophrenie zum Beispiel legen neueste Untersuchungen eine ... Unterschiedlichkeit von 70 % nahe. Es ist klar“, schließen die Autoren, „daß es keine erbliche Erklärung dafür geben kann, daß identische Zwillinge so unterschiedlich sind.“

Die Gründe für die Unterschiede sucht man in der Umwelt. Offenbar lösen dieselben Umwelteinflüsse bei genetisch verschiedenen Personen (zum Beispiel das Aufwachsen mehrerer Adoptivkinder in derselben Familie) wenig Übereinstimmung aus und erklären nur 5 % der Unterschiede zwischen den Persönlichkeiten – folglich sind die stärker entscheidenden Umwelteinflüsse jene, die nicht auf alle Betroffenen gleichermaßen wirken.

Das Vorurteil will, daß zwei Geschwister, die in derselben Familie aufwachsen, denselben Einflüssen ausgesetzt sind und dieselbe Persönlichkeit entwickeln. In Wirklichkeit findet dies kaum jemals statt – es überwiegen weit die Unterschiede der Persönlichkeiten: Auch wenn Paolo und Franco in derselben Familie leben, werden sie sehr wahrscheinlich verschiedene Charaktere, Verhaltensweisen und Beziehungsstile entwickeln. Diese Beobachtungen hat jeder von uns schon gemacht, ohne sie genau zu hinterfragen, vermutlich im Glauben, die Erklärung läge in der Vererbung. Gerade die Erbforscher aber weisen nach, daß diese Annahme nur zum geringeren Teil stimmt und ergänzt werden muß: um die Tatsache, daß Paolo und Franco vom Augenblick der Geburt an weitgehend unterschiedliche Situationen und Beziehungsmuster erleben.

Eine imaginäre Familie

Angenommen, Paolo ist der Erstgeborene. Bei seiner Geburt haben die Eltern keine Erfahrung mit Kindern. Einerseits erwarten sie sein Kommen begeistert, ist es doch greifbarer Ausdruck ihrer Liebe; für die Mutter die Erfüllung ihrer Frauenrolle, die sie sich aus beruflichen Gründen jahrelang versagt hat. Andererseits ist gerade die Mutter besorgt, ob sie ihrem neuen Auftrag gerecht werden kann. Sie vergleicht sich mit anderen Frauen, vor allem mit der eigenen Mutter, die eine ganze Kinderschar großgezogen hat.

Der Vater erlebt das Ereignis distanzierter. Wenn die Mutter ihm von ihren Gefühlen während der Schwangerschaft, von ihrer innigen Verbindung zum heranwachsenden Kind erzählt, fühlt er sich ausgeschlossen, und kompensiert durch Vorstellungen: daß er später seiner Frau beistehen und für das Kind sorgen wird.

Paolos Geburt wird jedenfalls eine freudvolle Erfahrung für das Paar. Die Mutter fragt sich in den ersten Monaten häufig, warum ihr Kind weint. Sie will nichts falsch machen, entwickelt den Eindruck, sie könne Paolo nicht gelassen in ihren Armen halten, da er ihre Unsicherheit bemerke. Der Vater, an den sich die Mutter oft eher hilflos wendet, bemüht sich um sie und das Kind, kommt sich dabei aber manchmal dumm vor: in seiner Familie haben sich Männer nie direkt um Kleinkinder gekümmert. Aber er will es auch nicht machen wie sein Vater, der mit den Kindern kaum ein Wort gewechselt und die Erziehung der Mutter überlassen hat.

Als Franco geboren wird, ist die Mutter hoch Fünfunddreißig, das Kind nicht geplant. Der Vater hat sich zu der Zeit mit seiner Frau längst verständigt, daß Paolo ihr einziges Kind bleiben wird, und die zweite Schwangerschaft trifft ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Anders für die Mutter, die sich seit einiger Zeit mit dem Älterwerden beschäftigt, auch etwas enttäuscht ist von der Fortsetzung der romantischen Liebe, die in ein stilles Auseinanderleben vom beruflich sehr ausgefüllten Ehemann gemündet ist. Die erneute Schwangerschaft ist für sie eine Rückkehr in die Jugend und die Sicherheit, etwas Wichtiges leisten zu können. Kurz zuvor hat sie ihre Mutter, die zuletzt ihre einzige enge Vertrauensperson gewesen ist, verloren. Francos Geburt erfolgt, als die Mutter sich besonders deprimiert fühlt. Obwohl sie ihn sehnlich erwartet hat, erscheint er ihr wie ein Gewicht, das ihr keine rechte Freude vermitteln kann. Dieser Gemütszustand zieht sich lange hin, die Mutter beginnt an „unerklärlichen“ Depressionszuständen zu leiden. Franco lernt bereits als Kleinkind, ihre Stimmungsschwankungen genau zu deuten, da sie weniger Zuwendung für ihn zur Folge haben. Der Vater verhält sich diesmal weniger hilfreich als beim ersten Kind. Er fühlt sich von seiner Frau, die für die Verhütung nicht gesorgt hat, beinahe verraten, und erlebt den Neuankömmling als Beschneidung seiner Freiheiten und als Belastung des ohnehin schon schwierigen Ehelebens.

Der achtjährige Paolo glaubt sich durch die Geburt seines Bruders aus dem Mittelpunkt gerissen, und sucht mit regressiven Verhaltensweisen anfangs mehr Aufmerksamkeit. Als er merkt, daß er hinsichtlich Schreiens, Weinens und Hilflosigkeit mit dem jüngeren Bruder nicht konkurrieren kann, stellt er sich auf die Seite der Mutter und hilft ihr verantwortungsbewußt bei der Betreuung des Kleinen. Auf die Dauer findet Franco in Paolo eine Stütze vor allem während der wiederkehrenden Depressionen der Mutter.

Bindungstypen

Die Geschichte von Paolo und Franco belegt, wie unterschiedlich sich beide Brüder entwickelt haben, wie verschieden auch die Erwartungen waren, die in sie gesetzt worden sind. Irgendwann ist es nur möglich, zufriedenstellendes Zusammenleben weiter zu pflegen, wenn bestimmte Rollen umgedeutet werden. Paolo muß aufhören, das kleine Kind zu spielen, wenn er die Aufmerksamkeit der Mutter wiedererlangen will. Franco muß sich viel früher an eine abwesende Mutter gewöhnen und Ersatz suchen als sein Bruder.



Friedrich Sebastian Feichter - Eingeengt, 1990

Derartige Entwicklungen scheinen so alltäglich, daß ihnen oft bei der Erstellung der Krankengeschichte keine besondere Bedeutung beigemessen wird. Der amerikanische Psychoanalytiker Silvano Arieti hat darauf hingewiesen, daß so gut wie immer in der Lebensgeschichte Depressiver bedeutsame traumatische Ereignisse vorhanden sind, die von den Betroffenen vergessen oder nicht angegeben werden. Tatsächlich leugnen Depressive häufig die Existenz von Beziehungskrisen und von Verzweiflungssituationen in der Vergangenheit, beschreiben ihr Leben als vollkommen unauffällig und können sich das Zustandekommen depressiver Zustände nicht erklären.

John Bowlby, ein bekannter englischer Analytiker und Psychiater, hat erstmals die normale und gestörte Entwicklung des Kindes aus einer evolutionären Sicht unter Einbezug der Verhaltensforschung beschrieben. Unter dem Blickwinkel der Anpassung an eine je andere Umwelt werden viele auf den ersten Blick unverständliche Verhaltensweisen für das Überleben sinnvoll. An den Beginn seiner Forschung stellt Bowlby ein offenbar angeborenes Sicherheitsbedürfnis, das sich beim Kind als Bindungsverhalten äußert. Eine Besonderheit der menschlichen Spezies ist die extrem verlängerte Kindheit, die viel Lern- und Entwicklungsmöglichkeit bietet, aber auch eine lange Abhängigkeit von Erwachsenen darstellt. Es ist zur Arterhaltung sinnvoll, wenn das Kind eine Bindung an eine erwachsene Bezugsperson entwickelt, sich in ihrer Nähe sicher fühlt und die Zusammengehörigkeit immer dann unter Beweis stellt, wenn Gefahr oder die Trennung drohen.

Mary Ainsworth hat Bowlbys Theorie unter experimentellen Bedingungen an zweijährigen Kindern bestätigt und drei Arten von Bindung beschrieben. Im Lauf der Versuchsanordnung werden Kinder, die in Gegenwart der Mutter und einer dritten Person in einem Raum spielen, für kurze Zeit von der Mutter verlassen und durch Spiele abgelenkt. Bei der Rückkehr der Mutter zeigen sie ihr gegenüber ein Verhalten, das auf die Qualität der vorbestehenden Bindung schließen läßt. Die *vermeidende Bindung* bedeutet, daß das Kind die Abwesenheit der Mutter nicht wahrzunehmen scheint, ununterbrochen weiterspielt, und auch ihre Rückkehr nicht registriert. Die *sichere Bindung* zeigt sich durch Verzweiflung des Kindes beim Fortbleiben der Mutter, durch Suche nach ihrer Nähe und Sicherheit bei ihrem erneuten Auftauchen, und durch rasche Beruhigung. Die *ängstlich-resistente Bindung* beinhaltet ein ambivalentes Verhalten: das Kind läuft weinend auf die zurückgekehrte Mutter zu, um beruhigt zu werden. Sobald die Mutter es in die Arme nehmen will, entwin-

det es sich aufgeregt und läuft davon. Die sichere Bindung ist ein Indiz dafür, daß die Bezugsperson sich auf die Bedürfnisse des Kindes einstellen kann und umgekehrt das Kind die mütterlichen Reaktionen ziemlich genau vorhersieht, sodaß es sich auf ihre Hilfe im Bedarfsfall verlassen kann. Im Fall der ängstlich-resistenten Bindung hingegen ist die Beziehung sehr viel weniger vorherschaubar: weder zeigt das Kind unmißverständliches Verhalten, noch besteht die sichere Hilfsbereitschaft der Mutter. Bei der vermeidenden Bindung hat das Kind vorhergehende Erfahrungen, daß die Mutter sich entfernt, wenn es bei ihr Schutz sucht. Deshalb unterdrückt es seine natürliche Reaktion, um eine Ablehnung zu vermeiden.

Vor kurzem ist ein vierter Bindungstyp, der *desorientiert-konfuse*, entdeckt worden. Er entspricht einem bizarren, unvorhersehbaren Verhalten des Kindes bei der Rückkehr der Mutter. Nach einer anfänglichen Annäherung an die Mutter hält das Kind ohne ersichtlichen Grund inne und bleibt wie angewurzelt stehen, um ins Leere zu starren, bewegt sich auf eine Wand des Raumes zu, läßt sich zu Boden fallen oder zeigt eine entgleiste Mimik, mit unterschiedlichen Ausdrücken in den beiden Gesichtshälften. In der Vorgeschichte findet sich häufig eine Trauer-, Verlust- oder andere schwere traumatische Situation der Mutter, die zeitlich eng mit der Geburt des Kindes zusammengefallen ist. Es ist, als sei die Mutter außerstande gewesen, ihm die nötige Aufmerksamkeit zu zollen. Das Kind zeichnet die mütterliche Situation der Unschlüssigkeit, Verzweiflung und Zerrissenheit spiegelbildlich nach.

In all diesen Zusammenhängen reicht eine Beeinträchtigung des Vertrauens in die Bindungsfigur, um gestörte Beziehungs- und Verhaltensantworten anzulegen, die ohne korrigierende positive Lebenserfahrung dazu tendieren, zeitlich lange anzudauern. Mary Main hat mittels eines selbstentwickelten Fragebogens (Adult Attachment Interview) bewiesen, daß sich aus den Antworten Erwachsener dieselben oben beschriebenen kindlichen Bindungsmuster ableiten lassen.

Sie stellte zum Beispiel fest, daß Erwachsene mit ängstlich-unsicherer Bindung dazu tendieren, ihre Lebensgeschichte eher widersprüchlich und ambivalent zu schildern, während Erwachsene mit einer vermeidenden Bindung erklären, sie erinnerten nichts aus der eigenen Kindheit, oder angeben, sie sei herrlich gewesen, während bei der Beschreibung von Einzelheiten hochgradig frustrierende oder bestrafende Elemente der Art „damals hat mich meine Mutter brutal geschlagen“ hochkommen. Diese Personen sind beruflich oft weit gekommen, tendenziell isoliert,

haben Scheu vor Teilnahme an Gruppen, wirken sehr autonom und bitten selten um Hilfe. Insgesamt scheinen sie unter einem Mangel an tiefen gefühlsmäßigen Bindungen zu leiden.

Die Fortsetzung der Geschichte

Franco leidet von Anfang an unter der schwierigen Beziehung zu seiner Mutter. Ihre emotionale Abwesenheit während seiner ersten Lebensmonate hat in ihm ein dauerndes Mißbehagen, eine Reizbarkeit mit häufigem Weinen und Schlafstörungen hinterlassen. Sein Verhalten wiederum verschlechtert die Beziehung zur Mutter, die sich wiederholt Vorwürfe macht und sich in ihrer Unfähigkeit bestätigt erlebt, wenn sie den Kleinen nicht beruhigen kann. Die Beziehung zum Vater ist nicht besser. Der ist ihm regelrecht böse, wenn er durch sein Weinen den Feierabend stört oder präzise jede erotische Annäherung des Paares im Keim erstickt.

Die Folge ist, daß Vater wie Mutter häufig mit Franco schimpfen und ihn auch mit Schlägen von seinen „Kaprizen“ heilen wollen. Franco entwickelt zu beiden Eltern eine ambivalente Bindung mit geringem Vertrauen.

Paolo hat ein vollständig anderes Klima der Akzeptanz genossen, als die Paarbeziehung noch harmonisch und die Erwartungen der beiden Partner groß und unterschiedlich gewesen sind. Die gute Vaterbeziehung hilft ihm über die Geburt seines kleinen Bruders hinweg, als die Mutter sich vorwiegend mit Franco abzugeben beginnt.

Der heranwachsende Franco ist innerlich überzeugt, von der Familie nicht akzeptiert zu werden, und legt ein rebellisches Verhalten an den Tag. Er hat wenig Freunde, alles Außenseiter wie er, und seine schwachen schulischen Leistungen legen ihm nahe, er sei weniger intelligent als die meisten anderen. In der dritten Volksschule trifft er auf einen Lehrer, der an ihn glaubt, ihm Mut macht, und seine Unberechenbarkeit aushält. Franco wird zwar in der Schule ruhiger, glaubt aber, der Lehrer meine es nicht ehrlich mit ihm und verhalte sich nur aus Mitleid so verständnisvoll. Zu Hause nimmt man Francos schulische Besserung kaum wahr, Vater und Mutter haben sich auseinandergelebt, und Franco zieht sich in sich selbst zurück: obwohl er die Gegenwart anderer genießt und gern mit ihnen scherzt, bittet er nie jemanden um Hilfe und spricht nicht über eigene Schwierigkeiten. Nach der Pflichtschule drängt er an einen Arbeitsplatz, zum eigenen Verdienst und in die Unabhängigkeit. Im Beruf bewegt er

sich mit Leichtigkeit, er entwickelt Ehrgeiz und schafft in Abendkursen die Ausbildung zum Elektrotechniker. In seinem Innern wünscht er sich nichts sehnlicher als einen Menschen, der ihm vertraut und auf den er sich verlassen kann.

Sind die ersten Lebensjahre von negativen Beziehungserfahrungen gekennzeichnet, so können die später ausgeweiteten Beziehungsmuster in der Schule, in der Gruppe Gleichaltriger, im Berufsleben und in einer Partnerschaft nur dann positive Korrekture darstellen, wenn ihre Intensität und Dauer so umfassend sind, daß sich daraus ein günstigeres Selbstbild ableiten läßt. Wenn dies nicht der Fall ist, wirkt das vorbestehende Bild wie ein verzerrender Filter, der in die aktuellen und zukünftigen Beziehungen fehlerhafte Erwartungen setzt: es entstehen sich selbst erfüllende Prophezeihungen. Der Betroffene bemerkt nicht, daß er durch sein eigenes Verhalten wesentlich dazu beiträgt, bestimmte Befürchtungen pünktlich Wirklichkeit werden zu lassen.

Dieses Muster bestimmt auch die Partnerwahl mit. Jeder wählt den Partner, der aufgrund bestimmter Eigenschaften am fähigsten erscheint, in den Ursprungsbeziehungen unbefriedigte Bedürfnisse zu stillen. Häufig bestehen auf beiden Seiten sogar dieselben heimlichen Bedürfnisse, während man sich nach außen genau gegensätzlich gibt, und deshalb aufeinander eine untrügliche Anziehungskraft ausübt.

Um das zwanzigste Lebensjahr herum trifft Franco auf Mara. Sie wirkt zart und sanft, und er glaubt, sich ihr öffnen und sich an sie lehnen zu können wie an eine Mutter. Sie selbst hat auch eine Vorgeschichte voll emotionaler Unsicherheiten, ihr imponiert Francos Unerschrockenheit, seine stillschweigende Sicherheit beim Bewältigen von Alltagsschwierigkeiten. Sie erhofft sich von ihm den Rückhalt, der ihr immer zu fehlen schien. Deshalb übersieht sie anfangs sein Schutzbedürfnis, bis Franco ganz offen von ihr abhängig wird, jede kleinste Entscheidung an sie zu delegieren versucht. Zunehmend wirkt er auf sie zerbrechlich und schwach, und sie fühlt sich getäuscht. Nach einigen Jahren heiratet man, seitens Mara mit Mißbehagen wegen Francos unüberschbaren emotionalen Rückzugs. Andererseits ist sie überzeugt, keinen anderen Mann zu finden, wenn sie ihn verläßt. Groß wird das Gespenst der Einsamkeit.

Franco versteht die Welt nicht mehr. Die einzige Person, der er sich vollständig geöffnet hat, begegnet ihm mit immer weniger Wertschätzung und Respekt. Er flüchtet ins Trinken, handelt sich Schwierigkeiten am Arbeitsplatz ein – vorher ist der berufliche Erfolg immer die Basis seines Selbstvertrauens gewesen. Er beginnt an wiederkehrenden Depressionen

zu leiden, muß mehrmals in die Psychiatrie und sich langen Entwöhnungstherapien vom Alkohol unterziehen. Diese Spirale der Negativentwicklung umzukehren gelingt erst nach vielen Helferinterventionen und einer langen Psychotherapie.

Was ist in unserer Geschichte geschehen? Wir haben die dauernde Wechselwirkung zwischen Individuum und Umwelt, zwischen Menschen und ihren Bedeutungskonstruktionen mitverfolgt: die Werte der wichtigsten Beziehungen sind zu Werten der Person geworden. Auf dieser Grundlage sind Selbstsicherheit und Vertrauen in die anderen entstanden, ein mehr oder minder optimistisches Weltbild, eine mehr oder weniger altruistische Haltung. Die Etappen der persönliche Geschichte werden in den Beweggründen und Entscheidungen der Betroffenen wiederentdeckt.

Jeder von uns ist in seinen Beziehungen eingeschränkt durch die Entwicklung der eigenen Bedürfnisse, durch die Suche nach Menschen, die sie erfüllen können. Deshalb kann die Geschichte eines Menschen seine Anfälligkeit für bestimmte Umweltsituationen und Störungen erklären, über angeborene oder vererbte Disposition hinaus.

Wenn in der Seele nicht erfahrungsgemäß höchste Werte lägen, so würde mich die Psychologie nicht im geringsten interessieren, da die Seele dann nichts als ein armseliger Dunst wäre. Ich weiß aber aus hundertfacher Erfahrung, daß sie das nicht ist ...

Carl Gustav Jung

Kunst aus Krankheit, Kunst gegen Krankheit

Elmar Waibl

Medizin mit Ästhetik in Verbindung zu bringen, mag auf den ersten Blick überraschend erscheinen. Tatsächlich aber sind die Querverbindungen, die zwischen diesen beiden Bereichen verlaufen, vielfältig.

Ein oberflächlicher Berührungspunkt wäre zunächst darin zu sehen, daß der Begriff Ästhetik (als die Lehre von der sinnlichen Aneignung der Wirklichkeit) mit Ästhesie zu tun hat, und somit mit Anästhesie und dem Anästhetikum verwandt ist, also mit ganz zentralen Belangen der Medizin. Ein schon tiefergehender Berührungspunkt ist ersichtlich, wenn man an die ästhetische Chirurgie denkt: Wo der Künstler (z.B. der Landschaftsmaler) Natur in Kunst umsetzt, setzt der Schönheitschirurg Kunst (den künstlerischen Entwurf, die ästhetische Skizze) in Natur um. Am tiefgehendsten aber zeigt sich das Ineinandergreifen von Ästhetik und Medizin im Bereich der Seelenheilkunde, und es geht in diesem Beitrag darum, etwas von diesen Zusammenhängen ins Licht zu rücken und vorzuführen, in welcher Weise in der Ideengeschichte der Ästhetik sie thematisiert wurden.

Aus Gründen der Übersichtlichkeit wende ich mich zunächst dem Thema Kunst aus Krankheit zu und lasse Personen zur Sprache kommen, die Krankheit – seelische Krankheit – als Matrix für Kunstschaffen ansehen und Kunst somit als ein psychopathogenes Phänomen begreifen. Im zweiten Teil meiner Ausführungen geht es dann um Kunst gegen Krankheit, d.h. um die Auffassung, daß Kunst ein wichtiges Mittel für seelische Gesundheit, also ein Psychotherapeutikum sei.

Sensible „kranke“ Künstler ...

Der Verdacht, daß Kunstschaffen sich (salopp ausgedrückt) aus einer psychischen Schräglage herleitet, ist beinahe so alt wie das Nachdenken über die Herkunft der Kunst. Im 5. Jh. v. Chr. setzt Demokrit der metaphysischen Auffassung, derzufolge die Dichter Sprachrohre der Götter seien, eine naturalistische Beantwortung der Herkunftsfrage entgegen und erklärt eine von der Normalität abweichende Geistesverfassung als zum künstlerischen Schaffen gehörig. „Ohne Raserei“, so Demokrits dezidierte Überzeugung, „kann niemand ein guter Dichter sein“, weshalb für ihn feststeht, daß es „auf dem Helion... keine geistig gesunden Dich-

ter“ gibt.¹ Den „furor poeticus“ sieht auch Plato am Werk, wenn er meint, daß der Dichter „nicht eher imstande (ist) zu dichten, als bis er... von Sinnen und bar aller Vernunft ist.“² Wer „ohne den Wahnsinn der Musen“ zum Dichter werden will, bleibt zwangsläufig ein „Stümper“.³

Die Auffassung von der Psychopathogenese der Kunst tritt dann für lange Zeit in den Hintergrund. Das ist für die von der christlichen Kunstausfassung beherrschten Epoche nicht verwunderlich, war doch Kunst damals weitestgehend Auftragskunst und der Künstler ein solider ausführender Handwerker.



Friedrich Sebastian Feichter - Homo Solaris, 1997

Eine Änderung dieser Orientierung bahnt sich mit dem die Neuzeit charakterisierenden Umbruch in die Subjektivität an. Während im christlichen Zeitalter das Ich im Wissen seiner dienenden Rolle völlig in der hierarchischen, von Gott dominierten Ordnung aufgeht, tritt es nun selbstbewußt in den Vordergrund. Das Ich wird zum Nabel der Welt.

Charakteristisch für die übersteigerte Selbstbesetzung und Rückbezogenheit des Ichs auf sich selbst ist beispielsweise der Briefkult im 18. Jh.: Man wühlt in seinem Innersten herum und teilt sich im Intimsten anderen mit, – was so weit geht, daß man Briefe an Leute schreibt, die man gar nicht kennt⁴ (eine Attitüde, die Psychiater heute sicher als „Auffälligkeit“ bezeichnen würden). Die Musik wird zu einem Medium, mit dem der Mensch – wie Schubart es ausdrückt – seine „Ichheit heraustreiben“ soll.⁵ Insgesamt wird Kunst mit dem Schwinden ihrer theozentrischen Ausrichtung zu einem Mittel der Selbstvermittlung und Selbstvergewisserung, der Selbstemotionalisierung und Selbstbespiegelung. Kunst löst sich im Prozeß ihrer Autonomisierung von Religion und wird selbst zur Religion, zum Wichtigsten in der Welt. Sie wird zur Sphäre, in der sich der Mensch um seiner Selbsterhöhung willen ergeht wie in einer Kathedrale.

Mit der Ausbildung des Verständnisses, daß Kunst dazu da sei, der Banalität der Alltagsnormalität zu entgehen, mußte es dazu kommen, daß der Künstler für sich eine die Normalität überragende Sonderstellung beansprucht. Exzentrische Sonderlinge von nervöser Überempfindlichkeit mit einer Vorliebe für das Außergewöhnliche und Bizarre, für das Phantastische und Surreale, Krankhafte und Morbide, und interessiert an Grenzüberschreitungen aller Art, erachten Krankheit nicht als Hindernis, sondern ganz im Gegenteil als ein eigentliches Kraftfeld für Kunst (weshalb der in der Romantik wurzelnde Gustav Mahler gesagt haben soll, daß er sich nicht psychoanalysieren lasse, weil er weiterhin Sinfonien schreiben wolle). Was Oscar Wilde (selbst ein Spätromantiker) bekennerschaftig sagt, steht für die romantische Auffassung insgesamt: „Was im Leben abnorm ist, steht in normaler Beziehung zur Kunst. Es ist das einzige im Leben, was in normaler Beziehung zur Kunst steht.“⁶

Ein für uns interessanter Aspekt der Genieästhetik, mit der wir es hier zu tun haben, ist die Auffassung, daß künstlerisches Schaffen ein zutiefst irrationales Geschehen ist, das sich im Zuge eines psychischen Kontrollverlustes ereignet. Die Zeugnisse für diese Auffassung, daß – um es mit Rilke zu sagen – Kunst ein „rätselhaftes Diktat“ ist, sind Legion. Erwähnt sei hier, stellvertretend für die vielen anderen Bekundungen, lediglich Franz Liszts Bemerkung, daß nicht der Künstler seinen Beruf wählt, sondern umgekehrt sein Beruf ihn wählt.⁷ Ein frappanter Nachklang dieser Auffassung, derzufolge das Kunstschaffen mit einer psychischen Souveränitätseinbuße einhergeht, ist bei Giorgio Manganelli zu finden: Die Vorstellung, daß ein Autor ein Buch schreibe, bezeichnet er als naiv. Viel-

mehr sei es das Buch, das sich entscheide, sich schreiben zu lassen und sich dafür eine wehrlose Person aussucht, die es – sobald fertiggestellt – wieder verläßt. Diejenigen von uns, die kein Buch geschrieben haben, wären also die Souveränen und Gesunden, die von der Besitzergreifung durch einen fremden Geist, also vom Zustand geistiger Besessenheit, frei geblieben sind . . .

Ich schiebe an dieser Stelle die immer wieder gestellte Frage ein, ob Kunst von geistig Behinderten denn Kunst sei oder nur eine Art von Beschäftigungstherapie. Wenn man gelten läßt, daß Kunstschaffen (im ästhetischen, nicht im technischen Sinn) das schöpferische Vermögen des Menschen meint, mit sinnlichen Darstellungsmitteln ein Werk hervorzu- bringen, das sich in seiner Bedeutung an das Gefühl wendet, und wenn man weiterhin gelten läßt, daß der Begriff Kunst ein deskriptiver Sachbe- griff und kein Wertbegriff ist, dann ist es keine Frage, daß die Kunst der Geisteskranken Kunst ist. Inwieweit sie auch gute Kunst ist, ist damit frei- lich noch nicht entschieden.

Für die Psychiatrie, die sich von Prinzhorn aufwärts für die Kunst der Geisteskranken interessiert hat, ist diese Frage eigentlich unerheblich, denn Kunst interessiert hier weniger in ihrer ästhetischen Qualität denn als Psychogramm, das heißt als Dokument und Auskunftsmittel über ih- ren Urheber.

Die Kunst der Geisteskranken als seelisches Protokoll zu lesen, ist durchaus legitim. Der deutsche Musikwissenschaftler und Bach-Biograph Philipp Spitta hat beispielsweise gefordert, daß man Kunstwerke nur als Urkunden aufzufassen habe, die es unter Absehung des ästhetischen Ge- nusses richtig zu lesen und deuten gelte.⁸ Eben in diesem Sinn waren für Marx, wie wir wissen, die französischen Romanciers als Historiographen und Soziologen von Interesse, und für Freud waren Kunstwerke als bio- graphische bzw. psychographische Auskunftsmittel aufschlußreich. So gesehen stehen die Psychiater mit ihrem funktionalen Interesse an der Kunst der Geisteskranken nicht allein. Und diese Sichtweise schließt ja nicht aus, daß man die Kunstschöpfungen der Geisteskranken neben ih- rer Funktion, therapierelevante Informationen zu liefern, zusätzlich als ästhetische Gebilde wertet.

Zurück zur These, daß Kunstschaffen ein zutiefst irrationales Gesche- hen ist, das sich im Zuge eines psychischen Kontrollverlustes ereignet: Thomas Mann legt seinem „Tonio Kröger“ die Äußerung in den Mund, daß ein „gesunder und anständiger Mensch überhaupt nicht schreibt, mimt, komponiert“. Die Befähigung zum Kunstschaffen – so heißt es wei-

ter im Text – setzt eine „gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus“. Und dieses kritische Bedenken über den „ganzen kranken Adel der Literatur“ gipfelt dann in der Feststellung, daß die Gesundheit auf Erden in dem Maße abnimmt, als das Reich der Kunst zunimmt.⁹

Thomas Mann reflektiert damit ein Bedenken, das schon von dem Mediziner und Publizisten Max Nordau in Umlauf gebracht wurde: daß nämlich moderne Kunst das Produkt kranker, entarteter Menschen ist. Der Nationalsozialismus hat dann bekanntlich die Vokabel „entartete Kunst“ massiv zum Lösungswort seiner gegen die damalige Avantgarde gerichteten Bilderstürmerei gemacht. Von „krankhaften Phantasten“ und „geisteskranken Nichtskönnern“ war auf dem Plakat der (anlässlich der Eröffnung des „Hauses der Deutschen Kunst“ 1937 in München gezeigten) Ausstellung „Entartete Kunst“ die Rede, wo zeitgenössische Kunstwerke den Arbeiten von Geisteskranken polemisch gegenübergestellt wurden, um ihre angebliche innere geistige Verwandtschaft zu dokumentieren. Noch 30 Jahre später wird in dem Buch von Richard W. Eichler „Der gesteuerte Kunstverfall. Ein Prozeß mit 129 Bildbeweisen“ dieses einschlägige medizinische Vokabular bemüht, um die Kunst der Moderne hinzurichten. Eichler moniert, daß die Kunst der Moderne den „heiteren Parnaß zur psychiatrischen Klinik“ gemacht habe. Er sieht seelisch und geistig abnorme Persönlichkeiten am Werk und bezeichnet ihre Schöpfungen als „bildgewordene Seelenkrankheiten“ und als „psychopathischen Schutthaufen“.¹⁰

Aber damit wieder zurück zu Thomas Mann. Zu beachten ist nämlich, daß bei ihm die kritische Infragestellung von Kunst viel weitreichender ist als bei Nordau und im Nationalsozialismus: Während bei Nordau und den Nazis nur eine bestimmte Kunst mit dem Verdikt des Krankhaften belegt wird, ist bei Thomas Mann die Kunst toto genere angesprochen.

Daß Kunst insgesamt eine Form der Bewältigung psychischer Konflikte ist, oder die Lebensform derjenigen, die dem Leben anders nicht gewachsen sind, ist ein Verdacht, den auch Luigi Pirandello äußert, wenn er das Schreiben zu einem Daseinssurrogat erklärt und statuiert: „La vita o si vive o si scrive“.¹¹ Und Thomas Bernhard läßt in dem Werk „Alte Meister“ seinen Reger bekennen: „Ich bin in die Kunst hineingeschlüpft, um dem Leben zu entkommen . . . Ich habe mich in die Kunst davongeschlichen . . .“¹²

Urheber der Auffassung, daß das Interesse an Kunst aus einer durch Entwicklungsstörungen bedingten psychischen Defizienz herrührt, ist natürlich Sigmund Freud, der (selbsternannte) Vater der Psychoanalyse.

Kunst ist dieser Auffassung zufolge (vergrößert gesagt) die Spielwiese für retardierte Erwachsene, die sich einen gewissen Infantilismus bewahrt haben, weil sie den Überstieg vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip nicht geschafft haben. Zur Kunst kommt man – sei es als Kunstschaffender oder als Kunstkonsument – weil (noch mehr vergrößert gesagt) seinerzeit im Sandkasten etwas schiefgelaufen ist. Kunst bietet Ersatzbefriedigung für versagte Triebphantasien. Kunst ist die Sphäre, in der weiterhin das Lustprinzip gilt, und ist deshalb der Fluchthafen für die psychisch Entwicklungsgeschädigten, die der Härte des Realitätsprinzips nicht gewachsen sind.

Der psychoanalytischen Kunstauffassung zufolge flüchten Menschen mit regressiver Neigung in den Tagtraum, wo infantile Triebwünsche ungehemmt ausgelebt werden können. Weil diese Es-Ansprüche aber mit dem Über-Ich (mit den Forderungen des gesellschaftlich Gebotenen) kollidieren, ist die Tagträumerei mit Schuldgefühlen belastet.

Der Künstler ist nun derjenige, der durch künstlerische Umgestaltung das sozial Unerlaubte in eine sozial akzeptierte Form bringt. Die Triebphantasien unterlaufen auf diese Weise die Zensurschranke des Über-Ich und können ohne Schuldgefühle ausgelebt werden. Das Kunstwerk ist somit das Mittel, von unserer Seele die Spannungen zu nehmen, die sich daraus ergeben, daß wir etwas wollen, was wir nicht dürfen. Die im Kunstwerk enthaltene Lizenz, sich konfliktfrei (d.h. ohne Einspruch des Über-Ich) auf seine Es-Wünsche einlassen zu können, macht nach psychoanalytischer Auffassung die Befriedigung aus, die das Kunstwerk gewährt.

Wem dies nicht auf Anhieb plausibel erscheint, wird die Psychoanalyse natürlich nachweisen, daß die Gründe dafür wiederum nur psychoanalytischer Natur sind, wie Robert Musil in seiner köstlichen Satire „Der bedrohte Ödipus“ ätzend bemerkt. Aber mir scheint, daß bei aller theoretischen Verstiegenheit die Freudsche Position möglicherweise doch etwas für sich hat, weil sie nämlich eine plausible Erklärung bietet, warum manchen Menschen Kunst ein Lebensbedürfnis ist, während andere (die von den Kunstfreunden so genannten „Banausen“) dafür völlig unempfänglich sind. Die Freudsche Position hilft möglicherweise auch zu erklären, warum Kunstinteressierte so unterschiedliche Präferenzen haben: deshalb nämlich, weil nur diejenige Kunst für einen Kunstkonsumenten bedeutsam sein kann, die ihm einen Anknüpfungspunkt für seine eigene Triebproblematik bietet. Damit ist auch klargestellt, warum im Bereich der Kunst Wertungen zwangsläufig subjektiv sein müssen und alle Bestrebungen, Menschen mit abweichenden Wertungen von der Richtigkeit der eigenen überzeugen zu wollen, sinnlos sind.

Ein kleiner Mosaikstein in unserem Bild von der psychogenen bzw. psychopathogenen Herkunft der Kunst wäre schließlich noch ein beziehungsreicher Satz, den Rolf Hochhuth in „Tod eines Jägers“ dem auf den Suizid zu monologisierenden Hemingway in den Mund legt. Es ist dort mit Anspielung auf Nietzsches „Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik“ die Rede von der „Geburt der Tragödie aus dem Hysterion ...“.¹⁵

Krankheit aus Kunst?

Bei allen Positionen, die Kunst mit Krankheit in Verbindung bringen, ist nicht immer klar, ob Kunst, welche Krankheit (bzw. eine problematische psychische Disposition) zur Voraussetzung hat, auch eine krankmachende Wirkung auf andere hat.

Dezidiert dieser Auffassung ist Rousseau, für den Kunst – ebenso wie Wissenschaft – ein Verfallsphänomen, eine Niedergangerscheinung ist. Neben den ruinösen Auswirkungen der Kunst auf den Bürgersinn rechnet Rousseau der Kunst auch die Schuld auf, sowohl die körperliche als auch die seelische Kraft der Menschen zu lähmen.¹⁴ Für Hegel ist es immerhin noch ein bestimmtes Instrument, das für ihn dermaßen ergreifend ist, daß es krank macht: die Glasharmonika, so Hegel, erzeugt beim Spieler wie bei den Zuhörern „Nervenschmerzen“.¹⁵

Daß die Konfrontation mit großer, überwältigender Kunst Menschen aus dem psychischen Gleichgewicht bringen kann, ist heutigentags in der Psychiatrie als „Stendhal-Syndrom“ bekannt, dem besonders in der psychiatrischen Abteilung der Klinik Santa Maria Nuova in Florenz nachgespürt wird, wo man immer wieder mit solchen Problemfällen konfrontiert ist. Krankmachend ist Kunst – eine bestimmte Kunst, nämlich die von Adolf Loos initiierte moderne Architektur – auch für Friedensreich Hundertwasser: „In jedem Wohnblock zehn bis zwanzig Psychiater. Die Kliniken überfüllt, wo die Irren nicht gesund werden können, weil die Kliniken auch nach Loos gebaut wurden.“¹⁶

Daß Kunst die psychische Stabilität schädigen kann, ist auch Platos Meinung. Allerdings ist es auch für ihn nicht die Kunst überhaupt, sondern nur eine bestimmte (nämlich die zeitgenössische) Kunst, die die Ordnung der Seelenteile stört. Die richtige Kunst gilt ihm als ganz wesentliches Medium für die Heranbildung des wohlstrukturierten Menschen, wie er für den Idealstaat verlangt wird.



Friedrich Sebastian Feichter - Homo Solaris, 1997

Die Vorläuferposition zu Plato ist die pythagoreische Ethoslehre, das ist die Lehre von der psychagogischen, seelenbildnerischen Wirkung der Musik und der Dichtung. Diese Lehre trägt ganz eindeutig medizinische Akzente, wie ja auch einer ihrer Vertreter, Alkmeion von Kroton, Diätetiker und Arzt war. Weil die Seele ein erweiterter Resonanzkörper ist, vermögen nach pythagoreischer Auffassung Töne die Seele in einen guten oder in einen schlechten Zustand zu versetzen. Aber nicht nur die Musik, sondern auch die Dichtung wird als therapeutische Macht anerkannt. Iamblichos weiß über die Pythagoreer zu berichten, daß sie „sich auch bei einigen Krankheiten der Zauberlieder bedient haben. Sie nahmen an, daß auch die Musik viel zur Genesung beitrage, wenn man sie richtig anwende. Sie lasen aber auch Verse von Homer oder Hesiod, die sie zur Wiederherstellung seelisch Kranker ausgewählt hatten.“¹⁷ Hier ist deutlich zu sehen, daß die Musiktherapie, die sich in der heutigen Psychiatrie einen festen Platz erobert hat, keine Erfindung unserer Zeit ist. Ihre Anfänge gehen freilich auch weit hinter die Pythagoreer zurück. Schon vor 3000 Jahren – so steht in der Bibel zu lesen – wurde Saul durch Harfenspiel von einem bösen Geist befreit.¹⁸

Kunst als Hilfs- und Heilmittel

Pythagoreisch ist näherhin auch die Auffassung, daß Musik eine kathartische Wirkung habe, und daß ihr deshalb auch eine präventive (sozusagen vorsorgemedizinische) psychohygienische Leistung zuzuschreiben ist. Die Katharsislehre stellt dann einen Eckpunkt in der Poetik des Aristoteles dar, der der Tragödie wie auch der Komödie die Leistung zuschreibt, durch Gefühlsentladung eine Reinigung der Seele zu bewirken und dem Menschen dadurch zu einem besseren psychischen Gleichgewichtszustand zu verhelfen. Wie dies bei Aristoteles näherhin gemeint ist, bleibt aber mangels präziser Äußerungen unklar und hat eine Fülle unterschiedlicher Deutungen auf den Plan gerufen, die hier nicht vorgeführt werden können. Nicht uninteressant ist vielleicht zu erwähnen, daß der Arzt Josef Breuer, Freund und früher Weggefährte von Sigmund Freud, sein therapeutisches Verfahren, neurotische Störungen durch Hypnose zu heilen, als „kathartisches Verfahren“ bezeichnet hat.



Friedrich Sebastian Feichter - Homo Solaris, 1997

Eine massive Befürwortung erfährt die Kunst wegen ihrer seelen- und menschenbildnerischen Leistung im 18. und 19. Jahrhundert. Georg Friedrich Meier, der Alexander Baumgarten, den Vater der Ästhetik als eigenständiger Wissenschaft, ediert und propagiert hat, meint, daß theoretische Bildung für die Humanisierung nichts leistet: „Ihr verbessert den geistigen Teil eurer Seele und versäumt den unteren sinnlichen und tierischen ganz und gar. Was habt ihr für Vorteile! Ihr werdet Mißgeburten, die einen so ungeheuren Kopf haben, daß der übrige Körper nur ein Anhang desselben zu sein scheint... Der Mensch, in dem die Kräfte des Verstandes die sinnlichen Kräfte völlig vernichtet und ausgelöscht haben, gleicht einem Kranken, der oben verdorrt und unten schwillt... Man kann nicht genug sagen, wie elend ein Gelehrter ist, der kein schöner Geist ist. Er ist ein bloßes Gerippe ohne Fleisch, ein Baum ohne Blätter und ohne Blüten... Die schönen Wissenschaften beleben den ganzen Menschen.“¹⁹

Daß erst Kunst den Menschen zum Menschen macht, ist dann das große Thema in Friedrich Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Weil das gelungene Kunstwerk die harmonische Mitte von Sinnlichkeit und Geistigkeit ist, hat es Vorbildcharakter für den Menschen. Die Botschaft, die vom Kunstwerk ausgeht, ist die Aufforderung, sich ihm anzuverwandeln und die disparaten Triebkräfte im Menschen (den Stofftrieb und den Formtrieb, Geist und Sinnlichkeit) in ein harmonisches Gleichgewicht zu bringen. Erst der solchermaßen ästhetisch gebildete Mensch ist der Baustein, mit dem eine konstruktive und reife Gesellschaft gebaut werden kann.

Für Marx ist Kunst nichts weniger als das Paradigma nichtentfremdeter Tätigkeit. Entfremdete, d.h. fremdbestimmte und sinnenleerte Arbeit wird vom Menschen als körperliches und psychisches Leiden erfahren. Mangels Identifikationsmöglichkeit ist, so Marx, der Mensch in der entfremdeten Arbeit nicht bei sich, sondern außer sich und erfährt damit eine gefährliche Beeinträchtigung seiner Selbstidentität. Erst in der nichtentfremdeten Arbeit, die nach dem Paradigma der Kunst eine selbstgewählte und in sich sinnvolle Tätigkeit ist, ist die Integrität des Menschen gewahrt.

Das emphatische Hohelied der Kunst²⁰ als Königsweg zur „großen Gesundheit“²¹ stimmt dann Friedrich Nietzsche an. Kunst ist die „Gegenbewegung“ zur „décadence“, das „große Stimulans zum Leben“.²² Das Schöne ist Ausdruck der Kraft und wirkt tonisch, lebenssteigernd; das Häßliche ist „Ausdruck einer Depression“ und „wirkt depressiv... Es nimmt Kraft, es verarmt, es drückt...“²³ Auf das Häßliche mit Abwehr zu

reagieren, ist Zeichen von psychischer Gesundheit. Der Kranke hat nicht nur keine Kraft, sich dem Häßlichen zu widersetzen. Er sucht es gewissermaßen, weil es seinem Zustand adäquat ist: Das Schöne, welches das Kraftfordernde ist, würde ihn überfordern.

Die Künstler sind „Krafttiere“²⁴ und damit Leitbild für das „kranke Tier“²⁵ Mensch, das in höchst gefährlicher Weise „den gesunden Tierverstand verloren hat“.²⁶ Wagner freilich erfüllte nach dem „Parzifal“ diese Leitbildfunktion nicht mehr: Er hat, so Nietzsche, die Musik krank gemacht. - Es entbehrt nicht der Tragik, daß Nietzsche, der die Kunst so leidenschaftlich im Namen des bis zur äußersten Anspannung gelebten Lebens angerufen hat, die letzten zehn Jahre seines Lebens in völliger geistiger Umnachtung zubringen mußte.

Weniger eine eigentliche Heilwirkung als vielmehr eine restaurative bzw. prothetische Leistung wird heutigentags der Kunst seitens Odo Marquards zugeschrieben. Kunst – so Marquard sinngemäß – heilt Modernisierungsschäden. Sie deckt den für das Leben nötigen Farbigkeitsbedarf und verhindert dadurch, daß der Mensch an emotionaler Atrophie zugrunde geht.

Sicher – die von Max Weber treffend so genannte „Entzauberung der Welt“ hat nicht nur einen Zugewinn an Rationalität gebracht, sondern hat auch – und dies ist eine „Dialektik der Aufklärung“ besonderer Art – die Rationalität des Menschen gefährdet. Was nämlich einseitig und über die Maßen forciert wird, bricht unter dem Druck der Forderungen leicht zusammen. Die Psychiatrie weiß davon ein Lied zu singen.

In der Tat: In der unerhört disziplinierenden, durchrationalisierten Gesellschaft funktionstüchtig zu bleiben, ist keine leichte Aufgabe. Sofern Kunst ein Bereich ist, wo der Mensch seine legitimen und offensichtlich irreduziblen emotionalen, irrationalen und mythischen Bedürfnisse befriedigt findet, die in der entzauberten Welt keine Daseinsberechtigung mehr haben, und sofern Kunst auch diejenige Sphäre ist, wo schwarze Schafe aufgetrieben werden dürfen, für die die Gesellschaft kein Weiderecht vorsieht, ist die Schwierigkeit, in psychischer Integrität zu bestehen, zwar nicht getilgt, aber vielleicht wenigstens gemildert. Wer sich von der Kunst erwartet, daß sie uns vor Krankheit schützt wie ein Schirm vor dem Regen, mutet ihr sicherlich zuviel zu. Aber wenn sie auch nur das psychische Immunsystem günstig beeinflusst bzw. - was sie in der Musiktherapie anerkanntermaßen ja leistet – in vielen Fällen hilft, aus dem Tunnel psychischer Erkrankung herauszufinden, dann ist das immerhin so viel, daß ihre Bedeutung für die Seelenheilkunde als gesichert gelten darf.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Kunst für die Seelenheilkunde ein vielseitiges Gebilde ist, das sich einer eindeutigen Festlegung entzieht. Kunst ist einmal – zufolge ihrer immer wieder vermuteten psychopathogenen Herkunft – ein Mittel der Introspektion, das Einblicke gestattet in die Abgründe des Seelischen, in denen sie wurzelt. Weil in den magmatischen Tiefen des Seelischen das Vorrationalale kocht und brodelt, liegen Kunst und Krankheit, Genie und Wahnsinn eng beieinander.

Kunst ist weiters ein Erfahrungsraum, wo die eng gesteckten Grenzen der rigiden Alltagsnormalität nicht gelten. Was in diesem Erfahrungsraum ausagiert wird, kann durchaus als Konfliktbewältigung im Vorfeld, als eine vorsorgemedizinische Leistung gesehen werden. Für den Akutfall ist sie schließlich, wie wir wissen, vielfach ein erprobtes Therapeutikum, das es erlaubt, das Isolat des psychisch Kranken aufzubrechen. Sie ist (wie es Kafka mit Bezug auf die Literatur sinngemäß sagt) die Axt, die das Eis aufbricht in uns.

Bestehen bleibt daneben aber – Stichwort Stendhal-Syndrom –, daß Kunst in manchen Fällen des Guten zuviel ist und nicht eine psychohygienisch positive, heilende, sondern im Gegenteil eine krankheitsevozierende Wirkung haben kann. Auch diese Facette darf nicht übersehen werden.

Daß sie in manchen Fällen selbst das Schwert ist, das die Wunden schlägt, die sie in anderen Fällen heilt, macht sie zu einem ambivalenten und rätselhaften Gebilde. Aber so wie es nach der Anweisung des Paracelsus in der Medizin generell darauf ankommt, zu sehen, daß Gift und Heilkraft nahe beieinanderliegen, so kommt es auch für die Seelenheilkunde darauf an, in differenzierter Sicht Kunst als ambigues Phänomen zu verstehen, wo Gesundheit und Krankheit, Chance und Risiko eng miteinander verflochten sind

Anmerkungen:

- 1 Zit in.W. Tatarkiewicz: Geschichte der Ästhetik, Basel/Stuttgart 1979, Bd.I, S.115
- 2 Plato: Ion 533 E
- 3 Plato: Phaidros 245 A
- 4 Vgl. L. Balet/E. Gerhard: Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jh., Fr./M. 1981, S.182 f.
- 5 Vgl. C. Dahlhaus: Musikästhetik, Köln 1976, S.35.
- 6 O. Wilde: Maximen zur Belehrung der Über-Gebildeten.
- 7 Brief an George Sand vom 30.4.1837
- 8 Vgl. C. Dahlhaus, op.cit., S.105
- 9 Th. Mann: Tonio Kröger, Fr./M. 1987, S.30, 36
- 10 München 1965, S.86

- 11 Zu Deutsch: Das Leben wird entweder gelebt oder geschrieben.
- 12 Th. Bernhard: Alte Meister, Fr./M. 1985, S.190
- 13 Rolf Hochhuth: Tod eines Jägers, Reinbek 1976, S.37
- 14 J. Rousseau: Über Kunst und Wissenschaft, Hamburg 1955, S.41 f.
- 15 G.W.F. Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik, Stuttgart 1964, III, S. 169
- 16 F. Hundertwasser: Schöne neue Wege, Gedanken zur Kunst und Leben, München 1983, S.175
- 17 Zit in.W. Tatarkiewicz, op.cit., Bd.I, S.113
- 18 Die Bibel: AT, Samuel 16,14
- 19 Zit.in L.Balet/E.Gerhard, op.cit. S.304
- 20 Wenngleich von manchen widersprüchlichen Äußerungen konterkariert, wie bei Nietzsche nicht anders zu erwarten.
- 21 F. Nietzsche: Zur Genealogie der Moral, Leipzig 1930, Bd.II, S.127
- 22 ders.: Der Wille zur Macht, Stuttgart 1980, S.533, 577
- 23 ibid., S.544
- 24 ibid., S.536
- 25 ders.: Zur Genealogie der Moral, II 137
- 26 ders.: Die fröhliche Wissenschaft, I 263

Auf der Suche nach dem Unbewußten*

Walter Oberhuber

Das Unbewußte ist das Kapitel meiner Geschichte, das weiß geblieben ist oder besetzt gehalten wird von einer Lüge. Es ist das zensierte Kapitel. Doch seine Wahrheit kann wieder gefunden werden.

So schrieb der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan im Jahr 1953 und verlieh damit dem Unbehagen Ausdruck, das die Erforschung der verborgendsten Tiefen der menschlichen Psyche von Anfang an gekennzeichnet hatte. Und selbst wenn heutzutage der Begriff *Unbewußtes* bzw. *Unterbewußtsein* bereits weitgehend in den alltäglichen Sprachgebrauch übergegangen ist, ist sein Geheimnis noch lange nicht gelüftet.

Die Einführung des Unbewußten in Freuds Psychologie stellte die bisherige selbstherrliche Auffassung des Menschen als einziges mit Vernunft ausgestattetes und unter allen anderen ausgezeichnetes Wesen, wie sie von den griechischen Philosophen dem Abendland überliefert worden war, ein für allemal in Zweifel. Freud brachte somit das von Kopernikus begonnene und von Darwin fortgesetzte Werk zur Vollendung, nachdem jener aufgezeigt hatte, daß sich die Welt der Menschen keineswegs im Mittelpunkt des Kosmos befinde, und dieser die alles eher als göttliche Abstammung der menschlichen Spezies bewiesen hatte.

Den Anlaß für die epochale Entdeckung lieferten Freud bestimmte Krankheitserscheinungen, mit denen die klassische Schulmedizin nichts anzufangen wußte, in erster Linie die Hysterie, deren Symptome auf keinerlei pathologische und anatomisch lokalisierbare Veränderungen zurückgeführt werden konnten. Freud vermutete einen Zusammenhang zwischen obgenannten Symptomen und gewissen Vorstellungen, Wünschen, Ängsten, Phantasien sowie Affekten, deren sich die Patienten jedoch nicht bewußt waren, und siedelte diese deshalb in den Bereich des Unbewußten an. Dabei glaubte er, den Beweis für seine Behauptung aus der Wirksamkeit unbewußten Geschehens ableiten zu können. Es stellte sich nämlich heraus, daß die von der naturwissenschaftlichen Medizin als nicht heilbar erachteten Funktionsstörungen verschwanden, sobald es gelang, die unbewußten Anteile der Personen in das bewußte und gefühlte Leben einzugliedern.

* Aus: W. Oberhuber *Ipnosi - Comunicazione & Terapia*, Franco Angeli, Milano, 1998, vom Verfasser übersetzt und überarbeitet.

Freuds Versuch, über die psychodynamische Persönlichkeitstheorie eine den Methoden der exakten Wissenschaften zugängliche Erklärung für das Unbewußte zu liefern, scheiterte jedoch an der ausgesprochen phänomenologischen Ausrichtung desselben. Nichtsdestoweniger betrachtete er es als wesentlichen Kern der Psychoanalyse (Freud, 1923):

Die Unterscheidung des Psychischen in Bewußtes und Unbewußtes ist die Grundvoraussetzung der Psychoanalyse und gibt ihr allein die Möglichkeit, die ebenso häufigen als wichtigen pathologischen Vorgänge im Seelenleben zu verstehen, der Wissenschaft einzuordnen.

Hauptsächlich der oben angedeuteten Widersprüchlichkeit ist es wohl zuzuschreiben, daß der Begriff des Unbewußten in der Nachfolge Freuds zwar teils unverändert beibehalten, teils jedoch von bedeutenden Vertretern seiner Schule, wie Adler, Horney und Fromm, weitgehend aufgegeben wurde. Lediglich C. G. Jungs analytische Psychologie differenzierte ihn zusätzlich und führte die Unterscheidung zwischen persönlichem und kollektivem Unbewußten ein: Das persönliche Unbewußte umfaßt die Erinnerungen, das Vergessene und das Verdrängte einer individuellen Lebensgeschichte. Das kollektive Unbewußte betrifft die gesamte Menschheit, seine Inhalte sind Urerfahrungen, die sich in den Archetypen niedergeschlagen haben. Diese Erweiterung brachte jedoch keineswegs eine Klärung des Begriffs mit sich; ja, man kann sagen, daß Jungs Beitrag das Unbewußte einem empirischen Verständnis nur noch weiter entrückt und dessen Vieldeutigkeit zusätzlich hervorgehoben hat.



Friedrich Sebastian Feichter - Pflanze, 1994

Die mächtige Dynamik des Unbewußten und der Bewußtwerdung unbewußter Abläufe hatte sich Freud über die Hypnose geoffenbart, nachdem er im Jahr 1885 den klinischen Experimenten Charcots in der Salpêtrière in Paris beigewohnt und sich anschließend mit den Theorien von Liébeault und Bernheim in Nancy auseinandergesetzt hatte. Er begann damals, die Hypnose zu kathartischen Zwecken einzusetzen, war er doch zur Zeit der Entstehungsphase der Psychoanalyse der Überzeugung, daß ausschließlich die „Abreaktion“ (Wiedererleben vergangener Ereignisse) von Traumata die Heilung neurotischer Störungen bewirken könne. Später überarbeitete er seine These durch die Einführung des Instanzenmodells, was eine teilweise Überwindung des systematischen Gegensatzes von unbewußt-bewußt mit sich brachte:

Wir erkennen, daß das Unbewußte nicht mit dem Verdrängten zusammenfällt; es bleibt richtig, daß alles Verdrängte unbewußt ist, aber nicht alles Unbewußte ist auch verdrängt. Auch ein Teil des Ichs, ein Gott weiß wie wichtiger Teil des Ichs, kann unbewußt sein, ist sicherlich unbewußt.

Ungeachtet dessen scheint die ursprüngliche Vorstellung des Unbewußten als abgegrenzter Bereich des Verdrängten bis heute in der Überzeugung der Menschen tief verwurzelt zu sein. Schließlich läßt die Erweiterung des Begriffs des Unbewußten in Freuds Spätwerk verschiedene Fragen offen, wie er selbst einräumt (1923):

[...] So müssen wir zugestehen, daß der Charakter des Unbewußtseins für uns an Bedeutung verliert. Er wird zu einer vieldeutigen Qualität, die nicht die weitgehenden und ausschließenden Folgerungen gestattet, für welche wir ihn gerne verwertet hätten.

Die Gleichsetzung des Unbewußten mit lebensgeschichtlich Verdrängtem hat reichlich Anlaß zu Mißverständnissen geboten und wiederholt zu Fehleinschätzungen der menschlichen Gedächtnisleistung geführt, wie die Augenzeugenberichten beigemessene Bedeutung in unserem Rechtssystem deutlich veranschaulicht.

Neuere Untersuchungen über das Gedächtnis haben aufgezeigt, daß dieses keineswegs wie ein Tonbandgerät oder ein Videorekorder funktioniert, sondern daß die Erinnerungen laufend umgestaltet werden und somit immer wieder subjektive Veränderungen erfahren.

Der Psychiater Giuseppe Miti fragt sich in seinem Aufsatz *L'ipnoterapia nel trattamento delle personalità multiple: storia e principi generali* (1993) „ob das Gedächtnis eine getreue Wiedergabe von Tatsachen darstellt, oder ob es nicht eher als ein aktualisierter Bericht anzusehen ist, mit all den unvermeidlichen Erscheinungen der Verdichtung, Verschie-

bung, Konfabulation und Neuorganisation von Erinnerungen“. Dabei be-ruft er sich auf viele seiner Patientinnen sowie auch auf zahlreiche Perso-nen, die man durchaus als „normal“ bezeichnen kann, aus deren Berich-ten hervorgeht, daß sie „über eine dermaßen lebendige Vorstellungskraft und einen Hang zum Phantasieren verfügen, mit einer solchen Vielfalt an Einzelheiten, Zeitaufwand und Einsatz von Konzentration, daß es ihnen hinterher schwerfällt, diese Tagträume von der Wirklichkeit zu unter-scheiden“.

Ambrogio Pennati (1995) meint, das Gedächtnis sei weniger mit dem Lesen eines Buches zu vergleichen, als vielmehr mit dem Niederschrei-ben aufgrund bruchstückhafter Aufzeichnungen.

Der Zugang zu den Gedächtnisinhalten erfolgt jedenfalls nicht auf ratio-nalem Weg, sondern erscheint eng verknüpft mit der Gefühlswelt (Erick-son & Rossi, 1974). Insbesondere Milton H. Ericksons hypnotherapeuti-scher Ansatz hat eine ganze Reihe von Hinweisen zur Bestätigung der An-nahme erbracht, daß die primären autonomen geistigen Prozesse, die auf-grund ihrer analog-metaphorischen Datenverarbeitungsweise vornehm-lich dem emotionalen Bereich zuzuordnen sind, weitgehend mit dem Freud'schen Unbewußten gleichgesetzt werden können. Das Unbe-wußte, so wie Erickson es sieht, ist jedoch überaus weise und stellt eine nahezu unversiegbare Quelle an Ressourcen für das Individuum dar, was in folgender Aussage recht deutlich veranschaulicht wird (Erickson, 1959):

In der Hypnose machen wir uns das Unbewußte zunutze. Was ich mit dem Unbewußten meine? Ich meine damit die Kehrseite des Bewußtseins, ein Reser-voir für Lernen. Das Unbewußte ist mit einem Vorratsraum zu vergleichen.

Aus diesem Grund sagte Erickson seinen Patienten immer wieder, ihr Unbewußtes sei viel intelligenter als ihr bewußter Verstand, weshalb er sie einfach dazu aufforderte, jene Fähigkeiten zu nutzen, die sie bereits be-saßen, deren Existenz sich ihnen allerdings noch nicht zur Gänze geof-fenbart hatte. Er vermutete im Unbewußten ein schier ungeheures kreati-ves Potential, das lediglich darauf wartet, freigesetzt zu werden.

Somit erhält das Unbewußte neuerdings jene Eigenständigkeit und Überlegenheit gegenüber dem Bewußtsein, wie sie ihm bereits in der frühen Geschichte der Hypnose zu Beginn des 19. Jahrhunderts zugeschrieben worden waren. Das Unbewußte im Sinne Ericksons wird als autonomes System gesehen, welches umfassendere Funktionen besitzt im Gegensatz zu den geradlinig orientierten Prozessen des bewußten Verstandes

Gleichermaßen wird im Neurolinguistischen Programmieren, in direkter Anlehnung an Erickson, mit den „Teilen der Persönlichkeit“ gearbeitet.

Diese fragmentarische Auffassung der Persönlichkeit seitens der Ericksonianer wird von Philip J. Booth (1988) kritisiert, indem er dem Individuum, und insbesondere seinem Unbewußten, die ihm von Erickson zugedachte Überlegenheit abspricht:

Da dem Erickson'schen Ansatz zufolge jeder Mensch für befähigt befunden wird, eigene Ressourcen für die Bewältigung von Lebensproblemen zu finden, wird dieser Ansatz häufig als eine individualistisch-isolationistische Philosophie bezeichnet. Falls wir aber wirklich die Antwort in uns hätten [...] gäbe es kein wirkliches Bedürfnis, miteinander zu reden – zumindest nicht aus einer anderen Absicht heraus, als unsere mentalen Zustände zu erkennen, sie in ihrem Kontext zu erweitern und in einen anderen einzubetten („reframing“), sie neu zu organisieren oder ähnliches. Was dabei verlorengeht, ist das menschliche Bedürfnis nach Beziehungen und Austausch, und zwar zwischen Gleichberechtigten.

Demnach schlägt Booth vor, die unbewußten Prozesse als Alternative zum bewußten Denken zu betrachten, was im psychotherapeutischen Kontext die Möglichkeit für den Patienten bedeutet, verschiedene Sicht- und Handlungsweisen zu erforschen und miteinander zu vergleichen. Laut Booth ist das Unbewußte keineswegs unfehlbar, sondern auch selbst konditioniert und beschränkt, wenn es zum Beispiel irrationale Ängste aufkommen läßt, die die Ressourcen des Individuums schwächen. Anstelle des uneingeschränkten Glaubens der Ericksonianer an das Unbewußte betrachtet Booth das Streben nach Einheit der Person als möglichen Ausweg aus dem Dilemma. Wenn er also einerseits etwas von Freuds ursprünglicher Auffassung des Unbewußten als Verdrängtes wieder aufwertet, fordert er gleichzeitig eine Abkehr von der Sichtweise der Persönlichkeit als Summe von Teilen (1988):

Ich glaube, daß das verlorengegangene Gleichgewicht – um es bildlich auszudrücken – zwischen der Antwort, die in uns zu finden ist, und der Antwort, die von außen kommt, wiederhergestellt werden sollte. Die Antwort ist nicht tiefer und tiefer und tiefer in uns (oder sogar jenseits unseres Unbewußten in Kontakt mit irgendeiner „größeren Realität“ oder einem kollektiven Unbewußten). Meines Erachtens fügt der Therapeut etwas hinzu: Die Antwort (falls es eine gibt) ergibt sich über einen Dialog, über ein gemeinsames Explorieren – sogar in bezug auf eine gemeinsame Realität.

Michael S. Gazzaniga teilt Freuds Anschauung, daß die Bewußtseinsprozesse als nicht einheitlich zu betrachten seien, geht das Problem jedoch aus einer mechanistisch-neuropsychologischen Sicht mit der Ausarbeitung seiner Theorie der Gehirnmodule an. In Abwandlung des Konzepts der unbewußten Prozesse spricht Gazzaniga von *mitbewußten, aber nonverbalen mentalen Modulen*. Dabei beruft er sich auf die zusammen mit Roger Sperry in den Sechziger und Siebziger Jahren durchgeführten Untersuchungen an *split-brain* Patienten (die eine neurochirurgische Durchtrennung der Verbindungen zwischen den beiden Hirnhälften erfahren hatten), aus denen hervorging, daß sich die beiden Hemisphären wie zwei unabhängige mentale Systeme mit völlig unterschiedlichen Funktionen verhalten: Die linke Hemisphäre schien in erster Linie auf die Kontrolle der sprachlichen Funktionen spezialisiert zu sein, die rechte auf nonverbale Prozesse wie die der Gestaltwahrnehmung. Die linke Gehirnhälfte wäre demnach vorwiegend logisch-analytisch orientiert, die rechte eher holistisch-synthetisch. Nicht alle Experimente ließen jedoch die obgenannten Asymmetrien in der Informationsverarbeitung des Gehirns beobachten. Daraus folgerte Gazzaniga, daß die jeweiligen Funktionen keineswegs eindeutig in der linken bzw. rechten Gehirnhemisphäre zu lokalisieren seien, und stellte sein Modell einer Konföderation unabhängiger mentaler Module auf.

Module sind laut Gazzaniga neuronale Netzwerke kleineren bis mittleren Umfangs, voneinander relativ unabhängige Funktionseinheiten, welche die Informationen im Gehirn speichern. Er glaubt, daß diese Kodierungsprozesse auf nonverbale Weise erfolgen und daher nicht bewußt registriert werden, unser Handeln aber jederzeit beeinflussen können. Das, was man gemeinhin als persönliches Bewußtsein betrachtet, hält Gazzaniga lediglich für das Produkt dieser Beeinflussung, wobei eine gewisse Willkür nicht ausgeschlossen werden kann. Er erläutert dies am Beispiel des Prozesses des Schreibens (1985):

Meiner Meinung ist sich der Schreiber gewöhnlich nicht völlig über den endgültigen Sinn eines Satzes, eines Abschnitts oder einer Seite, die er gerade schreibt, im klaren. Der Prozeß des Schreibens, der geistige Bilder durch den wohlüberlegten Gebrauch der Sprache hervorbringt, zeigt, wie verschieden Gedanken von ihrer geschriebenen Form sind. Wie finden wir Worte, um die besondere Qualität unserer persönlichen Botschaften einzufangen und zu übermitteln? Warum erscheint uns die geschriebene Version unserer Vorstellungen anders als das, was wir zuerst glaubten, sagen zu wollen? [...]

Ich möchte nun ein Modell des kognitiven Prozesses konstruieren, der das Schreiben begleitet. Während die Sätze gebildet werden, setzen die Wörter allmählich geistige Bilder frei, von denen jedes den Zugang zu verwandten Bildern eröffnet, die andere emotionale Wertigkeiten enthalten. Dieses Fluktuieren der emotionalen Energie führt zur Beschreibung all dieser Bilder durch das ständig aktive verbale System. So wird auf dynamische Weise die anfängliche Aktion modifiziert.

Ebenso werde unser sichtbares Verhalten weitgehend unabhängig von unseren bewußten Erfahrungen hervorgebracht und erst hinterher rational interpretiert, um es dem System von Überzeugungen, in dem wir uns erkennen, anzugleichen, was nicht zuletzt einem kreativen Prozeß gleichkomme.

Auf die Kreativität des Unbewußten schaut Milton Erickson und unterstreicht dabei die Notwendigkeit, dessen autonomes Funktionieren zu gewährleisten, um den Patienten von den Beschränkungen seiner bewußten Haltungen zu befreien. Laut Erickson verwenden die Menschen nämlich bestenfalls nicht mehr als 10 Prozent ihrer geistigen Fähigkeiten. Im Gegensatz zu dem, was der Großteil der herkömmlichen Psychotherapieschulen vorsieht, nämlich das Bewußtmachen unbewußter Anteile, ist der Erickson'sche Ansatz deshalb auf die Aktivierung unbewußter Prozesse unter Umgehung des Bewußtseins des Klienten ausgerichtet: „Wäre sein Ich in der Lage, das Problem zu lösen, bräuchte der Patient keinen Therapeuten“.

Dies bringt eine völlig neue Sichtweise des Begriffs des Unbewußten mit sich. Während die traditionelle Auffassung das Unbewußte ausschließlich im innerpsychischen Bereich ansiedelte, interessiert sich Erickson in erster Linie für die Körpersprache, die nicht nur Schlüsse auf die inneren Prozesse eines Menschen zuläßt, sondern gleichzeitig auch dazu dient, mit anderen zu kommunizieren. Diesbezüglich bemerkt Erickson, daß zum Beispiel das Sprechen mit vor dem Mund gehaltener Hand den unbewußten Wunsch nicht zu sprechen bedeuten kann (Erickson, 1976). Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die verbale Kommunikation als eine der vielen Möglichkeiten zu kommunizieren. Während die verbalen Sprachprozesse vom Bewußtsein gesteuert werden, spielt sich nonverbales Verhalten auf einer anderen Ebene ab, die wir als unbewußt bezeichnen.

Ein wesentlicher Beitrag zur Überwindung des Freud'schen Dualismus von Bewußt und Unbewußt kommt von Donald O. Hebb, einem der Väter der Psychologie der Nachkriegszeit. Dieser unterstreicht, daß das sogenannte Unbewußte unser gesamtes Verhalten bestimmt, und somit den

ganzen Verstand umfaßt. Laut Hebb bezieht sich der Begriff des Unbewußten auf jene geistigen Prozesse, die der Introspektion unzugänglich sind, und somit lediglich vom Verhalten abgeleitet werden können. Da, genau besehen, die mentalen Prozesse niemals beobachtbar sind, kommt er zu dem Schluß, daß das Unbewußte der alleinige Sitz des Bewußtseins sei. Diese Behauptung wirft auch auf den Begriff der Kreativität, der in letzter Zeit nicht selten mißbraucht wurde, ein ganz neues Licht. Kreativität ist, so Hebb, nicht als eine geheimnisvolle Wesenheit, die uns innewohnt, anzusehen; vielmehr erweisen sich unsere geistigen Prozesse, sofern sie der Beobachtung nicht zugänglich sind, zuweilen als äußerst verwunderlich. „Unser Verstand ist es, der merkwürdig, kreativ und unbekannt ist, ein wahres Rätsel“ (Hebb, 1980).

Im Text zitierte Autoren:

Freud, Sigmund *Das Ich und das Es* (1923), in: S. Freud, *Tiefenpsychologie – Bd. 1*, Herausgegeben von Dieter Eicke, Beltz Verlag, Weinheim und Basel, 1982.

Miti, Giuseppe *L'ipnoterapia nel trattamento delle personalità multiple: storia e principi generali*, in: Liotti, G. (a cura di) *Le discontinuità della coscienza*, Franco Angeli, Milano, 1993.

Pennati, Ambrogio *Verità storica – verità narrativa, ipnosi sperimentale – ipnosi clinica: Riflessioni epistemologiche, conclusioni operative*, in: Mosconi, G. *Ipnosi e psicoterapia ipnotica – Atti del X congresso nazionale di ipnosi e psicoterapia ipnotica*, Editore A.M.I.S.I., Milano, 1995.

Erickson, Milton H. *Opere – Volume III*, (a cura di E. L. Rossi 1980), Astrolabio-Ubaldini, Roma, 1983.

Booth, Philip J. *Kann man dem „Unbewußten“ trauen und enthält es wirklich die Antwort?* (1988), in: Burkhard, Peter / Schmidt, Gunther (Hrsg.), *Erickson in Europa*, Carl-Auer-Systeme, Heidelberg, 1992.

Gazzaniga, Michael S. *Das erkennende Gehirn* (1985), Junfermann-Verlag, Paderborn, 1989.

Erickson, Milton H. / Rossi, Ernest L. / Rossi, Sheila L. *Hypnose* (1976), Verlag J. Pfeiffer, München, 1978.

Erickson, Milton H. *Opere – Volume IV*, (a cura di E. L. Rossi 1980), Astrolabio-Ubaldini, Roma, 1984.

Hebb, Donald O. *Mente e pensiero* (1980), Società editrice il Mulino, Bologna, 1982.

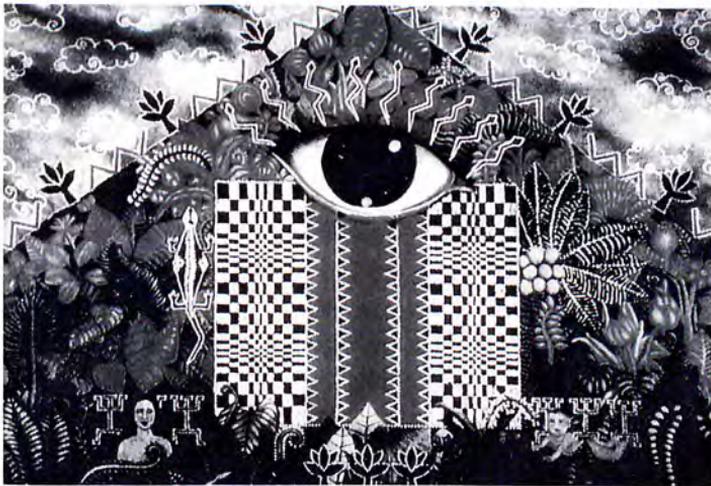
Hebb, Donald O., *Mente e pensiero* (1980), Società editrice il Mulino, Bologna, 1982.

Der Spiegel und das Böse

Hartmann Hinterhuber

In allen Kulturräumen bestehen konkrete Vorstellungen bezüglich der Entstehung psychiatrischer Erkrankungen, wobei neben natürlichen Ursachen wie Vererbung, Ansteckung und ähnlichem, besonders auch übernatürliche Erklärungsmodelle herangezogen werden. Magische Einwirkungen verändern Gedanken, Handeln und Erleben, sie geschehen durch Zauber, durch Fluch oder durch den bösen Blick.

Das Dämonische konkretisiert sich – von der frühesten Menschheitsgeschichte bis in die Gegenwart – im „bösen Blick“. Der „böse Blick“ fügt Leid, Schmerz und Tod zu, er vernichtet Tiere und Feldfrüchte und beeinflusst Denken und Fühlen seines Opfers. Für den Geistgläubigen sind böse Dämonen und böse Blicke real vorhanden und stellen eine permanente Bedrohung dar.



Uhya. Der böse Blick, Philippinen

Die Angst vor dem „bösen Blick“ findet sich in der Geschichte aller Völker. Diese Angst erklärt – nebenbei bemerkt – auch die Gepflogenheit, Delinquenten vor der Hinrichtung eine Augenbinde anzulegen.

Ein modernes, aus den Philippinen stammendes Bild zeigt die Omnipräsenz des „bösen Blickes“. Die Überzeugung, von ihm ge- und betroffen zu sein, findet sich in den verschiedensten Kulturräumen, von den Abo-origines bis zu den Benins in Westafrika und den in christlichen Traditionen lebenden Mitteleuropäern. Der Zauber des „malocchio“ ist nicht

nur im gesamten Mittelmeerraum vertreten, sondern auch in Lateinamerika, in Afrika südlich der Sahara und in weiten Gegenden Asiens und Ozeaniens.

Der „böse Blick“ spielt auch in Europa in allen ehemals von Kelten bewohnten Ländern eine große Rolle. Seine Auswirkungen werden vorwissenschaftlich zur Erklärung praktisch aller unverständlichen Phänomene, denen der Mensch schutzlos preisgegeben ist, herangezogen. Die Hoffnung, definitive Wahrheiten zu erfahren, ist ein Motiv für die Hinwendung zu magischmythischen Deutungen. Aus ihnen und aus okkulten Methoden erwächst vielen Menschen Hilfe in Leid und Ungewißheit.

Im Rahmen seiner weltweiten Studien untersuchte W. M. Pfeiffer die Wahnhalte schizophrener Erkrankter und deren Veränderungen in außereuropäischen Kulturen und fand beispielsweise in westjavanischen Kliniken magische Themen bei mehr als einem Drittel der Patienten. Ein großer Teil davon glaubte, besessen zu sein. Im psychiatrischen Krankenhaus Bandung fand er aber in einem Vergleich der Zeitabschnitte von 1957 bis 1960 und von 1966 bis 1967 eine deutliche Abnahme magisch getönter Erlebnisweisen von 17 auf 8 Prozent. Unter den Kranken der Univ. Klinik für Psychiatrie Innsbruck blieben magische Inhalte bei Schizophrenen über die Jahrzehnte mit 8 bis 9 Prozent relativ konstant.

In Kulturräumen, in denen der Mensch in der Überzeugung lebt, daß das Alltagsgeschehen weitgehend außerhalb der menschlichen Einflusssphäre liegt, werden zur Abwehr der Bedrohung und zur Bewältigung Amulette und Zaubersprüche genauso verwendet wie magisch-mythische Rituale und der Einsatz von vorwiegend viereckigen Spiegeln, die negative Einwirkungen, den bösen Blick wie die dämonischen Beeinflussungen, reflektieren, auf daß das Böse sich selbst vernichte.

Schon der natürliche Spiegel, das Wasser und die menschliche Pupille, mehr noch der künstliche, spielt in den religiösen Vorstellungen vieler Völker eine Rolle. Einerseits glaubte man, er halte die Seele des Hineinschauenden fest und verursache so seinen Tod, andererseits wurde ihm auch eine apotropäische Wirkung zugeschrieben, da sich das Unheil – besonders der „böse Blick“ – im Spiegel breche.

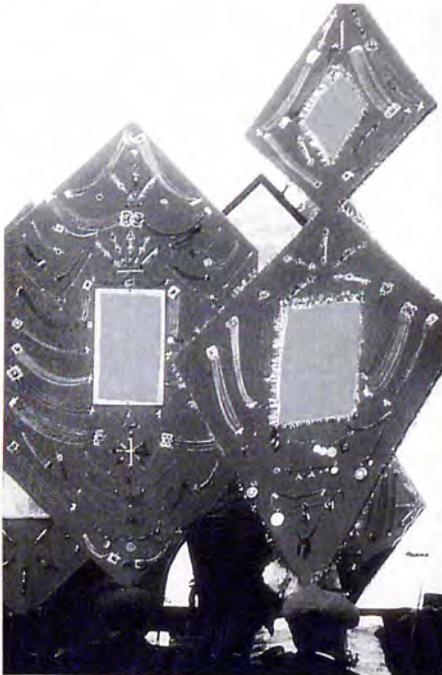
Otto Koenig schreibt: „Der Mensch erfindet keinen Schmuck und keine Auszierung ohne akuten funktionellen Anlaß. Auch der oft überreiche Schmuck sogenannter Naturvölker hat stets seine praktischen Ursachen, wengleich diese den Trägern infolge eines langen Traditionsweges gar nicht mehr bekannt sein müssen... Wer an gefährliche Mächte glaubt, Krankheiten als Aktionen böser Geister oder als Folge im Menschen



Flinslerperchte in Bad Aussee



Egunun-Ahnenkostüm, Yoruba



Pongauer Perchtenlauf



Roller aus Imst

wohnender Krankheitsdämonen auffaßt, muß sich vor ihnen genauso schützen wie vor Hieb und Stich... So hat die Vorliebe für blanke Metallteile, vor allem für glänzende Knöpfe, ihren Ursprung höchstwahrscheinlich in dem alten Glauben an die Abwehrkraft von spiegelnden Objekten gegen den bösen Blick.“

Nach Koenig verfügen alle Abwehrmittel über idente Grundtendenzen. Spiegel und Metallpailletten waren und sind aus eben diesen Gründen in türkische wie zentralafrikanische Kleider, Trachten und Zeltvorhänge eingewebt. Dieselben Bräuche sind aus Indien, dem Orient und Nordamerika bekannt.

Spiegel finden sich häufig in den Kopfbedeckungen vieler Perchten und Fastnachtgestalten des Alpengebietes. Die mit Spiegel besetzten Kopfaufbauten, beispielsweise der Thaurer Altar- und Spiegeltuxer und anderer entsprechender Gestalten, zeigen darüber hinaus überraschende Ähnlichkeiten selbst mit balinesischen Masken. Die Furcht vor der Kraft des bösen Blickes führt zu Bemühungen, auch Tiere oder die Jäger zu schützen (Abb. S. 115 und 116). Selbst im christlichen Bereich schützt ein Spiegel das schlafende Jesukind (Abb. S. 116).



Spiegel- oder Altartuxer (Innsbruck)



Maske der Rangda, Bali



Kopfbedeckung, Ilo Oro, Benin



Kuhkranz, Südtirol

Der Spiegelwirkung wird eine noch größere Kraft gegen die furchtbaren Dämonen zugeschrieben, als sie eine auch noch so schreckliche Maske allein besitzen könnte.

Auch A. Franz erklärt die apotropäische Funktion des Spiegels durch die logische Überlegung, daß das Spiegelbild dem Original gleichwertig sei, es schicke den Dämon oder bösen Blick zum Absender zurück und bekämpfe den Feind mit dessen eigenen Pfeilen. Beim Anblick seines Spiegelbildes stirbt auch der Basilisk. In der deutschen Mythologie verschwindet der Bilwis, der Geist, der die Ernte vernichtet, dann für immer, wenn ihm ein Spiegel vorgehalten werden kann.

Spiegel und Auge wurden bereits in prähistorischer Zeit in Beziehung gebracht, häufig sogar einander gleichgesetzt: Augensymbole drücken Macht, Kraft und Wachsamkeit aus. Als natürliche Spiegel reflektieren sie andererseits auch die Einflüsse des Bösen.

Der Prophet Ezechiel sieht den Thron Gottes, der von Cherubinen getragen wird. Diese wiederum stehen auf Rädern, die „über und über mit Augen bedeckt waren“. Der Evangelist Johannes schreibt 600 Jahre später: „Und um den Thron sind vier Wesen, voller Augen hinten und vorne.“

Augenformen können vom Kreis über die Mandel bis zum Quadrat variieren. Dazu zählen die weltweit bekannten Miribotas. Auch das Yin- und Yang-Symbol entwickelte sich aus der Darstellung zweier Augen.

Für schizophrene Patienten und Wahnkranke sind spiegelnde Oberflächen von mehrfacher Bedeutung. Sie benötigen den Spiegel, um bei unklarer Abgrenzung dessen, was zu ihnen gehört und was nicht, die sichtbaren Grenzen der eigenen Person zu überprüfen. Sie zertrümmern ihn, wenn ihnen das Spiegelbild fremd und unerträglich erscheint.



Ledersack eines Jägers, Ghana

Friedrich Nietzsche beschreibt in „Also sprach Zarathustra“ das Kind mit dem Spiegel: „Aber als ich in den Spiegel schaute, da schrie ich auf und mein Herz war erschüttert: denn nicht mich sah ich darin, sondern eines Teufels Fratze und Hohnlachen.“



Barocke Weihnachtskrippe, Südtirol

Spiegel und reflektierende Oberflächen gehören aus diesen Gründen – außerhalb der Beschädigungen im Rahmen von aggressiven Durchbrüchen – zu den in psychiatrischen Krankenabteilungen am häufigsten zerstörten Gegenständen. Spiegel werden aber auch in Mitteleuropa von Schizophrenen häufig noch dazu verwendet, den Einfluß des Dämonischen, des bösen Blickes und anderer negativer Einwirkungen zurückzuwerfen und den Verursacher mit seinen eigenen Waffen zu treffen. Daß Spiegelfragmente und reflektierende Gegenstände selten in den Kunstwerken und Kreationen schizophrener Patienten im Rahmen der Ergotherapie vorkommen, erklärt sich einerseits durch die mangelhafte Ausstattung des kunsttherapeutischen Bereiches vieler Kliniken und andererseits durch die Vorgaben der Therapeuten. In einem ad hoc-Versuch haben wir 84 schizophrenen Patienten in der Kreativtherapie auch Spiegelmosaiksteinchen angeboten: über zwei Drittel dieser Gruppe verwendeten sie spontan in der Gestaltung ihrer Objekte.

Leo Navratil beschreibt beim ersten Besuch, den er August Walla in dessen bescheidenem Haus abgestattet hat, ihn bei der Anfertigung eines Spiegelobjektes angetroffen zu haben. Bei seinen Texten, die Bannung und Beschwörung ausdrückten, verstärkte Walla deren Aussagekraft noch durch die abwehrende Wirkung silbrig schimmernder Auflagen.



Nagelfetisch der Yombe



Magische Statuette der Yombo

Um nicht durch das kaleidoskopartige Aufzeigen des Einsatzes von Spiegeln in der künstlerischen Gestaltung schizophrener Patienten Überschneidungen oder allzu Divergierendes zu präsentieren, stelle ich einen einzigen Künstler mit einer Auswahl seiner Werke vor: Giovanni Battista Podestà, 1985 in Torre Pallavicina, einem Dorf in der Lombardei, geboren, erlebt als Soldat die Greuel des Ersten Weltkrieges. Bei seiner Rückkehr fällt ihm – wie Paolo Bianchi schreibt – die gesellschaftliche Wiedereingliederung schwer. Die Kriegserlebnisse haben ihm tiefe Wunden hinterlassen.



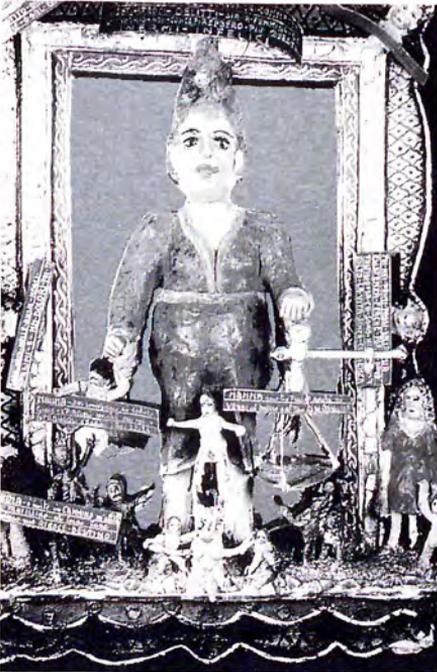
Augusta Walla - Großmutter's Todesgespräch



Giovanni Battista Podestà – Kreuz mit Spiegeln

1939 muß Podestà erneut einrücken. Dieser Krieg, mehr noch als der vorhergehende, hat niederschmetternde Wirkung auf ihn. Er entwickelt sich immer mehr zum verschrobenen, schrullenhaften Einzelgänger. Seine Zeit widmet er der Schaffung eines Werkes, das ihn bis zu seinem Tod im Alter von 81 Jahren wie besessen in Anspruch nimmt.

Podestà war von zierlicher Gestalt und gleichzeitig eine beeindruckende eremitische Erscheinung mit wehendem langem Bart und grauen Haaren. Er stützte sich auf einen Spazierstock, der mit funkelnden Spiegelscherben bestückt war. In der Verschränkung von Malerei, Skulptur und Schrift kreierte er Objektbilder, die durch ihre Materialbeschaffenheit – Goldpapier, Glitzerzeug, Spiegelscherben, Farben in irisierender und blendender Bewegung – faszinieren und durch eine originäre und persönliche Technik bestechen. Seine ganze Wohnung, jedes Zimmer, jeden Gebrauchsgegenstand, jedes Kleidungsstück, Hut, Mantel, Spazierstock versah er mit glitzernden Bildwerken und schuf für den Betrachter



Giovanni Battista Podestà

– Justitia



Giovanni Battista Podestà

– Donna ambiziosa
(Die Abmagerungskur)

ein Arsenal an Zeugen einer unerforschten Welt, ein Universum von Göttern und Dämonen. Sein Schaffen erregte das Interesse von Künstlern wie Arnulf Rainer und Jean Tinguely, die wie das Art-Brüt-Museum in Lausanne Arbeiten von Podestà besitzen.

Über sich selbst schrieb er – auf einem seiner Werke in Goldpapier eingeritzt: „Was ist besser, ein harmloser Verrückter mit ungepflegtem Bart und langem, unordentlichem Haar – oder viele Leute von scheinbar schönem Anblick? Dabei tragen sie Revolver, Dolche, Nachschlüssel, Stilette oder lange Messer in der Tasche verborgen.“

Spiegel und Bruchteile davon finden sich in all seinen Werken, und bedeuten einmal das „Gewissen“, das andere Mal das „Leben“. „Mein Kopf“, sagt der Künstler, „ist ein Vulkan, ich sehe die Dinge, die meine Seele quälen“. (P. Bianchi).

Im Text zitierte Autoren:

P. Bianchi: Mein Kopf ist ein Vulkan. Über Giovanni Battista Podestà. In: Kunstforum, Band 101, 1989

H. Hinterhuber: Menschen, Mächte und Maschinen: Die Pathoplastik schizophrener Psychosen im Lichte der soziokulturellen Entwicklung der letzten 100 Jahre. In: Mensch-Macht-Maschine, H. G. Zapotoczky et al. (Hrsg.), Verlag Integrative Psychiatrie, Innsbruck-Wien, 40 –74, 1995

L. Navratil: Gespräche mit Schizophrenen. DTV-Verlag München 1978

O. Koenig: Kultur und Verhaltensforschung. DTV-Verlag München 1970

W. M. Pfeiffer: Transkulturelle Psychiatrie – Ergebnisse und Probleme. Thieme, Stuttgart, New York 1994

Die Fotos zum Beitrag stammen aus dem Archiv von H. Hinterhuber, das copyright liegt beim Verfasser.

Schreiben in einem eingeklemmten Land

Journalismus in Südtirol. Arbeiten zwischen Einschränkungen, schlechten Gewohnheiten und historischem Nachholbedarf.

Hans Karl Peterlini

I. Im Zweifelsfall denkt der Mensch schlecht

Eine der Fragen mit denen Journalisten in Verlegenheit gebracht werden können, ist gleich banal wie irritierend: Warum schreibt ihr nie das Positive? Es gibt ein paar fertige Ausreden wie jene, daß eine Nachricht, um eine Nachricht zu sein, in einer Abweichung von der Norm bestehen muß. Wenn der Brenner offen ist, ist das keine Meldung. Erst wenn die LKW-Fahrer die Grenze blockieren, erhält der Brenner Nachrichtenwert. Ein Dorf, in dem Toleranz gelebt wird, fällt niemandem auf. Wenn darin gegen Außenseiter gehetzt wird oder die italienischen Ortstafeln abgeschraubt werden, kann es nationales Thema werden. Oder der Klassiker: Hund beißt Mensch ist normal und keine Nachricht. Mensch beißt Hund, was angeblich im bayrischen Raum einmal vorgekommen ist, wird zur journalistischen Köstlichkeit.

Darin verrät sich auch schon ein Fehlschluß, nämlich daß die Norm (Hund beißt Mensch) immer positiv und deshalb eine vernachlässigbare Größe in der Berichterstattung ist, während die einzig journalistisch verwertbare Abweichung (Mensch beißt Hund) leider Gottes negativ ist. Oft ist es umgekehrt: Der Mensch, der einen Hund beißt, richtet weniger an, als der Hund, der einen Menschen beißt. Die Zerstörung der Umwelt, die das Medienthema des vergangenen Jahrzehnts war, ist Normalität, nicht Sonderfall. Die Korruption war in Italien derart verbreitet, daß sich die Täter nicht einmal ihrer Schuld bewußt waren. Der Journalismus hat sich auf die (negative) Normalität gestürzt, nicht auf den (positiven) Ausnahmefall. Aber auch das Negative verliert, sobald es als Normalität erkannt und empfunden wird, seinen Reiz. Die Umwelt ist für Zeitungen, die sich verkaufen wollen, ein Unthema geworden. Der Hunger in der Welt ist, wenn er nicht in neuen Eskalationen gezeigt werden kann, nur noch eine Peinlichkeit; Schmiergeldermittlungen oder die Ausländer-Gettos vor Bozen lösen nicht mehr als ein genervtes „Ach hört doch auf damit“ aus.

Die Regel scheint zu sein: Der Journalismus interessiert sich für das Besondere, Neue, Ungewohnte, und zwar umso mehr, je negativer es ist. Wenn das Besondere positiv ist, interessiert es weniger: Der gelungene

Schutz eines Biotops, die Arbeit eines unbestechlichen Beamten erwecken selten Medienaufmerksamkeit. Der Zweifel ist auch im Journalismus das Gebot des Forschenden. Dem scheinbar Wahren und Guten darf nicht getraut werden, weil sich dahinter ein Falsches verstecken könnte. Wenn ich heute die Stille Hilfe lobe, riskiere ich morgen die Blamage, wenn ihr Gründer und Vorsitzender verhaftet wird. Die neue Umwelttechnik könnte sich als Fehlschlag entpuppen. Negative Berichterstattung ist weniger riskant; sie gibt keinen Vertrauensvorschuß, geht auf Nummer Sicher. Im Zweifelsfall ist die Welt schlecht.

Schließlich denkt der Mensch selber negativ: Keine positive Schlagzeile verkauft sich so gut wie eine negative, kein vornehmes Sterben einer Mutter Theresa übertrifft die Todesfahrt der Prinzessin Diana, kein gerettetes Leben kann in Auflagen und Einschaltquoten einen Mord erreichen. Die Botschaft richtet sich nach dem Empfänger: Wer nur auf negativen Frequenzen verstanden wird, sendet negativ. Wann immer der Vorwurf des negativen, miesmacherischen Journalismus zutage tritt, stammt er von Lesern und Hörern, die sich aus den gerade beanstandeten Artikeln und Sendungen ausschließlich die negativen Passagen herausgepickt haben. Zwischentöne werden meist überhört und überlesen. Negatives läßt sich leichter merken als Positives. „FF“ und „südtirol profil“ sind den Südtirolern wegen ihrer Skandalberichte in Erinnerung, nicht wegen – ebenso vorkommender – sachlicher, informierender Beiträge.

II. Das Gesetz von These und Antithese

So sehr das alles stimmen mag und so trefflich sich damit argumentieren läßt, so wenig kann es befriedigen. Wenn Journalismus wirklich aus reinem Selbstzweck negativ sein sollte, wäre das schädlich. Niemand hält nur Gram aus. Niemand kann freudvoll leben, wenn er sich den ganzen Tag mit dem Schlechten in der Welt den Kopf zermartert. Wer sich ständig vor Krankheit sorgt, wird zum Hypochonder und bald wirklich krank. Journalismus muß, um verstanden zu werden, die Leute dort abholen, wo sie sind; er sollte sie aber nicht, wie der Boulevard-Journalismus, nur an ihren Instinkten im Kreis herumführen, sondern weiterbringen. Wer das Schlechte nur schreibt, weil das Schlechte gewünscht wird, trägt zum Schlechten bei.

Deshalb war eingangs von Ausreden die Rede: weil die parat gehaltenen Erklärungen analytisch korrekt sind, aber dem Kernproblem ausweichen. Die wirkliche Frage lautet: Muß Journalismus negativ sein? Oder ist



Paul Sebastian Feichter - Fenster, 1994

das Patzen mit Druckerschwärze reine Bequemlichkeit, Nachgiebigkeit gegenüber dem Publikumsgeschmack, Blindheit für vielfältigere Spielarten der Ausdrucksweise, letztlich Abgestumpftheit und Festgetretenheit?

Die Darstellung des Positiven erfordert höhere Aufmerksamkeit (es sticht weniger klar gegen die Normalität ab), mehr Fantasie in der Darstellung (es kann nicht niedergehackt, sondern muß feiner nachgezeichnet werden) und bringt weniger Echo (das Publikum mag's heiß). Positiver Journalismus kann der Blick in eine vergessene Realität sein (die Nonnen auf Säben, das Leben über 2000 Meter Höhe, der Reichtum eines Biotops) oder das Nachforschen im Leben eines Menschen nach dem, „was gut war“ (Porträt, Nachrufe). Wo positiver Journalismus gelingt, wird er zum Kleinod, zur Erzählung oder Reportage als Kunstform, zum erfreulichen, beschaulichen Farbtupf in einer düsteren Welt, zur Überraschung durch die Qualität von Information. Positiver Journalismus ohne diesen Anspruch rutscht in Anbiederung an Politiker und Gesellschaftsgrößen ab, verkommt zum Kitsch oder verirrt sich als Lockmittel für Inserate in die sogenannten „Sonderhefte“. Der Stolz des Enthüllungsjournalisten auf seine negative Mission richtet sich auch daran auf, daß er sich von einem zu Schanden geschriebenen PR- und Schnulzenjournalismus abgrenzen muß.

Auch Journalismus gehorcht dem Prinzip von Trägheit und Bequemlichkeit, geht im Zweifelsfall den Weg des geringeren Widerstandes. Anzuprangern, wie daneben sich dieser oder jener Politiker in einer Kommission wieder benommen hat, ist ein abgesichertes, leichteres und lohnenderes Spiel: Freunde und Gegner werden – wieder einer menschlichen Neigung folgend – genüßlich darüber tratschen, es läßt sich ein Feindbild aufbauen und niederschreiben. Wer nicht davon betroffen ist, grinst schadenfroh. Wenn es ihn das nächste Mal selber trifft, weiß er nicht, womit er sich solche Ungerechtigkeit verdient hat, glaubt an politische Verschwörung oder ein feindliches Programm („Linkspresse“ zum Beispiel).

Dahinter steckt – neben allen anderen Mechanismen – ein handwerkliches Gesetz, das nicht einmal dem Täter am Schreibtisch bewußt sein muß. Er handelt zwangsläufig danach, weil es ein Gesetz des Schreibens und Redens, vermutlich des Denkens ist. Ein Gedanke entsteht nicht aus dem Nichts, sondern aus einem Anstoß von oder an etwas; ein Wort muß sich gegen etwas lehnen, um sich daran aufrichten zu können. Ein Gegenstand kann nicht an und für sich erkannt werden, sondern in der Unterscheidung von seiner Umgebung. Eine These braucht, um zur These zu werden, eine Gegenthese. Unterscheiden, also Dagegenstellen und Vergleichen, Gegenüberstellen ist die Voraussetzung, um etwas – geistig und körperlich – erfassen zu können. Das kürzeste Wort dafür ist Kritik.

Ein Artikel, der auf einen so verstandenen kritischen Ansatz verzichten muß, rutscht aus der Seite heraus. Er kann nirgends festgemacht werden, er entgleitet dem Autor, während er geschrieben wird. Der Ansatz „Politiker A hat sich schlecht benommen“ ist ein Aufhänger. „Politiker A macht seine Arbeit“ würde jedem Journalisten die Feder aus der Hand fallen lassen. Was soll er darüber schreiben, wenn er es nicht – kritisch, also unterscheidend – in einen Gegensatz stellen kann? Die Berichterstattung der „Dolomiten“ ist von der Volkspartei meist als „positiv“ empfunden worden (wenn nicht gerade interne Kämpfe auszutragen waren). In Wirklichkeit war sie dem negativen Feindbild der SVP-Gegner entgegengesetzt. Das Porträt eines besonderen, herausragenden Menschen hat, wenn auch unausgesprochen, die Annahme von Plattheit und Gewöhnlichkeit um ihn herum zur Matrize; sonst ließe sich der auf ihn gerichtete Lichtstrahl nicht rechtfertigen. Die positive Sichtweise bedarf der negativen. Schreiben ist – meistens plump, seltener subtil – immer das Scheiden von Negativ und Positiv, Hell und Dunkel, Bekanntem und Unbekanntem. Wenn etwas neu ist, kann es erzählt werden, weil es aus dem schwarzen Loch der

Nichtbekanntheit in die Erhellung gehoben wird. Das erklärt die Schwäche des Journalismus für die Sensation: Desto krasser die Unterscheidung von hell und dunkel, desto leichter fällt das Berichten.

III. Kritik ist nur vorübergehend negativ

Der Enthüllungsjournalismus hat sich aus dem Dilemma der negativen Verschiebenheit sein Selbstverständnis zusammengebaut. In einer tirolischen Variante hat es Florian Kronbichler in der „FF“ als „Häuselragglertum“ bezeichnet: Der Journalismus muß die Kloaken und Stinkgruben aufspüren, muß im Dreck wühlen und in den Winkeln kehren. Es liegt, trotz dem Bekenntnis zum Negativen, eine messianische Anspielung darin: Nicht zu den Guten, sondern zu den Bösen bin ich gesandt. Der Journalismus hätte demnach die Aufgabe, die Ungereimtheiten in der Gesellschaft aufzudecken, die Leichen im Keller auszugraben, die versteckten Geschwüre auszuschneiden. Eine gesellschaftliche Psychoanalyse mittels Schockwirkung könnte man es auch nennen: Das Übel wird dadurch, daß es ausgesprochen und ans Licht gezerrt wird, seiner Ausmerz-ung oder Heilung zugeführt.

Wenn ein Mißstand aufgezeigt wird, stört er das bestehende positive Bild. Der bequemen These, daß alles in Ordnung ist, wurde die unbequeme Antithese gegenübergesetzt. Die dialektische Regel, nach der öffentliches Schreiben, Reden und Handeln abläuft, würde nun nach der Synthese verlangen. Der aufgezeigte Mißstand muß bereinigt werden, damit aus dem negativen Wort eine positive Tat werden kann. Wenn das negative Wort unterlassen wird, wenn der Journalismus seiner Häuslraggleraufgabe nicht nachkommt, bleibt die bequeme These aufrecht, daß alles in Ordnung ist. Der Mißstand, der sich hinter der Selbstzufriedenheit verstecken kann, bleibt unausgeräumt. Die positive Berichterstattung hat in diesem Fall negative Folgen. Der Verzicht darauf, den Bauskandal in einer Gemeinde aufzuwerfen, ist für den Bürgermeister positiv; für die ausgetricksten Konkurrenten und die betrogene Allgemeinheit ist er negativ. Negative Berichterstattung dagegen kann positive Folgen haben. Faust ist schaurig fasziniert von „jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“.

Indem der Journalismus seiner Aufgabe nachkommt, übernimmt er die undankbare Rolle, das Schlechte zu suchen und die Besserung zu provozieren. Das ist auch dann der Fall, wenn einer negativen Realität (korrup-

tes System, intolerantes Land) ein positives Bild (redlicher Politiker, Aufnahme von Flüchtlingen) entgegengehalten wird. Das Rollenverhältnis von Kritik und Politik, in ihrem weitesten Sinn, wäre letztlich also ein gegenübergestelltes, aber konstruktives. Zahnräder stoßen aneinander, reiben sich, greifen ineinander und bewegen sich dadurch. Zufriedenheit mit dem Status quo ist nur vorübergehend positiv, weil dadurch auf Dauer die notwendige Weiterentwicklung unterlassen würde. Kritik ist nur vorübergehend negativ, weil sie eine positive Reaktion auslösen kann.

Wenn das Bewußtsein um diesen dialektischen Ablauf abhanden kommt, greifen die Teile nicht mehr ineinander, sondern drehen leer durch oder blockieren sich. Dann erschöpft sich der Journalismus im Vorhalten der Fehler und im Vernichten der Menschen, die sie begehen. Er hat den Hintergrund, daß er zum gesellschaftlichen Weiterkommen beitragen soll, zugunsten der Lust am Zuschlagen und dem Heischen nach Applaus verdrängt. Dann wird auf der anderen Seite Kritik nur mehr als Boshaftigkeit und Hang zum Negativen verstanden und abgelehnt. Der Politiker, Beamte, Künstler, Gewerkschafter nimmt die Kritik nicht als Anstoß auf, einen Mißstand zu beseitigen, sondern bunkert sich beleidigt in seinem Fehlverhalten ein. Der Journalist bleibt mit der Mistgabel in der Hand stehen, hat nichts verrichtet, außer im Dreck gewühlt und sich selbst besudelt zu haben.

IV. Die Suche nach der verlorenen Sprache

Das Verständnis für dialektische Auseinandersetzung ist in Südtirol historisch geschädigt. Der Faschismus hatte den Südtirolern ihre Sprache genommen. Sie mußten sie heimlich erlernen, durften sich nur verschlüsselt und unter dem Risiko der Verfolgung äußern. Als ihnen 1943 die Nazis die Sprache zurückgaben, war diese von „völkischem“ Vokabular vergiftet und verdorben. In den Schulen wurde mit dem Hakenkreuz an der Wand und Hitler im Herzen unterrichtet. Kanonikus Michael Gamper, der sich als Wortführer des Widerstandes gegen die Aussiedlung der Südtiroler auch gegen das System stellte, mußte nach Italien fliehen. Die Südtiroler Partisanen gegen Hitler-Deutschland wurden als Verräter an den Befreiern gejagt. Nach dem Krieg und dem identitätsstiftenden Beschluß, gemeinsam überleben zu müssen, vermischte sich die Sprache der Opfer mit jener der Täter. Das Deutsch der verfolgten Minderheit in Italien schlüpfte in Worthülsen, die zur Verfolgung der Minderheiten in Deutschland verwendet worden waren.

Die Schwierigkeit der jüngeren Südtiroler Nachkriegsliteratur, Worte zu finden, rührt von daher. Jegliches Schreiben und Reden stand im Dienst der Heimatverteidigung, die Sprache war getränkt von Blut und Boden, von Wildererromantik, Bergsteigerheroik und deutschem Bauernstolz. Nicht umsonst mußte die Sprache der Väter (Hubert Mumelter, Josef Georg Oberkofler) von Norbert C. Kaser auf seiner berühmten Brixner Rede über die „Südtiroler Literatur der Zukunft“ (1969) geschlachtet werden. Anknüpfen konnten die jüngeren Südtiroler Literaten nur bei jenen Vätern und Großvätern, die – wie Franz Tumlner trotz gewisser Anpassungen an die Verhältnisse – selbst unter dem Naziregime zu leiden hatten.

Der jahrzehntelange Kampf, sich in einem fremdsprachigen Staat Gehör zu schaffen, hat die Sprache der Südtiroler gebündelt. Gegenüber Rom mußte mit einer einzigen Sprache gesprochen werden, um Gehör zu finden. In der Auseinandersetzung um das Paket und die Vormacht in der Volkspartei leisteten sich die Südtiroler notgedrungen noch Dialektik. Sobald es einen klaren Sieger und eine sichere Mehrheit gab, wurde die Stimme der Unterlegenen abgedreht: Wer weiterhin schrill reden wollte, wurde hinausgeworfen wie Hans Dietl. Wer den Ton mäßigte wie Peter Brugger oder sich schweigend ins Arbeiten verbiß wie Alfons Benedikter, durfte bleiben (bis in den 80er Jahren auch sein Reden zu laut wurde). Widerspruch wurde nicht mehr als Beitrag zur Fortentwicklung, sondern als Störfall und Spaltungsversuch gebrandmarkt (etwa die Verketterung der Dissidenten wie Egmont Jenny und Gerold Meraner). Das große Verdienst von Silvius Magnago, den Südtiroler Konflikt durch die Geschlossenheit des Wortes politisch gelöst zu haben, hatte einen hohen Preis: Die Südtiroler haben die durchaus auch tirolische Tugend der freien Meinung, des frechen Mauls zu ächten begonnen.

In einer Familie, die im Grenzstreit mit dem Nachbarn lebt, kann man sich nicht ärger den Mund verbrennen als mit einem guten, bei Tisch eingelegten Wort für den Nachbarn. Die Antithese des Alexander Langer und seiner Generation ist zwei Jahrzehnte lang als Verrat an Land und Leuten abgelehnt worden. Gut war damals, ausschließlich für die Tiroler Sache einzutreten, schlecht war, auf die Verhärtungen und Verirrungen des ethnischen Überlebenskampfes hinzuweisen. Dialektik funktioniert gottlob auch über große Zeiträume und persönliche Verletzungen hinweg: Langers Schlagwort vom „friedlichen Zusammenleben“ war für die SVP bis in die 80er Jahre herauf ein Schimpfwort. 1988 fand es sich in der Wahlbrochure des designierten neuen Landeshauptmannes wieder.

Die Aufrührerrolle war auch in diesem Fall eine undankbare gewesen: Langer hatte sich aufgebraucht im Mahnen, Querstellen und Einstecken von Vaterlandsprägeln. Die Auseinandersetzung des Systems mit seinem Herausforderer ist ein Schulbeispiel, wie langwierig, schmerzhaft und mißverständlich der Kampf von These und Antithese sein kann. Die Botschaft, daß die ethnischen Schutzumschläge nach überstandener Bedrohung abgenommen werden müssen, um frei, gleich und brüderlich zu sein, wurde als zu frühes Aufreißen noch nicht verheilter Wunden verspürt. Die positiv gemeinte Botschaft wurde, weil störend für das eigene, positive Selbstbild der Südtiroler, als negative aufgenommen (siehe Vorwürfe wie „Totengräber“ und „Chloroformpolitiker“). Als Langer die Worte und die Kraft ausgingen, wand sich das von ihm veränderte, aber nicht besiegte System seine Ideen als Lorbeer um die Stirn. Durnwalders Denkmal von der Freien Universität ist ein Erbstück des oppositionellen Südtirol.

Aber auch die umgekehrte Sichtweise ist berechtigt: Die Antithese ist für sich allein nicht gültig, kann einseitig sein, böse, übertrieben und zugespitzt, manchmal auch gefährlich, weil sie den Frieden stört und Unruhe stiftet. Ihr Wert besteht darin, daß sie der These den nötigen Schubs gibt, um sich zu erneuern. Wer verändern will, muß den Finger auf offene Wunden legen, fügt Schmerzen zu und wird dafür geschlagen. Sein Tun erhält erst dann Wert, wenn es vom System aufgenommen und für dessen Weiterkommen verändert wird. Kritische Geister, die sich nicht zu sehr verbrannt haben und ihre Systemakzeptanz bewahrten, wurden von der Volkspartei nach und nach fast immer einverleibt (Werner Stuffer als bisher letzter in der Reihe).

Es ist ein Tanzen auf Messers Schneide und auf dem Rücken der Beteiligten: Reinhold Messners Vorwurf vom Heimatverrat der Südtiroler durch die Option war in dieser Zuspitzung ungerecht und hat ihm den Bann der Heimat eingebracht; aber er hat auch eine längst fällige Auseinandersetzung mit einem verdrängten Trauma ausgelöst. Der mehrjährige Provokationskurs der Schützen gegen das Siegesdenkmal, von Landeskommandant Richard Piock und seinem früheren Adjutanten Peter Paul Rainer eingeleitet, hat den Frieden im Lande einer Belastung ausgesetzt. Die Schützen wurden 1997 für ihren Provokationskurs von der SVP mit dem Bannstrahl bedroht. Aber im selben Jahr fanden, erstmals, die Feierlichkeiten zum Tag der bewaffneten Macht nicht mehr vor dem Siegesdenkmal, sondern im Rathaus und unter dem Waltherdenkmal statt.

Ein historisches Grundmuster wird erkennbar, vom gescheiterten Tiroler Sozialrebell Michael Gasmair zum mißverstandenen Aufklärungsfürst Josef II., von den sowjetischen Dissidenten zu den Aufständischen in den Völkergefängnissen der Welt: Wer gegen verbarrikadierte Türen rennt, schlägt sich den Kopf blutig, damit die Nachfolgenden bequemer durchgehen können. Die Revolution frißt die Kinder und nährt die Enkel.

V. Der Vatermord an den Großvätern

Der äußere Feind treibt die Schafe zusammen und läßt sie verstummen. Nicht zufällig leistete sich Südtirol den Luxus einer – vor dem Anschluß an Italien durchaus existierenden – Medienvielfalt erst wieder, als die Bedrohung im fremden Staat allmählich nachließ. 1972 trat das zweite Autonomiestatut in Kraft, 1976 wurden die ersten wichtigen Bestimmungen konkret durchgeführt. 1980 wurde die „FF“ gegründet. Bis dahin gab es für den Widerspruch in Südtirol kein allgemein zugängliches Sprachrohr außer jenen der jeweiligen Bewegung – die „Brücke“, später das „Tandem“ für die Linke, muffige Blätter für die Rechte. Im einzigen Tagblatt der Südtiroler wurde alles Abweichterliche niedergeschrieben oder ignoriert; bis in die 80er Jahre hielt sich eine Regel, daß über Landtagsanfragen nicht berichtet wird, um den Fragen der Opposition kein Forum zu bieten. Im Sender Bozen wurde auf die Mitarbeit von Talenten wie Lorenz Gallmetzer und Franz Kössler verzichtet, weil sie beim System in Ungnade gefallen waren. Als sich die Aufnahme auch oppositionell denkender Journalisten nicht mehr verhindern ließ, wurden diese sie in Watte gehüllt. Das bestimmende Bild in Tagesschau und Tageszeitung waren durchschnittene Bänder, der Journalismus war weitgehend Ereigniswiedergabe und Huldigung, der Kommentar galt der Rüge für den Feind, selten der Kritik am eigenen Lager. Mit dem Heimatbund zu reden, war anstößig, MSI-Politiker auf ihre Standpunkte hin zu interviewen, galt als Heimatverrat. Als die „FF“ Mitte der 80er Jahre erstmals Alexander Langer einen Gastkommentar anbot, errötete er vor Freude. Es war nicht üblich, daß einem wie ihm das Wort gegeben wurde.

Die Tabubrüche jener Jahre sind mit einer Selbstverständlichkeit passiert, die sich nachträglich kaum nachvollziehen läßt. Die Partisanen der 68er Jahre hatten, wenn zunächst auch scheinbar erfolglos, das ärgste Dickicht ausgehackt. Der Zeitwind kam jetzt von der günstigen Seite. Fast zeitgleich mit der „FF“ bildeten sich im ganzen Land freie Theatergrup-

pen und Kulturinitiativen (die Brixner Dekadenz, das Theater in der Klemme, die Bozner Initiative), wurde das gesellschaftspolitische Reden offener, brachen die Verkrustungen auf. Niemand in der „FF“ verfolgte wirklich ein ideologisches Ziel, wie es von den durch die plötzliche Kritik überraschten Politikern vermutet wurde (ein Landesrat witterte in einem Leserbrief noch sowjetischen Einfluß). Wir lasen ganz einfach „Spiegel“ und „profil“, vollzogen das Handwerk nach, begannen, nicht mehr gutgläubig jede amtliche Information zu glauben, sondern sie zu hinterfragen, redeten nicht nur mit der Mehrheit, sondern auch mit der Opposition. Es war ganz normale dialektische Auseinandersetzung von Journalismus mit Politik und Gesellschaft, wie sie überall im westlichen Europa Selbstverständlichkeit war. Weil aufzuholen war, weil es keine Tradition gab, weil eine „journalistische Schule“ erst zu entwickeln war, ging es nicht ohne Kinderkrankheiten ab: Von den ersten unsicheren Gehversuchen über den Sturm und Drang bis zum psychologischen Vatermord war es ein einziger Durchlauf von wenigen, wilden Jahren.

Für die herrschende Klasse war es ein Schock. Die Generation von Silvius Magnago, Alfons Benedikter, Peter Brugger hatte nie mit einer pluralistischen Medienwelt außerhalb der Freund-Feind-Logik zu leben gelernt. Die „Dolomiten“ waren, je nach SVP-interner Seilschaft, entweder für oder gegen einen SVP-Politiker und immer für die deutsche Sache eingetreten; der „Alto Adige“ war immer Feindorgan. Plötzlich gab es aus einem Blatt, das unter der Schirmherrschaft eines SVP-Gründersohnes und leitenden Funktionärs (Christoph Amonn) stand, auch Kritik in volkstums- und kulturpolitischen Fragen, waren SVP-Größen doch nicht mehr unantastbar, bekamen – sprachgruppenübergreifend – auch die Linke und Rechte das Wort. Journalisten gaben sich nicht mehr mit den Verlautbarungen des Landespresseamtes zufrieden, sondern recherchierten selber in den Ämtern.

Es ist erstaunlich, wie schnell sich die Generation der Gründerväter umstellte: Von Alfons Benedikter Informationen zu bekommen, war anfangs fast mit Stempelmarken verbunden. Landesräte leisteten es sich, Journalisten aus dem Dienstwagen heraus abzufertigen. Zu einem Interview mit Silvius Magnago vorgelassen zu werden, kam einem Ereignis gleich. Bald stellte sich Alfons Benedikter selbst ans Faxgerät, um Unterlagen durchzugeben, nahm Silvius Magnago daheim persönlich den Hörer ab. Peter Brugger vertraute sein letztes Interview vor dem Tod nicht der Parteipresse, sondern dem damaligen „FF“-Chefredakteur Gottfried Solderer an.



Ulrich Tasser - Befreiung

Dieser erste Anlauf gegen das System war noch glimpflich abgegangen; er hatte halbgeöffnete Türen vorgefunden. Magnago, Benedikter und Brugger waren nicht die Väter, an denen die neue Generation den psychologischen Vatermord verüben mußte, um sich zu emanzipieren. Sie waren die Großväter, die sich zwar mürrisch wunderten, wie frech die Enkel in die Stube stürmten und auf ihrer Nase herumtanzten, es aber letztlich mit großer Geduld und Gelassenheit ertrugen. Dadurch, daß die Nachkriegsgeneration so lange an der Macht geblieben war, wurde das Aufeinanderprallen der Generationen abgefedert. Die Antithese hatte die These so spät erwischt, daß diese kaum noch Widerstand bot und sich freiwillig der Veränderung fügte.

VI. Tritte gegen die Gummiwand

Die Nachfolger dagegen, die Väter, waren im neuen Medienzeitalter aufgewachsen und stellten sich zunächst geschickt in den Wind. Als Luis Durnwalder seine Ära damit begann, daß er jeden Montag die Journalisten zur Pressekonferenz lud, fühlte sich der gerade erst angetretene Enthüllungsjournalismus um einen Teil seiner Arbeit gebracht. Zuvor war es eine Lust gewesen, dem sperrigen, medienungewohnten Verwaltungs- und Parteiapparat ein paar Geheimnisse zu entlocken. Jetzt lieferte einem der Landeshauptmann die Neuigkeiten aus dem Landhaus jede Woche persönlich, luden die Landesräte zum Mittagessen ein und boten das Du an, das politische Reden wurde ein Sprechen in druck- und sendereifen „Sagern“. Das System hatte sich angepaßt, es verschluckte die Antithese und wurde zur Gummiwand. Die Synthese brauchte eine neue Antithese.

Aber wie tritt man wirkungsvoll in eine Gummiwand? Wie schüttelt man die Hand ab, die sich auf die Schulter gelegt hat? Wie weist man die exklusiven Informationen zurück, die in der Hoffnung auf gewogene Berichterstattung Komplizenhaft über den Tisch geschoben wurden? Der Landeshauptmann hat es – stellvertretend für seine Ära – nie so richtig als Kompliment verstehen wollen, daß sich der Journalismus, um unbestechlich zu bleiben, gegen seine einnehmende Art disziplinieren mußte. Das Bild vom „schweinischen Grinsen“ in einer „FF“-Titelgeschichte 1990 über den neuen, lächelnden Machtzynismus war in der Ausdrucksweise – so viel Selbstkritik muß sein – wohl mißverständlich und daher verfehlt. Aber es stand für den Tritt gegen das System, für die Frechheit des Hofnarren gegenüber dem König, der sonst keine Widerrede mehr hört.

Der Inhalt jener „FF“-Titelgeschichte hatte in der Ankündigung jener Alleinherrschaft bestanden, die Durnwalder seitdem Jahr für Jahr immer lustvoller ausgebaut hat. Das Südtiroler System ist freundlich, schulterklopfend, aber unerbittlich. Im Sender Bozen der Rai reichten ein paar Eigensinnigkeiten des neuen Chefredakteurs (Hugo Seyr) gegenüber Volkspartei und Landeshauptmann, auf daß seine Absetzung betrieben wurde. Wenn Regimegegner zu oft interviewt wurden, folgte die telefonische Intervention. Als die „FF“ nicht mehr nur Fassadenkritik übte, sondern über die bei Gericht vorliegenden – später archivierten – Anzeigen wegen Korruption und Amtsmissbrauch zu berichten begann, wurde bei den Herausgebern die Entlassung des Chefredakteurs erwirkt.

Wieder mögen Entwicklungsmängel, Erfahrungsrückstände einer aufholbedürftigen journalistischen Vorhut eine Rolle gespielt und Blößen geboten haben. Aber es war vor allem das Aufeinanderprallen von These und Antithese, Macht und Provokation. Systeme passen sich nur selten freiwillig an; wenn sie können, reagieren sie auf den inneren Regelverstoß mit dem Ausschluß des Missetäters. In einem anderen, noch geschlosseneren System wurde ein Buch, in dem ein Klosterbruder Ehrlichkeit wagte (Bruno Klammers „Projekttheologie“), zum Anlaß, ihn als Direktor seiner Schule abzuberufen.

Der Übertritt, die Überschreitung der gesetzten Norm ist in der dialektischen Auseinandersetzung nicht Lust am Verletzen und Zerstören, sondern Notwendigkeit. Der Mentor des deutschen Journalismus, „Zeit“-Gründer Gerd Bucorius, hat es so formuliert: „Ich fühle mich wohl in einer Ordnung, in der man von der Schnauze des Bundeskanzlers reden kann, den Exkanzler Willi Brandt einen verkalkten Trottel nennen darf. Welchem Demokraten ist es nicht lieb, wenn ihm die Meinung des Gegners in der schärfsten, präzisesten Form geboten wird. Wie kann ich prüfen, ob meine Meinung richtig ist, wenn der andere nur mümmeln darf“ (1975). Durnwalder und das neue Südtiroler System müßten sich weit weniger vor dem Widerspruch sorgen als vielmehr vor einem Volk in ständiger Unterwerfungsbereitschaft; nicht vor dem offenen, sondern vor dem gemümmelten Wort hat es dem Mächtigen zu grauen. Wenn die These der Antithese entbehrt, wird sie träge und verdirbt.

VII. Schreiben und Reden als Normverletzung

Das Gesetz von Anstoß und Fortentwicklung, das zwischen Mehrheit und Opposition, zwischen Kunst und Gesellschaft, zwischen Rezensent und Künstler, zwischen Journalismus und Öffentlichkeit regiert, bestimmt auch das Verhältnis von Wort und Norm. Das Wort ist nicht uneingeschränkt frei, sondern eingesperrt in ein Regelgeflecht. Die Einschränkung bietet zugleich Schutz- und Freiraum: Was nicht verboten ist, ist erlaubt. Den Paragraphen, die Staat und Bürger vor dem freien Wort schützen, steht das Verfassungsrecht auf politisches Handeln und freie Meinungsäußerung gegenüber. Verletzen einer öffentlichen Person ist erlaubt, wenn es als Kritik geschieht; Schänden eines Rufes ist verboten, wenn es auf falscher Darstellung beruht.

In diesem Spielraum wird ständig neu festgelegt, ob Schreiben und Sprechen ein Recht oder – so der Terminus auch für Medienprozesse – „ein Verbrechen“ ist. Das Gesetz ist die These, das Wort die Antithese. Ein Wort zuviel kann eine theoretische Gefängnisstrafe von ein paar Monaten bis zu mehreren Jahren zur Folge haben, die nicht zwangsläufig in Geldbuße umgewandelt werden muß: In einem Berufsleben können sich die Verurteilungen so weit zusammenlappern, daß ein Journalist dafür sitzen muß, das freie Wort zu weit getrieben zu haben. Aus dem Regelwerk erwachsen, im Extremfall, Freiheitsentzug und Berufsverbot. Damit wird nicht nur der bestrafte Journalist mundtot gemacht. Ein Exempel ist statuiert und wirkt als Abschreckung für alle anderen, lähmt die freie Feder, schärft die Schere im Kopf, entmutigt die Widerrede, nimmt der Antithese ihre erfrischende Kraft.

Der Journalist, der seinen Beruf ausübt, ist dem Risiko ausgesetzt, mit der Feder auszurutschen und eine Straftat zu begehen, wegen Verletzung der Ehre eines Bürgers oder der Würde der staatlichen Institutionen. Was beim Bürger zumindest von der Idee her berechtigt ist, entspringt beim Staat einem Mangel an demokratischer Gelassenheit. Wer Panzer und Gewehre hat, müßte wenigstens das gesprochene Wort des Bürgers großzügig ertragen.

In der konkreten Anwendung ist beides problematisch. Wirksamer und sinnvoller als einen Journalisten dadurch zu bestrafen, daß sein Verlag für ihn Schadenersatz zahlen muß, wäre die Verpflichtung, sich noch einmal mit dem verletzten Menschen, mit der journalistisch verbratenen Sache auseinanderzusetzen, das richtige Wort zu setzen, wo das falsche böse und ungerrecht war. Es ist, im Bereich von Information und Meinung, letztlich auch die einzige wirkliche, redliche Form von Wiedergutmachung.

In den Meinungsprozessen wird die Ehre in Geld gewogen. Die verletzte Ehre einer Amtsperson ist mehr wert als die Ehre eines Bürgers. Am meisten kostet die verletzte Ehre eines Richters. Wer berufsmäßig im Visier der Presse steht, kann auf eine zweite Einnahmequelle hoffen: Es kommt vor, daß dem Journalisten für seinen (angeblich so schwer rufschädigenden) Fehler zynisch gedankt wird, weil sein Artikel eine Klage auf Schadenersatz ermöglicht. Als in Bozen ein Gewerkschafter zusammengeschlagen wurde, erhielt er weniger Wiedergutmachungsgeld als für Verleumdungen gezahlt wird. Beleidigte Richter haben schon mehr bekommen als Väter, deren Kinder im Autoverkehr gestorben sind.

Das Presse- und Meinungsrecht ist vieldeutig, dehnbar und oft ungerrecht. Es ahndet nur das Geschriebene und Gesagte, nicht das Unterschlagene. Ein Wort zuviel kann, selbst wenn es nicht aus böser Absicht stammt, 100 Millionen Lire kosten. Das weggelassene Wort ist perfider und risikofrei: Damit kann Wirklichkeit schlimmer entstellt werden als mit einer Verleumdung. Eine Partei, ein Politiker, eine himmelschreiende Ungerechtigkeit können totgeschwiegen werden, ohne daß es ein Mittel der Gegenwehr gibt. Gegen das Wort zuviel kann der Betroffene klagen, gegen die weggelassene Information, mit der eine Gesellschaft dumm geschrieben werden kann, fehlen die Rechtsmittel. Sie wird, weil sie fehlt, meist nicht einmal als Manipulation erkannt.

Die Ehre eines Politikers kann weniger oder mehr wert sein, je nachdem wie im politischen Umfeld die Punkte verteilt sind. Ein Schimpfwort gegen den Staat wiegt schwerer, wenn es im Ausland ausgesprochen wird oder von einem Soldaten in Uniform. Ein wahres, aber juridisch nicht beweisbares Wort hat zur Folge, daß ein Politiker, der von seinem Amt privaten Nutzen gezogen hat, auch noch Schadenersatz erhält. Der arme Teufel, dem wirklich Unrecht getan wurde, scheitert an den Anwaltskosten oder daran, daß die Zeitung, die gegen ihn geschrieben hat, zu einflußreich ist. Für eine Zeitung, die im ganzen Staatsgebiet erscheint, sind 30 Millionen Lire Zwangszahlung ein berechenbarer Posten im Ausgabenbudget; einer kleinen Zeitung gefährden drei Verurteilungen in solcher Höhe die Existenz. Gesetze fallen nicht vom Himmel, sondern werden von der gesellschaftlichen Mehrheit diktiert, von der Politik gemacht. Wieder schützt sich die These vor der Antithese, das System vor der Provokation, der Status quo vor der Veränderung.

Ein Gesetz, das nicht ständig bis an seine Grenze ausgereizt wird, zieht den Spielraum enger zusammen. In der entgegengesetzten Logik hat es Staatsanwalt Cuno Tarfusser auf eine anschauliche Weise dargelegt:

„Früher wurde man wegen Obszönität angeklagt, wenn man die Zunge zeigte. Jetzt kann man fast schon den Zipfel herausziehen, und es passiert einem nichts.“ Das Gesetz hat sich ausgedehnt, weil gegen es verstoßen wurde, weil an seinen Grenzen gezerrt und gezogen wurde. Jede Verurteilung im Bereich der öffentlichen Meinungsäußerung läßt den Gesetzesübertreter für sein Vergehen büßen, ringt zugleich aber auch dem Gesetz einen neuen Freiheitsraum ab. Jedes Wort, das aus Angst vor dem Gesetz unausgesprochen bleibt, tritt dem Gesetz Freiheitsraum ab.

In den späten 50er und frühen 60er Jahren gab es in Südtirol Anzeigen und Gerichtsverfahren wegen rotweißgestrichener Fensterläden. Das Aushängen von Fahnen war unter Kerkerstrafe verboten. Ein Südtiroler wurde zur Anzeige gebracht, weil er in der Nähe einer Carabinieri-Streife einen Furz vorgetäuscht hatte. Die Gesetze sind heute noch dieselben, aber die Rechtsprechung hat sich angepaßt. Im Kriegsfall und unter dem Faschismus konnten die Schmähungs- und Staatsgeheimnisparagrafen das Leben kosten; in den 60er Jahren wurden dieselben Gesetze immer noch mit Gefängnisstrafe durchgesetzt. 1987 wurden 17 Südtiroler verhaftet, weil sie im Verdacht standen, bei einer Kundgebung für Selbstbestimmung in Wien das Ansehen Italiens im Ausland geschmälert zu haben. Sie wurden dann aber schon in der Voruntersuchung freigesprochen. Mittlerweile würde ihnen nicht einmal mehr das passieren. Die Rechtsprechung ist dem Gesetz von Anstoß und Anpassung gefolgt. Die Meinungstäter der Vergangenheit sind die Helden der freien Meinung von heute. Die Richter von heute stehen auf der Seite der Gesetzesbrecher von gestern.

VIII. Vom psychologischen Terrorismus

Die journalistische Arbeit in diesem Spannungsfeld ist von einem Staatsanwalt als „psychologischer Terrorismus“ bezeichnet worden. Selbst wenn die Formel in einem unglücklichen Zusammenhang stand (es ging um die Berichterstattung über die Attentate der 80er Jahre und eine mögliche Verwicklung fehlgeleiteter Geheimdienste), trifft sie einen wichtigen Punkt im Streit zwischen Wort und Norm. Wo der Glaube an die Veränderbarkeit von Gesellschaftssystemen durch das Wort, durch das demokratische Politisieren verloren geht, wächst Bereitschaft zur Gewalt. Ohnmacht ist meist auch Wortlosigkeit, Sprachlosigkeit. Wo die Worte fehlen, sprechen bald nur mehr die Fäuste oder die Gewehre. Psy-

chologischer Terrorismus ist eine Vorstufe: Es gibt noch Sprache, aber sie ist nicht frei; wo das Wort geknebelt, aber noch nicht erstickt ist, bahnt sich das böse Wort seinen Weg. Je weniger Worte jemand hat, desto größer spricht er. Wer keine Worte mehr hat, der ballt die Faust im Sack oder schlägt aus.

Das gilt es zu berücksichtigen, wenn freie Meinungsäußerung als exzessiv empfunden und die Forderung nach Einschränkung erhoben wird (das Verbot rechtsnationaler Blätter wie „Der Tiroler“, die Ignorierung linker Anarcho-Jugend). Immer, wenn jemandem das Wort und das Ohr verwehrt wird, drängt man ihn in die Isolation, in die Ohnmacht. Dann wird auch das Wort gefährlich und geht der Gewalt voraus. Es markiert das Ziel, damit die Kugel besser treffen kann. Als nach dem Ersten Weltkrieg Deutschlands bittende und verzweifelte Worte nicht gehört wurden, brach das brachiale Wort übers Land herein. Es markierte die vermeintlichen Sündenböcke und baute die Hemmungen für deren massenhafte Hinrichtung ab.

Südtirol hatte seine Worte verloren, als die Attentäter der 60er Jahre ihre Ohnmacht in Plastiksprengstoff kneteten und sich damit Luft verschafften. Sepp Kerschbaumer ist, bevor er zum Anführer der Tiroler Guerrilla wurde, bei jeder Landesversammlung der SVP ans Rednerpult gegangen. Er hat Politiker aufgesucht und auf sie eingeredet. Er hat viele lange eindringliche Briefe geschrieben. Er hat nach Worten gerungen. Als sie alle nicht gehört wurden und er keine Worte mehr hatte, gab er das Kommando zum Sprengen der Masten. Als auch diese Sprache ihre Wirkung verlor, als den Gefolterten in den Gefängnissen nur noch die Schreie vor Schmerz und Wut blieben, griffen die Attentäter in Freiheit zu den Gewehren und schossen auf Menschen.

Die Jugend der 80er und 90er Jahre hat in einer Welt, die sie mit Wort- und Wertmüll erdrückt, oft keine eigene Sprache mehr. Sie malt ihre Botschaften auf Wände, so wie die Tiroler in den 60er Jahren ihre Fensterläden zum Heimat-Graffiti machten. Auch diese Jugend, auch diese Wortlosigkeit wird verfolgt: Noch in den frühen 90er Jahren kamen junge Südtiroler vor Gericht, weil sie Wände mit ihren Botschaften besprüht hatten. Jetzt, zum Ende des Jahrzehnts hin, werben Baufirmen und Gemeinden um junge Leute, damit sie öde Wände mit ihre Sprühdosen auffrischen.

Wer sich eine neue Sprache schaffen will, weil die alte verbraucht ist, muß gegen Gesetze verstoßen, und sei es jene der Sprache selbst. N.C. Kaser mußte die Sprache der Väter von ihren Floskeln freihacken, von ihrer Begrenzung durch Striche und Punkte befreien, ihnen die Großbuch-

staben nehmen, um mit dem verbliebenen, noch brauchbaren Rest neue Sprache zu schaffen. Wenn Oswald Egger Worte so aneinanderreicht, daß die Satzübergänge verschwimmen und Worte sich selber prüfend drehen und wenden, verstößt er gegen die Regeln der genormten, allgemein verständlichen Sprache. Er schreibt die Bahn frei für eine neue Sprache.

IX. Die Jagd nach den letzten Tabus

Der Journalismus, der sich an der Gesellschaft stößt und reibt, muß von daher seine Erneuerung beziehen. Sonst verkommt er zum Ritual. Wenn die These von der Antithese verändert wurde, muß sich auch die Antithese neu formulieren. Der jahrzehntelang verzögerte Vatermord, das wegen des feindlichen Nachbarn unterdrückte Aufmucken am Familientisch haben Tabubrüche notwendig gemacht. Vieles mußte zum ersten Mal ausgesprochen werden. Der neue Landeshauptmann mußte zum ersten Mal in seiner sich ankündigenden Allmacht dargestellt werden. Die Politiker, die an Huldigung gewöhnt waren, mußten vom Sockel geholt werden. Wenn die Tabus gebrochen sind, verlieren Tabubrüche ihren Sinn, werden inflationär und repetitiv, entpuppen sich als bloße Fingerübung oder forcierte Mutprobe. Die Enthüllung der Ehekrise des Landeshauptmannes und seiner Frau war die Fortsetzung der Tabubruchjagd im Revier der Klatsch- und Regenbogenpresse.

Weit mehr als die Aufdeckung einer Ehekrise war es die Offenlegung einer Krise der Medien- und Machtverhältnisse im Land: Die „FF“ deklariert die Angelegenheit des Ehepaares Durnwalder zu einem „politischen Fall“, weil durch das Nichtberichten Schaden am Selbstwertgefühl der Medien entstehen könnte. Durch das Berichten wird dann jene genau Situation geschaffen, die dem Berichteten erst zur Rechtfertigung verhilft: Eine Woche lang wackelt der Sitz des Chefredakteurs, die „Dolomiten“ rufen zu Boykott und Ächtung der einzeln aufgelisteten „FF“-Eigentümer auf, der Sender Bozen setzt auf Wunsch des Landeshauptmannes zweimal eine Diskussionsendung ab. Die Macht wurde dort gereizt, wo sie sich noch zu entlarvenden Reaktionen hinreißen ließ, die schweigenden Medien sind blamiert, das schreibende Medium bezahlt für seine Trophäe den Preis einer Ausweglosigkeit: Wenn dies die Steigerung der Mittel war, die Journalismus, Politik und Publikum brauchen, dann stellt sich die Frage nach der nächsten Dosis.

Für den Streit um das Recht und die Pflicht des Schreibens tut sich ein weites Feld auf, das Private. Die von von der „FF“ bemühte Pflicht, über

Privates zu schreiben, gibt es durchaus: Wenn die Ehekrise eines Landeshauptmannes dem Land Schaden zufügt oder Auswirkungen auf die Lage des Landes hat (was bei allem Respekt für Frau Durnwalder-Furlan nun wirklich nicht der Fall war), wenn das Verhältnis eines Bundespräsidenten mit seiner Sekretärin zu illegaler Bevorzugung im Amt führt, wenn die Erkrankung eines Außenministers die Frage seiner weiteren Einsetzbarkeit aufwirft. Das Recht zu schreiben geht noch weiter. Es genügt ein Minimum an gerichtlicher Relevanz (etwa offizielle Trennung) oder an „öffentlichem Interesse“. Das Kriterium ist gleich zusammenziehbar wie ausweit- und ausweidbar. Wenn danach gefragt wird, was die Öffentlichkeit „interessiert“, muß auch der Seitensprung in die Zeitung. Objektiv einen Informationswert festzulegen, bleibt eine Frage der Auslegung.



Franz Josef Feichter - Flucht, 1996

Alles Private hat, weil dahinter immer gesellschaftliche Wahrheiten stehen, meist auch eine öffentliche Seite. Die Ehetrennung eines Politikers ist Ausdruck eines gesellschaftlichen Phänomens, das auch führende Persönlichkeiten (Thomas Klestil, Oskar Lafontaine, Gerhard Schröder) von der Qual befreit hat, dem Amt zuliebe den Schein wahren zu müssen. In einem katholischen Land, in dem sich getrenntgeschiedene Kirchgänger nur mit schlechtem Gewissen oder gar nicht zur Kommunion trauen dürfen, ist es befreiend, wenn der Bischof morgen mit einem getrennt lebenden Landeshauptmann ins Foto lächeln muß. Das Bekenntnis hoher Politiker zu ihrer Homosexualität wäre hilfreich für den Kampf der Homosexuellen gegen gesellschaftliche Diskriminierung. Wer aus hoher Position öffentlich zugibt, an Aids erkrankt zu sein, nimmt der Krankheit ihren auch sozial tötenden Stachel.

Die journalistische Mission der „Enthüllung“ könnte sich in solchem Sinn mit dem Projekt einer immer offeneren, austauschbereiten Gesellschaft decken, in der die Menschen wohlwollend aufeinander neugierig sind. Der negative Antrieb des Bloßstellens würde umgewandelt in ein positives „was können wir voneinander abschauen“. Das bisher gültige und einzig zulässige Prinzip dafür aber ist die Freiwilligkeit des Outings. Ansätze zum Zwangsoouting hat es schon gegeben. Die Vorstellung, welche Jagdgründe dieses Tabu – einmal gebrochen – freigeben würde, macht ratlos.

X. Die Tyrannei der Fehlerlosigkeit

Gibt es zum Tabubruch um jeden Preis eine Alternative, eine neue Richtung, wohin Journalismus sich entwickeln kann? Journalismus steht in Funktion zur Gesellschaft und zur Zeit, in der er ausgeübt wird. Er ist in diesem Verständnis nicht die vierte Macht im Staat (die eher einem mündiger gewordenen, sich selbst beteiligenden Bürger gebührt), sondern der Jolly, der die anderen vier Asse im Spiel kontrolliert, korrigiert, ergänzt, ausbalanciert. Journalismus kann nicht nur, sondern muß die Seiten wechseln. Er kann die Politik kontrollieren, wenn sie auf die Justiz Einfluß nimmt, er kann aber auch die Justiz kontrollieren, wenn sie unrechtmäßig die Politiker einsperrt. Er kann den Bürgern das Wort leihen, er kann sich aber auch gegen sie stellen, wenn der Mob ausbricht. Mathematisch gesprochen, ist er eine Variable. Seine Aufgabe ändert sich genauso, wie sich die Zeit, die Mitspieler und das Umfeld ändern. Die neue Zeit leidet nicht an zu starren Tabus, sondern an verlorengegangener Orientierung und dem Wunsch nach neuen Regeln auch um den Preis, daß es die falschen sind (siehe den Rechtsruck in der Jugendbewegung). Das stellt das öffentliche Reden, Schreiben und Handeln vor eine neue Aufgabe. Unter dem Schutt der gestürzten Denkmäler und zusammengebrochenen Tabus, unter dem Müll der verworfenen Werte und Worte, muß das Brauchbare gesucht und wiedergewonnen werden. Sonst tappt Journalismus in die Falle des Selbstzwecks.

Hinter der Fixiertheit auf Fehler und Mißstände, der den negativen Journalismus prägt, kann sich eine neue Tyrannei der Fehlerlosigkeit verstecken. Der aktuelle Faschismus, vom totalen Fernsehen und der totalen Werbung geprägt, liegt im bedingungslos durchgesetzten Ideal vom perfekten, schönen Menschen. Der Krummnasige und Unelegante, der Da-

nebensappende und Ungeschickte, der Schmutzdeligge und Schlechtgekleidete ist der gesellschaftlichen und medialen Ächtung preisgegeben. Dahinter lauert die Illusion einer bis auf den Grund blankzuputzenden, morgen reinen, übermorgen vielleicht wieder reinrassigen Gesellschaft.

Schreiben ist immer auch ein Schreiben über sich. Journalistisches Schreiben benutzt dafür die Schablone des Geschehenen und Gesehenen. Hinter der objektiven Berichterstattung versteckt sich oft der subjektive Hilfeschrei. Es ist immer wieder erstaunlich wie Journalisten genau jene Unzulänglichkeiten mit besonderer Strenge aufspießen, mit denen sie selbst zu kämpfen haben. Der Fehltritt ist in einer Gesellschaft, die sich die Perfektion vorgaukelt und vorschreibt, ein begehrtes Jagdgut. Er wird nicht ausgemacht, um daraus zu lernen, sondern um Vergeltung für die eigene, verdrängte Last zu üben. Wer den Splitter im eigenen Auge nicht ertragen kann, sieht ihn im Auge der anderen zu Balkenlettern vergrößert.

Journalismus ist das Organ, durch das sich eine Gesellschaft selber wahrnimmt. Es ist eine Erkenntnis aus der Quantenphysik, daß sich Wahrgenommenes auch nach der Erwartungshaltung des Wahrnehmenden richtet: Je nachdem, mit welcher Meßmethode die Wissenschaftler die (bisher) kleinsten Teile der Atome untersuchen, zeigen sie sich als feste Körper oder energetische Schwingungen. Je nachdem, wie Medien die Gesellschaft, die Politik, das Leben sehen wollen, so gebärden sie sich leider oft. In einer Südtiroler Institution arbeitet zwei Jahre lang ein Funktionär an einem Projekt. Er versucht dieses, mittels Medien auch an die Öffentlichkeit heranzutragen, stößt aber in allen Redaktionen auf Gleichgültigkeit: Er hat vielleicht nur Interessantes, nicht Skandalöses anzubieten. In der Institution, die den Funktionär beschäftigt, wird das fehlende Medieninteresse allmählich auch als fehlender Wert des Projektes empfunden. Die Institution trennt sich von ihrem Funktionär. Erstmals rufen dort die Journalisten an und fragen bohrend nach, warum man den Funktionär entlassen habe.

Das Beispiel, das sich unlängst in einer etwas komplexerer Weise zuge tragen hat, zeigt, wie der Journalismus seine Schulden tilgt: Er hatte die Arbeit der Institution ignoriert; sobald sein Desinteresse eine Entlassung ausgelöst hat, tritt er als Rächer auf den Plan. Der Journalismus hat die Politiker gelehrt, mit dem spitzeren Spruch, der demagogischen Aussage mehr Aufmerksamkeit zu erregen als mit konkreter Arbeit. Der Journalismus erspart es sich damit selbst, sich mit Sachpolitik abplagen zu müssen. Wenn ein Politiker diesem Diktat nachkommt, fällt der Journalismus

über ihn her und exekutiert ihn als Schaumschläger. Wenn einer Sachpolitik betreibt, ignoriert er ihn.

Das ist der Schnittpunkt, an dem Journalismus sich hinterfragen und eine neue Antithese zu seinem Status quo finden müßte. Dann dürfte er sich nicht mehr mit dem Fauxpas von Politiker A oder B begnügen. Er müßte hinter dem Fehltritt die Erklärung, das berechtigte oder unberechtigte Anliegen suchen. Recht und Unrecht, Schwarz und Weiß, Positiv und Negativ, geraten durcheinander, wenn man ihnen nur tief genug auf den Grund geht. An die Stelle des Tabubruchs würde die Information treten, wie Fehler und Mißverständnis und Mißstände entstehen und wie sie gelöst werden können; an die Stelle der klaren Botschaft, die mit dem Verlust der falschen Sicherheiten ihre Berechtigung verloren hat, eine Menge Hinweisschilder, Fußnoten und Lesehilfen. Die moderne Mathematik weiß, daß sie mit der Annahme von Unschärferelationen der Wirklichkeit näher kommt als mit den absoluten Zahlen; der Journalismus muß es erst lernen.

XI. Wo das Brot knapp wird

Der Südtiroler Journalismus wird in seiner derzeitigen Verfassung einem solchen Anspruch nicht oder nur schlecht gerecht. Der jahrzehntelange Nachholbedarf ist in überaus kurzer Zeit aufgeholt worden, eine Fülle neuer Medien ist auf einen gleich groß gebliebenen Markt gestürzt. Daß ausgerechnet das „südtirol profil“ untergegangen ist, markiert eine natürliche Grenze der Vielfalt. Das „südtirol profil“ war mit dem Anspruch gestartet, den Journalismus in Südtirol auf eine neue, qualitativ höhere Ebene zu heben. Sein Scheitern war, neben hausgemachten Fehlern und Mängeln, vor allem die Folge eines unerbittlichen Marktgesetzes. Wo das Brot knapp wird, setzt sich nicht der Vornehmere durch, sondern derjenige, der seine Ellebogen stärker einzusetzen weiß. Wos laut wird, ist nicht die überlegte Stellungnahme gefragt, sondern jene, die alles andere übertönt. Es ist nicht Eigenlob, sondern war die Einschätzung der aus dem Konkurrenzkampf als Sieger hervorgegangen „FF“, daß wir zu hohe Ansprüche gestellt, ein zu hohes Niveau gewählt hatten. Die meisten Leser haben es nicht gedankt, sondern den Verlust von Biß und Deftigkeit bemängelt. Der Verleger ist an den zu hohen Kosten eines anspruchsvollen Journalismus verzweifelt.

Mittlerweile ist der Konkurrenzkampf noch verschärft worden. Der Schnellschußjournalismus ist gängiges verlegerisches Programm: Die Redaktionen sind, wenn's gut geht, so angelegt, daß in Tagesmedien jedes Redaktionsmitglied mindestens einen recherchierten Beitrag pro Ausgabe liefern muß; in Wochenzeitschriften sind es zwei mehrseitige Berichte plus kleine Meldungen, plus Glosse, plus Betreuung einer Rubrik. Zugleich ist der Druck enorm gestiegen, läßt auch die „Dolomiten“ nur mehr Reizthemen aus, die den allerengsten Kreis von Aktionärsinteressen berühren würden (Familie Ebner & Freunde & Kirche). Das Tempo der Berichterstattung ist zum Herzinfarkttrhythmus gesteigert worden, der Journalismus hechelt dem Tagesgeschehen hinterher. Die „FF“, einst Flaggschiff von Themenprägung und journalistischer Kultur, wetteifert auf der einen Front (Hardware) mit der neuen Tageszeitung und hat auf der anderen Front (Software) zuletzt Exklusivthemen von „Südtirol heute“ aus dem Jahr davor nachgearbeitet. Die Verkündigung der Ehekrise ist auch Beleg einer Themenkrise in einem eng gewordenen Markt.

In den Zeiten, als der verstorbene „FF“-Eigentümer Christoph Amonn an die Gründung einer Tageszeitung dachte, war es seine eigene Redaktion, die trotz der Lust auf eine solche Herausforderung davor warnte. Der Südtiroler Markt ist so verschwindend klein, daß er der Inszenierung einer vollständigen Medienlandschaft nicht gewachsen ist. Weder Konsumenten noch Inserenten werfen genug ab, um einen Konkurrenzkampf auf allen Ebenen finanzieren zu können: privates Südtirol-Journal gegen öffentliches Mittagmagazin, privates Südtirol-Heute gegen öffentliche Tagesschau, vorübergehend zwei Wochenzeitungen, jetzt eine Wochenzeitung und zwei Tageszeitungen plus Sonntagszeitung plus Life-Style-Schnick-Schnack für die Nichtleserschaft und Werbekundschaft. Das Monatsblatt „Die Südtirolerin“ ist der jüngste Ausdruck davon, wie wenig Pluralismus bringt, wenn er nicht in den Dienst einer Verbesserung des Angebots gestellt wird; wie überflüssig Journalismus ist, wenn er sich nicht einer gesellschaftlichen Verantwortung stellt.

Über den Daumen gepeilt, ergibt sich ein grausames Bild: Kleine, unterfinanzierte Redaktionen kämpfen zum Teil mit höherem Energieaufwand gegen die Platzhirsche, die ihre Positionen entweder aufgrund staatlicher Finanzierung und/oder jahrzehntelangen Monopols halten. Auf beiden Seiten wird die Tonlage gesteigert oder das Niveau gesenkt, um die Konsumenten in ständiger Alarm- und Kaufbereitschaft zu halten, auf beiden Seiten muß mit schrumpfendem Personalbudget dem steigenden Anspruch an den Skandalwert der Aufrisse nachgejagt werden. In

den neuen Medienbetrieben arbeitet auch eine völlig neue Generation: jung, ehrgeizig, idealistisch, allerdings auch weitgehend unausgebildet, unerfahren und auf sich allein gestellt. Der explodierte Personalbedarf, die Not des Löcherstopfens auf allen Ecken und Enden hat zur Folge, daß sie ausgebeutet werden, oft nicht einmal angestellt und sozial abgesichert sind und keine „journalistische Schule“ durchmachen können. Sie werden an die Nachrichtenfront geschickt, bevor sie wissen, worum es überhaupt geht, lassen sich vom System einseifen oder rennen gegen die Wand, bis sie resignieren. Die Fehler der Aufbruchsjahre werden wiederholt, ohne daß aus ihnen gelernt würde, die Antithese tanzt auf der Stelle wie eine hängende Plattennadel.

Die Folge ist, daß sich – ähnlich der Tragik der Südtiroler Oppositionsparteien – der Journalismus weitgehend in Marktgeschrei ausplärt. Im Wirrwarr der Stimmen geht die qualifizierte Auseinandersetzung unter, verliert der Journalismus die Rolle der Antithese zum Zeitgeist, lacht sich das System ins Fäustchen. Alle – einschließlich „Dolomiten“ – entdecken auf inflationäre Weise dieselben Skandale, beanspruchen zeitgleich exklusive Enthüllungen für sich. Die Maßstäbe gehen verloren, die Einordnung ins Zeitgeschichtliche unterbleibt, die läßliche Sünde wird mit der wirklichen auf eine Ebene gestellt oder verwechselt, gesellschaftliche Dekadenzerscheinungen lösen nicht Kritik, sondern nach Publikum und Inseraten schielende Verneigung aus.

Der Kampf ums Überleben auf zu kleinem Markt verdirbt die Moral. Um die Einnahmen halbwegs mit den Ausgaben Schritt halten zu lassen, werden in Sonderheften und „Extra“-Seiten die Grenzen zwischen Werbung und Journalismus aufgehoben, schreiben Politiker Vorworte, damit Firmen inserieren. Wer in den Redaktionen auf journalistische Kultur pocht, gilt als überholt, wer Vertiefung anbietet als Leser-Hörer-Zuschauer-Schreck. Perlen werden so vor die Säue geworfen, wertvolle Projekte sicken wirtschaftlich dahin. Idealismus, Einsatz und die ohnehin knappe Finanzkraft werden verbraucht, ohne Gewinn für den gesellschaftlichen Fortschritt zu bringen. Das Berufsbild des Journalisten nähert sich dem des Diskjockey und Werbetexters.

Eine verlegerische Neuordnung, die nach dem Scheitern von „südtirol profil“ zu erhoffen war, ist vorerst nicht in Sicht. Sie müßte – ähnlich den privaten Radiostationen, die sich wenigstens für ein gemeinsames Mittagsprogramm zusammengerauft haben – in einer Zusammenlegung von Projekten und Kräften bestehen. Es würde die Überwindung von Betriebsegoismen erfordern, notfalls auch die Räumung oder Teilung von Märk-

ten. Es gibt einen freiwilligen Weg dazu: Die Bildung eines Athesiafreien Blocks etwa oder – warum nicht – auch ideologieübergreifende, rein technische Synergien wie gemeinsame Produktionszentren, Archive, Datenbanken, Ausbildungsmöglichkeiten.

Der andere Weg ist unfreiwillig und vertraut auf die Ausleseprozesse des Marktes. Das Risiko dabei ist, daß dann wieder – so auch in größeren Märkten wie Österreich und Deutschland – das Gesetz des Größeren und Lauteren regiert. Die Erfahrung des neuen Medienzeitalters lehrt, daß Pluralismus eher durch Ergänzung gewahrt wird als durch einen sich auf allen Ebenen zerfleischenden und niederziehenden Konkurrenzkampf. Die neue Südtiroler Tageszeitung hat – mangels fehlender Finanzkraft, mangels unterbliebener Kooperation – den Athesia-Medien weniger Markt abgenommen als der „FF“. Die Öffnung im Rundfunk- und Fernsehwesen hat die Monopole abgeschafft, aber auch die Kulturmagazine schwinden lassen. Der totale Papierkrieg in Deutschland hat den Journalismus nicht veredelt, sondern platter gemacht. Was man sich in großen Märkten vielleicht noch leisten kann, überfordert in kleinen die humanen und finanziellen Ressourcen.

XII. Die Grenzen dieses Landes als letzte Norm

Das ist die letzte Grenze, an die das Schreiben und Sprechen in Südtirol stoßen: Die Kleinheit des Landes, die Begrenztheit des Marktes. Sie ist nicht nur eine territoriale und natürliche, sondern auch politische Vorgabe. Je mehr sich die politische Doktrin durchsetzt, daß sich Südtirol als eine Art Klein- und Freistaat selbst genügen soll, desto größer wird der Bedarf einer sich auch selbst genügenden Sprach- und Informationswelt. Auch hier hat mit dem Südtiroler „profil“ ein Medium verloren, das wenigstens – und erstmals – eine Anbindung an eine größere, die österreichische Medienrealität hatte. Die Zusammenarbeit mit dem österreichischen „profil“ war für die Redaktion lehrreich, hilfreich, horizontöffnend und befruchtend; der heimische Markt hat die Hausbackenheit der „rein südtirolerischen“ Medien bevorzugt. Die Schwierigkeiten des vom ORF ehrgeizig gestarteten Fernsehmagazins „Südtirol heute“ haben einen ähnlichen Hintergrund. Vom Konzept her zwar dem Seichten und Leichten verpflichtet, aber professionell und liebevoll gestaltet, war es zusammen mit seinem Innsbrucker Zwilling „Tirol heute“ als Europaregion-Sender geplant gewesen. Es mußte sich vorerst – von nationaler Gesetzgebung

und grenzüberschreitender Gleichgültigkeit gestraft – dem Diktat der Provinz beugen.

Es ist ein Kreislauf nach unten und hinten: Die Südtirol-Politik ist seit Durnwalder darauf ausgerichtet, aus diesem Land eine kulturell und wirtschaftlich autarke Region zu machen: Eigener Flughafen, eigene Universität sind die Symbole einer selbstbewußteren, aber auch selbstgefälligeren Identität. In dieser Wertsetzung und Selbstüberschätzung – „mir sein mir, stärker als die Stier“ – wird die Politik von einer ebenso selbstbezogenen Medienwelt bestätigt. Ob negative oder positive Zuwendung: die hysterische Befassung so vieler kleiner Medien mit so wenig und so kleinge-strickter Politik läuft auf eine Bauchpinselei hinaus, auf die Vorspiegelung einer falschen Bedeutung.

Es ist ein Schreiben und Reden in einem eingeklemmten Land, nachvollziehbar nicht nur in der „niedereren Werkstatt“ des Journalismus, sondern auch in der höheren Etage der Literatur: Verlage in Südtirol müssen drucken, was geliefert wird, um ihre Kapazitäten halbwegs zu nutzen und ihr Mindestprogramm zu erreichen. Die Einigelung auf die enge Landesrealität hat auch dabei das Maß verloren gehen lassen. Überforderte Rezensenten, die sich an niemanden anders als ihrem eigenen Freundeskreis orientieren und messen müssen, dürfen nach Belieben verreißen oder küren. Die durchaus mündenden Kurzgeschichten von Kurt Lanthaler werden in einer Rezension ohne weitere Begründung „ein großes Stück deutscher Literatur“ genannt. Der Südtiroler Journalist Oliver Renzler hat einen Roman über eine Jugendgruppe geschrieben, die in den Ökoterrorismus abrutscht. Das Thema des Buches wäre eine Auseinandersetzung wert gewesen, weil es Sprachlosigkeit aufzeigte. Die Auseinandersetzung blieb aus, aber der Autor bekam für das in spätpubertärer Sprache geschriebene Werk einen Literaturpreis. Südtirol lobt seine rotzigen Kinder und drückt sich um die Auseinandersetzung mit ihnen herum. Die Latte, die man sich ständig höher legen müßte, um sich daran steigern zu können, wird freiwillig nach unten versetzt.

So degeneriert ein Land. Die „eigene“ Universität für Südtirol hat zu Recht Hoffnungen geweckt, daß das Forschen und Wissen, das Diskutieren und Austauschen angeregt wird. Aber wie schnell es gehen kann, daß statt dessen die Provinzgeister in die neue Alma Mater einziehen, haben die Peinlichkeiten und Eitelkeiten rund um die Gründung gezeigt. Der Südtiroler Kunstmarkt lebt – bis auf Ausnahmen – von Freundeskreisen, die sich selber die Bilder abkaufen. Wer mehr und kaufkräftigere Freunde hat, ist der erfolgreichere Künstler. Wer bei den Landesherren besser die

Hand aufzuhalten versteht, lebt besser. Die Politik verwechselt die Aufgabe, ein überschaubares, kleines Land zu verwalten und international zu integrieren, mit der Einrichtung eines Hofstaates. Der vorgegebenen Vision, im Rahmen der Europaregion Tirol die Grenzen wenigstens bis Ala und Kufstein weiterzuziehen, wurde in der tagespolitischen Umsetzung der Rückzug aufs Eigene (Flughafen, Universität) entgegengesetzt.



Alois Steger - Übergehen, 1997

Daß es sich im Kleinfürstentum Südtirol feiern und leben und lustig sein läßt, kann dazu verleiten, klein und dumm und inzüchtig zu werden. Kaum etwas, was in Südtirol für wichtig gehalten wird, hat eine Bedeutung über dieses Land hinaus, kaum etwas, was hier geschrieben wird, wird außerhalb verstanden, kaum etwas, was hier als teure Kunst gilt oder Preise erhält, wird auf dem internationalen Markt quotiert. Für keines der Südtiroler Großprojekte reicht das Einzugsgebiet, wenn sie nicht mit der Öffnung zur überregionalen Zusammenarbeit verbunden sind. Der Rückzug in die Provinz läßt vielleicht überleben, aber nicht lange und nicht auf gesunde Weise.

Das ist die Herausforderung der neuen, nachrückenden und nachrückenden Generation. Um der Durnwalder-Ära Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ihr Bruch mit der Vergangenheitsbezogenheit der Südtiroler Politik gewürdigt werden, das Ablassen vom Wundenlecken zugun-

sten eines nach oben und nach vorne gerichteten Blicks. Die Globalisierung und internationale Ausgesetztheit wird – das ist die positive Vision – vielleicht den kleinen Räumen wieder Wert geben, aber das Arbeiten dort braucht, wenn es nicht an sich ersticken will, die Auseinandersetzung und den Austausch mit der größeren Realität.

Wieder wird das Schreiben und Sprechen in diesem Lande eine zur Zeit noch bequeme Regel verletzen müssen: jene, daß es schon genügt, ein Südtiroler zu sein, um etwas zu sagen oder zu schreiben zu haben.

Elemente der Psychopathologie im Bozner Passionsspiel von 1495

Bruno Klammer

Die Ansiedelung pathologischer Verhaltensweisen in den Spieltexten

Auf zwei Pfeilern, sagt Platon im Phaidros, im Phaidon und in der Staatslehre, gründen die Werte: auf ratio und mensura – auf Vernunft/Vernünftigkeit und Angemessenheit/Maß. Wo eines dieser Elemente verfällt, beginnen die Formen der mania: der Irrtum im Erkennen und die Torheit im Verhalten. Die Unordnung in Staat, Gesellschaft, ethischem Verhalten und Religion ist der sichere Ausdruck für Unvernunft und Maßlosigkeit/Unangemessenheit in den theoretischen und praktischen Verhältnissen (1).



Franz Josef Feichter - Mephisto, 1996

In den Bozner Passionsspielen aus dem Jahre 1495 (2) offenbaren sich Vernunft, Maßlosigkeit und Unangemessenheit in unterschiedlichen Weisen des Wahnverhaltens. Deren verhaltenspathologische Darstellung erfolgt unter zentralen Leitbegriffen der ursprünglich lateinisch verfaßten Tugend- und Lasterlehre. (3)

Die lateinischen Hintergrundbegriffe für „unmäßiges“ (unmessig, nicht zweckmäßiges, anormales, ungeziemendes) Verhalten sind in vier Gruppen gliedern:

- a) die Gruppe: furor, ira, odium (4): Wutausbrüche, Rasen, Toben, Zorn, Haß...
- b) das Wort- und Ausdrucksfeld um den Begriff der stultitia: als Unkenntnis, Blindheit, Nicht-Begreifen...
- c) Die dritte Gruppe kreist um das Sprach- und Verhaltensfeld der folia und dementia: Exzeß, exzessives Verhalten, Übertreiben, außer sich sein, von Sinnen sein, Verzweifeln.
- d) Der letzte Grund, warum Rede und Verhalten in wahnsinniges, aberwitziges Tun münden, sind die Lüge, die Täuschung, die Wahrheitsverdrehung: mendacium. Rede und Wirklichkeit, Verhalten und Wirklichkeit stimmen nicht zusammen. Mendacium ist ein Zusammenstoß von Illusion und Wirklichkeit (falsche ler, trüger, verkerer der warhey; verkeren: Wahrheit und Wirklichkeit falsch darstellen).

Pathologische Einflüsse aus dem Zeitgeschehen

Die Zeit nach 1300 ist schweren Erschütterungen ausgesetzt.

1. Kirchlich: 1305/09 – 1376 wird das Papsttum nach Avignon verlegt. 1378 bricht das große Schisma aus, mit einer römischen Obödienz (Urban VI. und einer avignonesischen Obödienz (Clemens VII). Die Zeitgenossen reagieren darauf verwirrt und verstört. Von Kard. Pierre de Barrière (+1383), einem Förderer von Clemens VII. wird Constance de Rabastens in einer Vision sagen: Er ist gequälter in der Hölle als der wahnsinnige Pilatus und als ein Mensch von Sinnen (home irat). (5)
2. Politische Wirren:
1337 bricht der hundertjährige Krieg aus (bis 1453), mit Verrat, Hinterlist von allen Seiten. Mit allen Grausamkeiten, Verrohungen und Wahnsinnstaten der Soldateska.

Dazu kommt: Karl VI., der „gottgewollte Herrscher und der allerchristlichste König“ beginnt mehr und mehr dem Wahnsinn zu verfallen. 1393 treffen sich der Herrscher Wenzeslaus und Karl VI. in Reims. Jules Michelet sagt von diesem Treffen: *L'un était fol, l'autre toujours ivre*. Und Froissart, der beste Chronist der Zeit, beschreibt Karl VI. im vierten Buch seiner *Chronique* als *roi fou et furieux*. Das Motiv vom König, der tobt und von Sinnen ist, geht in die Passionsspiele ein, und wird in den Bozner Passionsspielen von den Juden auf Christus angewendet: Jesus erhebt Königsansprüche und ist von Sinnen.

Der sprachliche Ausdruck für Jesu „pathologisches Verhalten“ ist: *tor*, *torhey*t, *torratt* (törricht), *vnsinnig*, *zorn*, *fraydig* (*iratus*), von *sinnen* sein, ein *nar* sein (6).

3. Wesentliche Umschichtungen in der Zeit ergeben sich dann in Theologie und Volksfrömmigkeit.
- 3.1 Von großem Einfluß wird die Visionsliteratur der Zeit. Zwei Strömungen stehen sich im 14. und 15. Jh. gegenüber. Auf der einen Seite die Gelehrsamkeit, die Universität, die eine *ratio*gestützte Theologie vertritt und auf den großen Summen fußt.
Die Universität ist ein Lehrhaus um die lateinischen Hintergrundbegriffe: *docere* und *doctrina*. Christus lehrt – verkündet – ist *lerer* der *warhey*t – begründet und führt auf die Propheten und Väter des Alten Bundes zurück.
- 3.2 Auf der anderen Seite stehen die *illitterati*, das Volk, und dieses wird fast ganz beherrscht von Visionären und Visionärinnen, vor allem der Frauenmystik mit ihren zahllosen und einigen auch großen Gestalten: Brigitta von Schweden, Katharina von Siena, Mechthild ... In Frankreich: Constance de Rabastans (+1386), Marie Robin (+1399), Jeanne Marie de Maillè (+1451) und alle überragend für das 15. Jh.: Jeanne d'arc (verbrannt 1431 zu Rouen als Hexe, und später rehabilitiert und kanonisiert). Diese Richtung leitet sich unmittelbar von Christus her (dem alles vom Vater geoffenbart wurde) und bezieht sich auf innere Eingebungen des Heiligen Geistes

Diese Laientheologie und die Frauenmystik lieben krasse Szenen und Bilder. Sie sind nach Auffassung der Kirche, ständig pathologischen Anschauungsformen und der Häresie nahe. Tatsächlich herrscht eine Art pathologische Grundstimmung in der Zeit, mit einem Hang zu übertriebener Leidens- und Opfertheologie. In den Kanonisationsakten der Doro-

thea von Montau wird überliefert, wie sie ihre Brüste und Schenkel zerschund, um „im eigenen Blutvergießen sich Christus am Kreuz ganz zu vermählen“. (7) Adelheid von Frauenberg begehrt, daß ihr die Haut abgezogen würde, um sie zu einer Windel für das Kind in der Krippe zu machen. Woraufhin Maria sie trinkt mit derselben Säuglingsmilch wie ihr Kind. Adelheid Langmann berichtet, Christus habe ihr die Ehe angetragen, worauf sie Maria gebeten habe, darüber nicht eifersüchtig zu werden und ihr keine „böse swiger“, keine böse Schwiegermutter, zu sein. (8)

Von besonderer Sorge in der Laienmentalität und in der Frauenmystik ist für die Kirche deren Haltung den Sakramenten, vor allem der Eucharistie und der Buße gegenüber. Das Gründonnerstagsspiel ist eine ausdrückliche Rechtfertigung der offiziellen kirchlichen Sakramentenlehre, und deren Leugnung wird in Spiel I und II den Juden zugeschoben. Argumentiert wird aber eigentlich gegen die eigenen zeitgenössischen „Häresien“. Angela von Foligno trinkt das Waschwasser derer, denen sie am Gründonnerstag Hände und Füße wusch, und empfindet dies als Kommunion. Mechtild von Wengen ließ sich von einem Kruzifix alle Sünden vergeben. Die innere Vereinigung mit Christus in der Seele ersetzt gleichsam die Sakramente. In zahlreichen Abwandlungen treffen wir auf das Wort vom inneren Christsein: *Noli foras ire, in teipsum redi, in interiore homine habitat veritas*. (9) Wie das zeitgleich Jahn Wyclif ebenso formuliert: Wer die *vox Dei* besitzt, den unmittelbaren Einfluß der Gnade, bedarf weder der Kirche noch der Sakramente. Genau diese Leugnung der Sakramente wird von der offiziellen Kirche als Häresie und Glaubensabfall eingestuft. (10)

Pathologie und pathologisches Verhalten im Lichte der Häresieanklage.

1326 gibt Johannes XXII, die Konstitution *Super illius specula* heraus. Die Konstitution definiert, erstens, was als Häresie – Glaubensabfall – Bosheit – Wahn zu gelten haben. Und, zweitens, ordnet sie die Zauberei der Häresie zu. Damit fällt diese unter die Inquisition. Einer der häufigsten Vorwürfe in den Spieltexten an Jesus ist „Verkerer der Ler und des Volkes“ und ein „Zauberer“ zu sein. Damit wird Christus zur pathologischen Figur schlechthin für die Juden. Zum Irrlehrer. Und dessen Wunder sind nichts als Täuschung, Wahn (Selbstanspruch, Größenwahn) und Zauberei. Somit liegt gegen ihn eine Häresieanklage vor.

1484, 10 Jahre vor der Bozner Passion, erscheint die Bulle *Summis desiderantes affectibus* gegen die Häresie. 1887 erscheint dann noch der He-

xenhammer der beiden Dominikaner Sprenger und Institoris. In allen drei Dokumenten ist der Häretiker ein Opfer und Träger des Bösen und des Pathologischen in dem, wie er sich benimmt; in dem, was er lehrt und redet; wie er in Lüge und Dämonie das Wesen der Menschen verkehrt.



Franz Josef Feichter - Krönung, 1989

Nach Auffassung der Inquisition, hängt der Wahnsinn mit Wahrheitsverlust und Wahrheitsverleugnung zusammen. Die Passionsspiele steigern die Formen des abwegigen Verhaltens nach genau festgelegten Stufen. Am Anfang steht die Unkenntnis (*stultitia*). Dieser unterliegen zunächst auch die Jünger Jesu mit ihren Fehlinterpretationen und ihrem Unverständnis. Dann kommt das Unsinnverhalten der römischen Soldateska, die abseits von jeglicher Glaubensauseinandersetzung steht; weil die Römer Heiden sind. Sie fluchen und sind grausam. Einen Bezug zur Botschaft Christi weisen sie nicht auf (*ignorantes*). Auf sie folgen die niederen Juden, die die *illitterati*, und deshalb die Irreführten und Unverständigen sind. Über ihnen stehen die jüdischen Ratsherren und die falschen Zeugen (*falsi testes*), die bewußt die Unwahrheit sagen, lügen, verdrehen und bedrohen.

Die letzte Stufe aber bilden die Teufel und Judas. Die höchste Form des Wahnsinns für das Mittelalter ist die Verzweiflung. *Alta voce clamat et desperat*, sagen die mittelalterlichen Spiele von Judas. Die Textpartien lassen ihn klagen, schreien, krächzen und sich gebärden wie einen Men-

schen von Sinnen. In gleicher Weise gröhlen, flüchten, fluchen, zappeln und rennen die Teufel, und verzweifeln, wenn Christus in die Vorhölle einbricht (Auferstehungsspiel). Die Verzweiflung ist beides: dementia (von sinnen sein) und desperatio (Hoffnungslosigkeit, Auswegslosigkeit, Selbstzerstörung). Als Maria in Wehklagen über ihren Sohn verfällt (Spiel II, VV 1976 – 2219, Wehklagen der drei Marien und des Johannes), droht auch ihr die Verzweiflung. Da tadelt sie Johannes in aller Heftigkeit, daß sich für sie ihr verzweifelt Klagen nicht gezieme. Er fordert sie auf, sich nicht wie jemand von Sinnen zu benehmen, sondern ihre Sinne endlich wieder zusammenzunehmen und „messiglich“ zu klagen (V. 2055). Sie soll ihr „haisses“ (ungestümes) Weinen lassen (V. 2206). „Dw solt präu-chen deinen sin“ (V. 2215): Nimm deinen Verstand wieder zusammen. Das Verfallen in Wahnsinn und Verzweiflung ist der Ausdruck dafür, daß jemand die Hoffnung auf Erlösung und Heil aufgegeben hat. Und weit verbreitet war die Meinung im Volk, daß ein Mensch aus bestimmten Gründen und irgendwelcher Sünden wegen von Gott mit Wahnsinn geschlagen würde. Das Merkmal des Wahnsinns und der Verzweiflung ist die Verzerrung hin zu einem pathologischen Redeaussdruck und hin zu einem pathologischen Verhaltensdruck. Vernunft und Maß sind ganz verloren.

Pathologie als Ausdruck der Wahrheitsdistanz

Je weiter die Rollen von der Wahrheitsnahme entfernt sind, desto unsinniger, wahnsinniger, maßloser und unangemessener werden sie in Rede und in Verhalten. Sprachlich äußern sich die pathologischen Formen der Rede in: übermäßigem (hoffnungslosem) Klagen – Schreien – Denunzieren – Drohen – Fluchen – Lügen – Beschimpfen – Verleumden – Schmähen – Leugnen – grober Rede (z.B. in den Kreuzigungs- und in den Wächterszenen (II, VV. 1794 – 1925; VV. III, 2573 Jr Herren von der Iüdischhayt – 2817 Ir ritter lat eür schallen – lautes dummes Gerede, Angeberei, Auftrumpfen – sein – falsches Schwören (11). In den Verhaltensweisen äußern sich die Formen „aus der Norm“ als Betrügen – Bestechen – Poltern – Rennen – Zerren – Anspucken – Schlagen – Freude am Quälen – Neigung zu Gewalttätigkeit – Bosheit – Rasen. Einige Ausdrucksformen in den Spielen werden aber auch soweit gesteigert, daß sie zum theatralischen Moment werden: die Würfelszenen unter dem Kreuz,

die Bestechungsszenen, die Szenen mit den düperten Wächtern, und Juden. Und zuletzt auch die großen Tölpeleien der Unterteufel, wenn der Angelus percutiens an die Tore der Hölle pocht.

Gemäß der *piafraus*-Theorie des Mittelalters, ist auch der Teufel ein Ge-
prellter. Die menschliche Natur Christi täuscht ihn über dessen wahres
Wesen, und gerade er muß am Schluß ein Bekenntnis auf die göttliche
und menschliche Natur Christi ablegen.

Die getäuschten Unterteufel stellen Lucifer zur Rede darüber, daß er
auch sie über die göttliche Natur Christi getäuscht habe. (12) Wir sehen,
wie Goethes Faust aus zwei Quellen gespeist wird: aus dem Spießschen
Faustbuch mit der Dämonie des Bösen, und aus einer aufklärerischen Tra-
dition, wonach der Teufel eher Getäuschter ist und zum Gesinde des
himmlischen Hofstaats wider Willen wird. Der Teufel ist ein Spieler. Teu-
fel, Wahnsinn, pathologische Verhaltensformen sind spieldramatische
Elemente in einer dualistisch konzipierten Weltsicht. Aus dem Liturgie-
raum nehmen die Passionsspiele noch mit, daß Christus dargestellt wird
wie in einem Weiheritus. In der Rede: Er spricht feierlich, getragen, lehrt,
verkündet, betet. Im Auftreten: Er schreitet, segnet, steht immer gleich-
sam *face à face* gegenüber Auch die Propheten, die Altväter, die Gerette-
ten treten in einer Art Prozession und in einem feierlichen Reigen auf, an-
gelehnt an den höfischen Schreittanz, an die *carole*, die nach Ordnung
und Maß erfolgt. Der Schreittanz ist Ausdruck der Beherrschung. Schön-
heit, Glück, vornehmes Wesen, Tugenden schreiten in ihm in einem wür-
digen Reigen, während im Springtanz das Laster mittantzt. (13) In ihren
verzerrten Gesten und Bewegungen verhalten sich die Teufel wie Epilep-
tiker: zucken, rennen, flüchten, schreien, hüpfen. In ihrem Verhalten ist
die Bewegungskontrolle aufgelöst. Die Juden dagegen verhalten sich wie
Intriganten: flüstern, handeln und reden nicht offen, schleichen, gehen
heimlich umher und zur Nachtzeit. Die Soldaten dagegen sind Grobiane,
Spieler und Mordgesellen.

Die Wahrheiten Christi sind Offenbarungswahrheiten. Anhand der *tria
genera visionum* des Aurelius Augustinus wird Mentalitätsgeschichte des
Mittelalters aufgezeichnet. (14)

- a. Die *visio corporalis* betrifft die rechte Wahrnehmung über die Sinnes-
organe. Juden, Pöbel, Folterknechte, falsche Zeugen, Teufel verdre-
hen diese Wahrnehmung oder deuten sie um.
- b. Die *visio spiritualis* betrifft die Welt der Bilder, der Vorstellungen.
Auch der Gleichnisse und Offenbarungen (Visionen etc.) Jesu. Die Ju-
den lehnen sie als falsche Vorstellungen und Bilder, als Falschheits-

- lehre und Vorspielungen ab. Als im Widerspruch zum alten Testament stehende Aussagen.
- c. Die *visio intellectualis*: Sie ist die Erkenntnisleistung des Verstandes, der Argumentation und der Begründungen. Da die Gegner Jesu der Einsicht und den Grenzen des Verstandes nicht folgen, verformt sich deren Tun pathologisch zu Leugnung – Widerspruch – Täuschung – Hinterlist – Lächerlichkeit – Verstockung. Die richtige Ordnung der Gedanken und die richtige Ordnung der Dinge wird verlassen.

Zwischen Wahrheit und Wahrheitspathologie verläuft in den Passionsspielen eine klare Trennlinie. Die Wahrheit hat für sich die *locutio pia*, mit den Zentralbegriffen: recht (rechtschaffen) – wahr – fromm – gerecht – Liebe Unvernunft und Lüge haben die *locutio impia* für sich, mit den Handlungsbegriffen: Widerspruch – Widerrede – Verrat – Betrug – falsche Mär – Bosheit – Zauberei betreiben – sich wie von Sinnen gebärden – unfrohm sein. Dahinter verbergen sich Begriffe einer Wertkrise des späten Mittelalters.

Pathologie aus Gottesfrevl und dämonischer Beeinflussung

Die gesamte Inquisition fußt im Grunde auf der Vorstellung: Häretiker, Hexen, Zauberer, Juden sind im Grunde dämonisch Besessene. Das macht ihre Pathologie auch in den Passionsspielen aus. Einen Beweis des Pathologischen und Satanistischen stellen im Zeithintergrund die jüdischen Ritualmorde und die Hostienfrevl dar, von deren Echtheit die Zeit tief überzeugt ist. Wenn die Juden Christus in ihren Anklagen einen Mörder, Frevler, Zauberer (Magier) schimpfen, ist es im Zeithintergrund und für die Zuschauer der Soiele völlig eindeutig, daß die Juden das sind, was sie Jesus vorwerfen. Die Anklage des Frevels im Sinn des Hostienfrevels z.B. erhitzt die Gemüter der Zeit. Etwa die Anklage des Hostienfrevels von 1299 durch einen gewissen Rintfleisch, eine Anklage die zwischen 5.000 und 10.000 Tote unter den Juden forderte. Dem den Juden zugeschriebenen Hostienfrevl stehen das Wunder der Eucharistie und die Wunder von blutenden Hostien gegenüber, wie jenes Blutwunder 1383 in Wilsnack bei Schwerin, das zum pathologischen Wallfahrtszentrum der Zeit wird und zeitweise alle Wallfahrtsorte übertrifft.

Unter den Skulpturen des Mittelalters finden wir die Synagoge mit verbundenen Augen. Bereits die Apokalypse bezeichnet das Judentum als die Synagoge Satans, das Lehrhaus des Teufels (15). Seit dem 6. Jh. er-

scheint in der Kunst die Gleichsetzung des Dämonischen und Bösen mit der Besessenheit. In der Heilung der Besessenen oder in der Schweine – Episode von Gerasa fahren in den Darstellungen des 6. Jh.s Teufel aus den beschwörten Tieren und Menschen aus.

Die Psychologisierung des Bösen

Gegen die Gleichsetzung: Böses, Ungewohntes ist gleich Besessenheit oder dämonischer Einfluß, kommen Ende des 15. Jh.s, zur Zeit der Bozner Passionsspiele, auch schon Zweifel auf. Sebastian Brant mit seinem „Narrenschiff“ vor allem Erasmus von Rotterdam in seinem Encomion Moriae, später die Schrift „Vom großen lutherischen Narren“ entwickeln Torheit, Wahnsinn, folia, mania hinüber in den Bereich der Narretei. (16) Damit wird das Pathologische psychologisiert und zu Charaktermerkmalen von einzelnen und ganzer Gruppen und Stände. Dummheit, Blindheit, Wut, Verleumdung, Maßlosigkeit werden zu zwischenmenschlichen Lastern bzw. Untugenden mehr als zum Ausdruck des Dämonischen und der Besessenheit.

Im Grunde siedeln sich die Bozner Spiele mit ihrer Rückführung des Pathologischen auf –Wahrheitsirtum, Wahrheitsverleugnung und auf dämonische Einflüsse bereits in einer psychologischen Umbruchzeit an. In den Humanismus – angehauchten Lustspielen der Zeit (Judenspiele, Intrigenspiele, Fasnachtsspiele) wird das Laster aus dem Kontext von Pathologie und Dämonie herausgelöst, der menschlichen Schwäche viel eher zugerechnet und dem Humor und der Lächerlichkeit preisgegeben. Die Torheit ist eine solche der Personen selbst.

Die pathologische Widerspiegelung in der sozialen Rollenweisung an die Spieler

Abschließen möchte ich noch mit den Spielerlisten der Bozner Spiele von 1495. Sie spiegeln Vernunft – Wahrheit – Maßhalten – Unvernunft – Unverständnis – Maßlosigkeit in einer Art Standesauffassung wider.

1. Die die Wahrheit voll annehmen, sind die Priester. Jesus z.B. wird dargestellt vom Schulmeister Dominus Laurentius (ein Priester). Den Johannes spielt ein Dominus Johannes in hospitalj, Petrus ein Dominus Paulus etc. Pilatus, Herodes, Annas, Cayphas werden von Amtspersonen

besetzt: Herodes von einem Ratsherrn Lienhart Hirtmayr. Pilatus von einem Herrn Eberhard Spätzger. Cayphas vom Bürgermeister Nürnberger, Annas von einem Meister Jacob Pfeffer.

Unter den Juden sind einige, die sich besonders hervortun, vor allem im Verleumden, Bestechen, Geldanbieten, Tatsachenverzerren. Z.B. der Sextus Judeus. Für ihn wird der Zöllner am Eysack eingesetzt. Für Judas tritt der Zolner an der Zolstangen an.

Die noch tieferen Ränge werden besetzt von Knechten, Gesinde und sozial Ausgegrenzten. Der Barabbas z.B. vom schweytzer padknecht. Wobei Badeknechte keinen besonders guten Ruf genießen im Mittelalter. Für einen der falschen Zeugen wird der „lang kramer“, ein Händler, genommen. Auch Händler gelten im Mittelalter häufig als Betrüger.

Die untersten Sozialränge werden für die Teufel vorgesehen. Den 1. Teufel (primus dyabolus) spielt „das klein Haintzel auff der schull“, offensichtlich ein Krüppel oder ein Zwerg. Der 2. Teufel wird einem Knecht Feytl übertragen, bekannt in der Stadt auch als „cristler narr“.

Manchmal sind Rollenbesetzungen aus beruflichen Zusammenhängen oder Signaturen gewählt. Z.B. der Angelus percutiens, der Engel mit dem Schwert, der Luzifer zwingt, Christus die Vorhölle zu öffnen, wird Cunradus carnifex, dem Scharfrichter von Bozen, übertragen. Er hängt als Henker mit dem Schwert, dem Symbol für Strafe, Gericht und Gerechtigkeit im Bewußtsein des Volkes zusammen.

... daß Gott schon entschieden hat, daß sie verloren sind mit all ihrem Widerstand.

In der Sozialstruktur selbst liegt gewissermaßen der Trennstrich, der das gesunde, den bevorzugten Stand usw. bezeichnet, und der eine Linie zieht gegenüber dem Niederen, Pathologischen und dem, was Berthold von Regensburg als denjenigen Stand bezeichnet, welcher keinem der drei bzw. neun Stände mehr angehört. Jener 10. Stand der Gaukler, Harnschneider, Wanderhändler, Vagenten, Narren, die von Gott ganz abgefallen und ein ganz verlorener Stand sind. (Predigten)

Man kann A. Vauchez zustimmen, daß, erstens, die Visionsliteratur im 14./15. Jh. zur eigentlichen Informationsmacht des späten Mittelalters geworden ist. (17) Diese Gattung lag an sich schon an der Grenze von Halluzination – Täuschung – Wahn. Aufgrund ihrer Verbildlichung eignen sich, zweitens, die Mysterienspiele des ausgehenden Mittelalters in beson-

derer Weise, Wahrheit und Irrtum, Pathologie und Glaubensverhalten voneinander zu scheiden. Aber über alle Überlegungen hinaus, klingt immer wieder etwas von Platons Vorstellungen durch.

Was uns als Wahnsinn erscheint, und was den Juden als Wahnsinn und Pathologie Christi erschien, hat einen anderen Grund. Sokrates im Phaidros drückt ihn so aus: Die größten Wohltaten werden uns durch den Wahnsinn zuteil: Prophetie – sakrale Gestaltung – Poesie – Eros. *Tà mégi-sta tòn agathôn hem ïn gígnetai dià manías* (18).

Christlich gewendet, finden wir das Wort bei Paulus: In den Augen der Menschen eine Torheit, bei Gott aber Gnade und Weisheit. (19) Die Leitparabel der Passionsspiele ist der Vers aus dem Philipperbrief: Daß einige das Evangelium hassen und sich gegen die Wahrheit stellen, ist ein Zeichen dafür, daß Gott schon entschieden hat, daß sie verloren sind mit all ihrem Widerstand. (20) Die himmlische Ordnung wird von der irdischen vorausgespiegelt. (21)

Anmerkungen:

- (1) Platon, s. Rep. 400 b2; 382 c8; 539 c6; 573 ab u.a.
- (2) ein dreiteiliges Mysterienspiel, verteilt auf drei Spieltage: Gründonnerstag – Karfreitag – und ein Auferstehungsspiel.
Dazu: B. Klammer (Hrsg. und Bearbeiter), die Bozner Passion 1495. Die Spielhandschriften A und B. In: Mittlere deutsche Literatur, Bd. 20. Peter Lang Verl., Bern – Frankfurt a. M. - New York 1986.
- (3) Wobei sich der lat. Hintergrund in den Spieltexten selbst noch in den lateinischen Regieanweisungen erhalten hat. In ihnen werden typisch pathologische Verhaltensweisen festgelegt für Einzelpersonen und ganze Gruppen (Teufel, Judenknechte, Judas...). Typus: *Tunc Judej clamant* (schreien) *non hunc sed Barabbam* (Regieanweisung A II nach V. 1526); *SECUNDUS JUDEUS angariatim* (zornig, gewalttätig) *trahit* (zerrt) *eum cum capucio* (A, II nach V. 1743); *Et sic Judas vestinans currit vllulando et clamat ad modum desperantis et suspendit se* (B, II nach V 1403: Judas zappelt und rennt, heult und brüllt nach Art eines Verrückten/Verzweifelten und erhängt sich).
- (4) In der Legendenbildung um Pilatus wird überliefert, daß Pilatus später in Wahnsinn verfallen sei und auf gewaltsame Weise aus dem Leben schied (mittelhochdeutscher Spieltopos vom Pilatus iratus).
- (5) Dazu: A. Pagès/N. Valois, *Les révélations de Constance de Rabastens et le Schisme d'occident* (1384-1336). In: *Annales du Midi*, 8/96, S. 241 . 278
- (6) Karfreitagsspiel, VV 1313, 1326 – 1334, 1432 u.a.v.O.
- (7) D. von Montau, *Akten des Kanonisationsprozesses 1394-1521* (hrsg. R. Stachnik), Köln – Wien 1978. In: *Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands*, Bd. 15.
- (8) Sabine Tanz/Ernst Werner, *Spätmittelalterliche Laienmentalitäten im Spiegel von Visionen, Offenbarungen und Prophezeiungen*. P. Lang Verl., Frankfurt a.M. - Berlin – Wien - New York 1993; spez. S. 19.

- (9) Suche dein Heil nicht außerhalb von dir, kehre in deinen inneren Menschen ein; dort findest du für dich alle Wahrheit (auf Augustinus zurückgeführtes Wort der Meditationsliteratur).
- (10) Dazu vgl., die Verurteilungsakten für Wyclif (1330 – 1384) und Hus (1371 – 1415). Lit dazu M. Aston, *Lollards and Reformers*. London 1984; R. Friedenthal, *Jan Hus, der Ketzer und das Jahrhundert der Revolutionskriege*. München – Zürich 1984/3.
- (11) Vgl. die Textpartien: II VV 1796ff. Ich wil die pōswicht plenten (blenden – in der Gerichtssprache der Zeit: die Augen ausstechen oder ausbrennen); VV 1804ff. Wol her auch dw (du) mörder; VV 1819ff. Wolher Jhesus dw torratter (törichter, verrückter) man etc.
- (12) Dazu: III, VV 2834 Verfluchtes marter hauss mein helle – VV 2905/06 Verschliesst wol der helle tōr Das (damit) diser räuber peleyb (bleibe) davor.
- (13) Vgl. dazu: Roman de la Rose, von Jean de Meung u. Guillaume de Lorris, zwischen 1230 – 1277 ca., mit seinen Tanzdarstellungen.
- (14) Augustinus, *De genere ad litteram libri duodecim*, 1. XII.c.1-30.
- (15) Apok. 2,9f; Apok. 13,4-7
- (16) Erasmus v. Rotterdam, *Encomion Moriae*, Kap. XXXV. Der Vorwurf der Narretei meint im Bewußtsein der Zeit noch lange Zeit beides: Narretei/Verrücktheit/Wahnsinn/Gestörtheit des Geistes und des Verhaltens im ontologisch-theologischen Sinn und im Sinn moderner menschlicher Verhaltenspsychologie (Verrücktheit als Lächerlichkeit, menschliche Torheit).
- (17) A. Vauchez, *Les pouvoirs informels dans l'Eglise aux derniers siècles du Moyen Âge: premiers bilans*. MEFROM, 98/86, S. 7-11.
- (18) Platon, *Phaidros* 244A
- (19) 1 Kor. 1, 21 – 25
- (20) Phil. 1,27 – 2,4
- (21) Als Textbelege werden wenigstens die kurzen Textpassagen empfohlen: VV II, 1355 – 1404; II, 1737 – 1771; II, 1772 – 1817; II, 1820 – 1881. Die angegebenen Stellen beziehen sich auf Hs A.
 Als weiterführende Angabe zum Obigen: Bruno Klammer, *Dramatisches Sprechen im Bozner Passionsspiel 1495. Die Rolle Jesu. Die Rolle der abhängigen judei, milites, testes und der dyaboli*. In: *Virtus et Fortuna*, Festschr., Peter Lang Verl., Bern – Frankf. a. A. - New York 1983; SS. 64 – 90.

Psychopathologie von Automaten

Valentin von Braitenberg

Einige von uns haben sich für Psychiatrie interessiert, weil sie meinten, aus dem Zerfall der geistigen Fähigkeiten bei Geisteskranken etwas über die Struktur der Psyche erfahren zu können. Wie man ein rätselhaftes Ding gern zerlegt, oder die Bruchstücke untersucht, nachdem es zerbrochen ist.

Psychiatrie so gesehen, als Hilfsmittel für eine allgemeine Seelenlehre (Verhaltenslehre, sagen manche verschämt), war früher immer eng mit Neurologie verbunden, so sehr, daß manche (z. B. Griesinger, Wernicke, Kleist) keine deutliche Grenze zwischen den beiden annehmen wollten. Das steckt auch noch im Freud, der die eher psychischen Störungen ausgerechnet Neurosen nennt, und die anderen, die Psychosen, lieber den neurologisch orientierten Kollegen überläßt.

So war die Psychiatrie, die ich gelernt habe: kühl im Ansatz, aber doch im Umgang mit den Patienten karitativ, praktisch, von Jahr zu Jahr erfolgreicher durch die Übernahme von wissenschaftlichen Ergebnissen aus der Hirnforschung, zum Beispiel in Form von Medikamenten.

Mir war aber mehr am Verstehen gelegen, als an der Pflege der Kranken, die doch an mir hingen, denn ich war kein schlechter Psychiater. Ich erinnere mich an Patienten, wie sie im Krankensaal vor mir standen, Angst und Schrecken in den Augen, lieber Doktor, helfen Sie mir, ich fühle mich so entsetzlich verändert! Und ich konnte sogar helfen, mit freundlichen Worten und mit professioneller Hingabe, aber gleichzeitig dachte es in mir: jetzt ist der Tumor wohl aus dem Thalamus in die Amygdala vorgezogen, oder vielleicht ins Septum, lang kann das nicht mehr dauern, dann hab ich sein Gehirn im Labor.

Aus Rücksicht auf das Recht der Patienten auf wahrhafte ungespaltene Ärztlichkeit habe ich mich dann aus der Psychiatrie entfernt. Das fiel mir leicht, denn es bot sich damals ein neuer, prächtiger Weg zum Verständnis von Seelenvorgängen: die Herstellung von künstlichem Denken, künstlichen Perzeptionen, künstlichem Verhalten vermittelt Computer. Denn neben dem Zerlegen, noch mehr als das Zerlegen, ist das Synthetisieren, das Selbstbauen der beste Weg zum Verständnis von komplexen Dingen. Damit, und mit dem Versuch, das Gehirn als Rechenwerk zu verstehen, habe ich mich seither beschäftigt.

Jetzt frage ich mich, als Deserteur aus der Psychiatrie, aber als einer, den es manchmal zurückzieht: habe ich in meiner neuen Kunst etwas gelernt, was der alten zugute kommen könnte? Sicher das eine: die Brauchbarkeit von vereinfachten, aber dafür präzisen gedanklichen Modellen für die Darstellung und das Verständnis von psychischen Vorgängen.

Neurose, Psychose, Psychopathie, Schwachsinn

Diese Worte bedeuten aus den Mündern verschiedener Psychiater verschiedenes. Viel Weltanschauliches verbindet sich mit ihnen, auch persönliche Erfahrungen und vor allem gefühlsmäßig Sozio-Psychologisches. Läßt man den Menschen beiseite und denkt statt dessen an eine informationsverarbeitende Maschine, einen Automaten oder Roboter, so lassen sich diese Kategorien des Irreseins ganz problemlos anwenden. Manche Automaten haben Fabrikationsfehler. Sie funktionieren zwar im Prinzip ganz wie in der Beschreibung angegeben, es scheint kein wesentlicher Teil zu fehlen und sie machen im Normalbetrieb auch nicht mehr Fehler als andere Automaten derselben Bauart. Aber der eine hat einen Defekt im Akku, nach kurzer Zeit macht er schlapp. Der andere neigt dazu, seine Operationen oft zu wiederholen, als traute er seinen Ergebnissen nicht. Beim dritten blinken die Warnlichter ohne ersichtlichen Grund und man muß die Arbeit immer wieder unterbrechen. Diese Defekte sind von Anfang an schon dagewesen und bleiben unverändert. Man kann mit solchen Automaten umgehen, wenn man sich auf sie einstellt. Aber das fordert dem Benutzer Opfer ab. Solche Automaten, kann man sagen, haben eine psychopathische Persönlichkeit.

Andere Automaten sind offenbar den Aufgaben, für die sie bestimmt sind, nicht recht gewachsen. Sie machen viele Fehler, besonders bei komplizierten Operationen. Selbst wenn das Ergebnis nicht falsch ist, so ist es doch bloß im Groben richtig, es fehlen einige Dezimalstellen. Solche Automaten lassen sich nur mühsam programmieren. Auch dies ist ein Fabrikationsfehler, gleich am Anfang schon deutlich und unabhängig vom Geschick des Benutzers. Irgend etwas ist bei der Herstellung des Automaten schief gelaufen, entweder in der Planung oder in der Ausführung. Man tut solchen Maschinen sicher kein Unrecht, wenn man sie schwachsinnig nennt.

Ganz anderer Art, und keineswegs dem Hersteller anzulasten, sind die Störungen, die durch unsachgemäße Benutzung entstehen. Die Rechen-

maschine, ein treuer Kumpan für den, der sie zu benutzen versteht, ist doch für alles was sie tut, auf Instruktionen angewiesen. Je nachdem, wie gut diese sind, wird sie nachher funktionieren. Man kann sich auch mit neuen Instruktionen versehen, wenn die alten ungenügend sind: sie kann umlernen. Gewöhnlich ist das kein Problem. Aber es gibt auch fehlerhafte Programmierungen von der teuflischen Sorte, die die Funktion der Maschine auf Dauer beeinträchtigen. Das sind Ideen, oder genauer, Schleifen in den Rechenprozessen, die zwar auf dem oberflächlichen Niveau eingegeben werden, auf dem der Operateur mit der Maschine kommuniziert, aber von dort in die tiefere, normalerweise dem Benutzer verborgene (und unzugängliche) Ebene gelangen, das sogenannte Betriebssystem, oder, wenn man will, das Unterbewußte der Rechenmaschine. Solche giftigen Ideen sind, in Anlehnung an medizinische Terminologie, als Computer-Viren bekannt geworden. Man könnte sie auch Fixe Ideen nennen (wie man früher in der Psychiatrie sagte) und das ganze Phänomen als Neurose bezeichnen.

Nicht genug. Es kann passieren, daß ein Automat, ursprünglich wohlgebaut und auch nicht im Gebrauch durch Viren verdorben, aus Gründen, die nichts mit seiner Funktion zu tun haben, plötzlich kaputt geht. Vielleicht hat ein Transistor versagt, oder der Spannungsregler ist durchgebrannt, oder es ist ein Wackelkontakt entstanden, oder eine Fliege hat leitendes Material zwischen zwei Drähte abgelegt und auf diese Weise einen Kurzschluß gemacht. Der Apparat, der bisher gut gearbeitet hat, produziert auf einmal falsche Ergebnisse. Seine Logik mag noch intakt sein, aber er kann nicht unterscheiden zwischen dem elektrischen Signal, das von seinem Herrn kommt und dem Kurzschluß, den die Fliege verursacht hat. Weil er vom Defekt in seinem Inneren nichts weiß, wird er die Fehler, die er macht, in die äußere Wirklichkeit projizieren und sie mißdeuten. Eine solche Störung heißt Psychose. Es gibt davon zwei Typen, organische, wenn ganze Teile der Maschine ausgefallen sind, und andere, die „endogenen“, wenn alles noch da ist, aber in seiner Funktion irgendwie beeinträchtigt.

Denkstörungen

Schaut man genauer hin, so versagt die Analogie zwischen den Geisteskrankheiten der Computer und denen der echten Patienten. Warum hören Schizophrene Stimmen? Warum sehen sie dabei keine Gestalten? Warum ist es bei Fieberpsychosen gerade umgekehrt? (Die Betroffenen

halluzinieren ganze Szenen, aber das Akustische spielt dabei eine geringere Rolle.) Warum findet sich ein Mensch mit einem organischen Hirnschaden in seiner Stadt nicht mehr zurecht und weiß nicht mehr, ob es Frühling oder Herbst ist? (Ein Schizophrener, auch ein sehr wirrer, ist meist gut orientiert.) Warum witzelt ein Maniker stundenlang auf eine Weise, daß man immer lachen muß, während ein Schizophrener einem mit seinem Witzeln nur Unbehagen erzeugt?

Kein Computer, nicht einmal der größte und beste, den es heute auf dem Markt gibt, zeigt ein Verhalten, das komplex genug wäre, um derart subtile Nuancen der menschlichen Psyche bei ihm wiederzufinden. Das kommt daher, daß es sich um Störungen des Denkens handelt, und die Computer arbeiten nach einem Prinzip, das mit dem eigentlichen Denken nur sehr entfernt verwandt ist.

Eher schon findet man Modelle des Denkens bei den Hirntheoretikern. Bei dem Versuch, sich vorzustellen, was in dem Geflecht von Nervenzellen im Inneren des Gehirns vor sich geht, entwerfen die Theoretiker mathematische Schemata, manchmal bloß auf dem Papier, als Formeln oder Diagramme, manchmal als Computerprogramme, die einen gewöhnlichen Computer zu einem hirnähnlichen Gerät umfunktionieren, und manchmal sogar als Maschinen, die irgendwie dem Gehirn nachgebaut sind. Eine derzeit beliebte Theorie spricht von den Neuronenverbänden oder „cell assemblies“.

Was geht in meinem Gehirn vor, wenn ich einer bestimmten Situation, einem bestimmten Wesen begegne? Irgendwelche Neuronen (Nervenzellen) werden aktiv und signalisieren mir das Ereignis. Bei einem bekannten Ding, einer bekannten Situation ist das vermutlich eine Gruppe von Neuronen, die stark miteinander verkoppelt sind: ein Neuronenverband. Die Kopplungen sind im Zuge der Erfahrung entstanden, nach einem Gesetz, das sich einfach ausdrücken läßt: Zusammengehöriges wird im Gehirn zusammengeschaltet. Wenn das Wesen zum Beispiel eine Katze ist, so besteht der Neuronenverband aus einem Neuron, das ihre Farbe bedeutet, einigen anderen, die auf ihre Form ansprechen, auf ihre Art sich zu bewegen, auf ihr Miao, auf ihren Namen, auf meine Sympathie für das Tier. Alle miteinander so verbunden, daß das Aktivwerden von einigen schon zur Folge hat, daß der ganze Verband aktiviert wird („zündet“): ich brauch nur ihr Miao zu hören, oder ihre Farbe zu sehen und schon habe ich das Bild der Katze vor Augen. So entstehen Begriffe, abstrakt oder konkret, für jedes Ding, das man kennt.

Nachdem die verschiedenen Neuronenverbände aber ihrerseits auch miteinander („assoziativ“) verbunden sind, z. B. der der Katze mit dem des Hundes, mit dem der Maus, des Tiers im allgemeinen, des Besitzers der Katze etc., letztlich jedes Ding auf Umwegen mit jedem andern, wundert man sich, wieso nicht das ganze Gehirn mit allen seinen Neuronenverbänden aktiviert wird, jedesmal wenn ich eines dieser Dinge, zum Beispiel die Katze, sehe. Die Frage ist berechtigt, denn eine solche explosive Aktivierung des gesamten Hirns kennt man ja in der Neurologie, wo man das Phänomen Epilepsie nennt.

Also muß man sich zu dem Hirnteil, wo die Neuronenverbände zu Hause sind (sehr wahrscheinlich die Großhirnrinde), noch einen Kontrollmechanismus denken, der dafür sorgt, daß die Verbände nur einzeln aktiv werden und vor allem, daß sie nacheinander in vernünftiger Reihenfolge zünden. Mit anderen Worten, daß Begriffe auseinandergehalten werden und daß sie sich zu Gedankenketten fügen. (Für die, die sich im Gehirn auskennen: man denkt dabei an den Cortex-Striatum-Pallidum-Thalamus-Cortex-Kreis). Dieser Mechanismus, den man, wenn man will, Gedankenpumpe nennen kann, bringt Leben in die Begriffswelt. Stellen wir uns eine Maschine vor, die so funktioniert, wie sich die Gehirnthoretiker das Gehirn vorstellen. Man bräuchte nur sehr viele kleine Lernelemente (sie müßten sehr billig sein, damit das ganze nicht zu teuer wird) durch sehr viele Drähte (sehr dünn, sehr billig, sehr eng verwoben) miteinander in Verbindung bringen.

Über künstliche Fühler, Augen und/oder Ohren könnte man diesem Lerngewebe Informationen über die Welt übermitteln. Nach einer Weile würde das Lerngewebe Gruppen von Elementen enthalten, die jeweils einem Ereignis in der Welt entsprechen. Wenn so eine Gruppe aktiv wird, dann ist es wie ein Gedankenblitz, ein Einfall, eine plötzliche Wahrnehmung von irgend etwas (was Wahrnehmung und was Gedanke ist, ist auch für uns Menschen nicht immer leicht auseinanderzuhalten).

Sagen wir, es war bloß ein Gedanke, und wir wollen jetzt untersuchen, mit welchen anderen Gedanken er in dem Lerngewebe „assoziativ“ verknüpft ist. Dazu brauchen wir die Gedankenpumpe. Mit ihrer Hilfe können wir die Empfindlichkeit der Maschine regeln, die Bereitschaft, im Lerngewebe Gedankenblitze zünden zu lassen. Nachdem einer gezündet hat, pumpen wir in Richtung „geringere Empfindlichkeit“, also Löschen. Dann wieder in Richtung „Zünden“ und es kommt der nächste Gedankenblitz, mit dem ersten assoziativ verbunden. Und so pumpen wir hin und her, abwechselnd zünden und löschen, und erzeugen eine Gedankenkette in unserer Maschine.



Michael Tasser – Ohne Titel

Man könnte die Pumpe auch automatisieren. Jedesmal, wenn ein Gedanke aufblitzt, pumpt sie automatisch einmal hin und her, einen Schritt weiter. Jetzt kann die Maschine selbständig denken. Nur: dabei kann allerlei schiefgehen. Betrachten wir drei typische Entgleisungen.

A. Die Pumpe spricht zu leicht an. Sie gibt dem Gedankenblitz kaum Zeit, sich richtig zu entfalten, schon pumpt sie weiter zum nächsten und sofort weiter zum übernächsten etc. Es entsteht eine rasche Verkettung von unausgereiften Gedanken, nur lose miteinander durch oberflächliche Assoziation verbunden.

B. Die Pumpe pumpt auf eigene Faust hin und her, ohne auf die Blitze im Lerngewebe zu warten. Sie ist sozusagen von der Maschine abgekoppelt, beeinflusst aber doch ihre Bereitschaft, Gedanken aufblitzen zu lassen. So entstehen in der Maschine Gedanken wie aus dem Nichts, ganz unverbunden mit den vorhergehenden Gedanken, also für den Beobachter unverständlich.

C. Die Pumpe funktioniert ganz anständig, aber die Assoziationen im Lerngewebe sind schadhaft, wie durch Mottenfraß ausgedünnt. So ist die Maschine nicht mehr imstande, ordentliche Verkettungen von Gedanken

der Reihe nach durchzuspielen, zum Beispiel die Reihenfolge der Bilder, die man sieht, wenn man die Straßen der Stadt in einer bestimmten Richtung durchläuft. Die Maschine kann dann auch nicht mehr rekonstruieren, was sie früher und was später erlebt hat. Sie wird konfus.

Der Fachmann wird meine Tendenz erkannt haben, in die drei kaputten Denkmaschinen drei bekannte Zustände aus der psychiatrischen Klinik hineinzuprojizieren: A, die manische Gedankenflucht, B, die schizophrene Denkstörung, C, die arteriosklerotische Verwirrtheit.

Fachleute und Nicht-Fachleute aber werden sich daran gewöhnen müssen, daß das Verstehen komplexer Situationen oft merkwürdige Umwege gehen muß.

Schule zwischen Norm und Freiheit

Karin Dalla Torre

Möglichkeiten und Chancen einer autonomen regionalen Schulgestaltung

„Erziehung, schwere Last“, „Tyranen in Turnschuhen“ und „Wohin mit den Horror-Kids?“ – mit diesen Titelthemen wirbt das Spiegelspecial-Heft vom Dezember 97 um Leser/innen. Heute, 30 Jahre nach '68 scheint das Dogma der antiautoritären Erziehung gebrochen, der diesjährige Pädagogikbestseller heißt „Kinder brauchen Grenzen“. Und wirklich sind 79 Prozent der Deutschen der Meinung, daß Kinder in den letzten Jahren „cher zu liberal“ erzogen wurden (i). Am Ende des „Jahrhunderts des Kindes“, das die schwedische Pädagogin Ellen Key vor nahezu hundert Jahren ausgerufen hat, ist es Zeit für eine Bestandsaufnahme – auch und besonders für die Schule.



Franz Josef Feichter · Landschaft im Quadrat, 1996

Nach Peter Struck ist sie eine der vier Lebenswelten (Familie, Medienlandschaft, Verhaltensmuster der Altersgenossen und Schule), in denen junge Menschen heute aufwachsen. Von den restlichen drei unterscheidet sie die Tatsache, daß sie den soziokulturellen Umwälzungsprozessen hoffnungslos hinterherläuft. (ii)

Um in Zukunft ein leistungsfähiger Bereich der Gesellschaft sein zu können, muß die Institution sich von Grund auf verändern. Sonst bleiben Politik und Gesellschaft bei ihrer Meinung, daß Schule zu teuer und zu ineffektiv ist. Bisher beschränkt sich die Gesellschaft darauf, die Kinder und Jugendlichen zu kleinen Ungeheuern zu dämonisieren und die Lehrenden für unfähige Schmarotzer/innen der Gesellschaft zu halten. Tatsache aber ist, daß es die derzeitige Form der Schule ist, die Schüler/innen und Lehrer/innen krank macht. Das „Montags-Syndrom“, das es Schüler/innen am Wochenanfang unmöglich macht, sich wieder auf die Schulfwelt einzustellen und das „Burnout-Syndrom“ der Lehrenden sind die beiden Kehrseiten einer Münze, die so auf dem Lebensmarkt nichts mehr wert ist.

Billiger und besser

Dabei gibt Europa immerhin zwischen 4,6 und 3,0 Prozent des Bruttoinlandproduktes für die Schule aus. Italien liegt mit 3,5 Prozent im unteren Bereich. Alle Staaten signalisieren, daß diese Ausgaben in Zukunft reduziert werden sollten. „Billiger“ und „besser“ sind also die Richtpunkte, mit denen Schule künftig zurechtkommen muß.

Die Funktion „Wissensvermittlung“ ist in unserer Zeit, die innerhalb von zehn Jahren ihr Wissen verdoppelt, weiterhin aktuell. Was sich verändern muß, sind die Schwerpunktsetzung und Gewichtung. Lehrer/innen dürfen nicht weiterhin ihren Selbstwert davon ableiten, daß sie sich in ihrem Fachbereich als Allwissende verstehen. Das ist beim gegenwärtigen Wissensumfang gar nicht mehr möglich. Sie können sich damit abfinden, daß sie in einem oder mehreren Fachbereichen über ein fundiertes Grundwissen verfügen und über die Fähigkeit, Spezialwissen auf Anfrage für Schüler/innen verfügbar machen zu können. Eine derartige Haltung brächte enorme Entlastung für das Lehrer/innen-Ego, das nicht weiter mit ständiger Selbstüberforderung zu kämpfen hätte. Das Berufsbild des Fachlehrers, der durch Frontalunterricht möglichst viele Inhalte kognitiv in den Köpfen seines „Publikums“ verankern will, ist überholt.



Paul Sebastian Feichter - Sperrkreuz, 1991

Methodische Kompetenz ist mehr als „Gruppenarbeit“

Gleichzeitig müssten aber die Anforderungen an die Lehrenden in anderen Bereichen erhöht werden. Derzeit verfügen Studienabgänger/innen, die in Italien oder Österreich studiert haben, vor allem über Fachwissen. Wenn sie sich mit der Fachrichtung Pädagogik auseinandergesetzt haben oder (in Eigeninitiative) die österreichische Lehramtsausbil-

derung absolviert haben (was bisher für den Unterricht an Südtiroler Schulen nicht Voraussetzung ist), verfügen sie über Einblicke in die pädagogische Theorie. Im Bereich der Methodik sind sie allerdings wenig oder gar nicht ausgebildet. Die methodischen Bemühungen beschränken sich noch allzu oft auf eine recht willkürliche Mischung von Frontalunterricht und der sogenannten „Gruppenarbeit“, die seit ungefähr 20 Jahren als besonders innovativ gilt. Wenn diese Methode aber nicht sinnvoll eingesetzt wird, verschafft sie Lernenden und Lehrenden bestenfalls wohlverdiente Ruhepausen von der frontalen Fütterung, Xaver Fiederle, Ordinarius für Erwachsenenbildung an der Universität Freiburg, formuliert für die Erwachsenenbildung so: „Mach keine Gruppe, die du nicht brauchst!“.

Was wir dagegen in der Schule brauchen, ist ein breites Spektrum von Methoden, die von den Lehrer/innen zielgerichtet und bewußt eingesetzt werden. Diese besondere Kompetenz muß in Zukunft in der Lehrer/innenausbildung, und auch an der neuen Pädagogischen Hochschule in Brixen, entwickelt werden, damit die Gesellschaft über Lehrer/innen verfügt, die die Schule der Zukunft mitgestalten können, ohne ständig an die Grenzen der Überforderung zu stoßen.

Methodenvielfalt ist in Zukunft deshalb so wichtig, weil Schüler/innen von heute „medienverwöhnt“ sind. Schule soll nicht in Konkurrenz zu den sogenannten Massenmedien treten, sie darf aber auch nicht an ihnen vorbeiarbeiten. Vielmehr geht es darum, kreativ nutzbare Impulse aus den Medien aufzugreifen und sie für die Schule nutzbar zu machen.

Denkbar ist hier zum Beispiel der Einsatz der derzeit verfügbaren Mittel zur Visualisierung, wie Tageslichtprojektor, Flip-Chart, Pinwand, Poster, Filme, Dias und andere videokomplexe Medien wie zum Beispiel eine computergestützte Präsentation.

Nicht nur die neueren Formen der Visualisierung sollten Tafel und Kreide ersetzen. Die Schule soll sinnlicher werden, für alle Sinne etwas bieten. Visuelle, auditive und motorische Elemente, Impuls- und Intervalltechnik sollten ebenso Raum finden. Klangerlebnisse können über Tonimpulse, Erkennungsmelodien (Jingles) oder Begleitmusik Erinnerungen ansprechen und zu Reaktionen anregen.

Die Möglichkeiten sind fast grenzenlos, für einen sinnvollen und gekonnten Einsatz dieser Möglichkeiten, Methoden und Impulse müssen die Lehrenden aber gut ausgebildet werden.

Allerdings sind diese Methoden nicht Selbstzweck, sollen nicht der Schule nur einen Anstrich von Modernität verpassen. Ihre Legitimation

liegt darin, daß sie es den Lehrenden ermöglichen, auf die Jugendlichen zuzugehen und über Kanäle mit ihnen kommunizieren, die ihnen entsprechen, zu ihrer Erfahrungswelt gehören und nahezu störungsfrei sind.

„Lernberater/innen“ in einer „Lernwerkstatt“

Das soll aber nicht heißen, daß in Zukunft alle Lerninhalte in Computer-Spiele verpackt werden können, die die Lernenden am heimischen PC vom Schulserver abrufen. Zwar haben Untersuchungen ergeben, daß Computer-Learning sehr effizient ist, doch soll die direkte Kommunikation mit Lehrenden eher noch verstärkt als eingeschränkt werden, um eine Vereinsamung (Cocooning) vor den neuen Medien zu verhindern. Gemeinsames Essen, psychomotorische Programme, Gesprächskreise und eine wohnliche Raumatmosphäre können dem entgegenwirken. Um diese Möglichkeiten zu eröffnen, sollte sich Schule von ihren starren Vorgaben wie Stundentakt, Fachlehrer/in, Klassenstruktur und Notensystem verabschieden. Peter Struck schlägt eine Schulgemeinschaft mit „Lernwerkstatt“-Charakter vor, in der die Schüler/innen von Lernberater/innen in ihrer fachlichen und menschlichen Entwicklung unterstützt werden.

Es gilt, den Teufelskreis von finanziellen Einsparungen und Wissenszuwachs zu durchbrechen, auf den wir bisher dadurch reagiert haben, daß das Fächerspektrum ständig erweitert, die Stundenzahlen für Lehrende und Lernende erhöht und die Klassen vergrößert wurden. Schülerinnen und Schüler verbringen heute in Italien bis zur Studienberechtigung 12.500 Zeitstunden ihres Lebens in einer Institution, die ihren Bedürfnissen und den Erwartungen der Gesellschaft an die Schule nicht gerecht wird.

Der enorme Wissenszuwachs unserer Welt ist wohl kaum dadurch zu bewältigen, daß in immer mehr Fächern immer mehr Fachwissen in Köpfe gestopft wird, die die Aufnahme verweigern. Brauchen sie wirklich so viel Naturwissenschaft und Informatik? Müssen sie wissen, wie ein Computer programmiert wird, oder wären sie besser bedient, wenn wir ihnen vermitteln könnten, wie sie die neuen Medien eigenverantwortlich und sinnvoll für ihre Bedürfnisse nutzen können? Spielt die Integralrechnung in ihrem späteren Leben eine so wichtige Rolle, daß alle sie lernen müssen, oder können sie derartiges Wissen in konzentrierter Form in kürzester Form erwerben, derartiges Wissen in konzentrierter Form in kürzester Zeit erwerben, wenn sie wirklich ein naturwissenschaftliches

Fach an der Universität studieren? Diese Argumentation greift natürlich auch bei vielen anderen Wissensinhalten wie zum Beispiel den unregelmäßigen Verben des Altgriechischen oder dem Memorieren von Lebens- und Sterbedaten von Autor/innen im Deutsch- und Geschichtsunterricht.

Wenn der selbstauferlegte Anspruch der Schule, möglichst viel Wissen zu vermitteln, zugunsten eines Qualitätsanspruchs aufgegeben wird, entsteht plötzlich viel Raum für ein fundiertes Grundwissen und die Entwicklung von Schlüsselqualifikationen, die sinnvoll auf ein Erwachsenenleben vorbereiten. Struck nennt als derartige Qualifikationen „Erkundungs- und Handlungskompetenz, Konfliktbewältigungskompetenz, Teamfähigkeit, Mobilität, Kreativität, Solidarität und die Fähigkeit zu vernetzendem Denken.“ (iii) Wenn wir ein solches Konzept andenken, können wir uns auch endlich vom Rotstift, dem bisherigen Motivations- und Sinnzentrum der „alten“ Schule ohne Bedauern verabschieden.

Wir sind dann beim „Lob des Fehlers“, einem pädagogischen Konzept, das der Basler Pädagoge Jürgen Reichen in der gleichnamigen Filmfolge präsentiert. Trial and Error treten als motivierende Lernfaktoren an die Stelle des selbstgenügsamen Notenterrors, den wir bisher kennen.

Voraussetzung ist allerdings, daß den Lernenden alle Requisiten vermittelt werden, die es ihnen ermöglichen, sich lustvoll und angstfrei auf einen Parcours von Erfahrungs- und Wissenszuwachs über Fehler und Mißerfolge einzulassen. Schule muß dann in einem qualifizierten Näheverhältnis zu den neuen Medien, die die Welt der Kinder und Jugendlichen bestimmen, deren Chancen nutzen und deren Defizite ausgleichen.

Mehr Gesprächs- und Textkompetenz

Ein großer Problemkreis der neuen Medien ist sicher die Vernachlässigung der Gesprächskompetenz. Abgesehen von den Diskussionsforen, in denen man im Internet „chatten“ kann, haben wir es fast nur noch mit Textkonserven zu tun, die wenig Rücksicht auf die Regeln einer funktionierenden Kommunikation nehmen. Hier kann die Schule ansetzen und durch den Aufbau einer guten Gesprächskultur innerhalb der Lerngruppe ein Gegengewicht zur Einzelarbeit vor dem Computer bieten.

Auch die Textkompetenz sollte in Zukunft besonders gefördert werden. Wer sich im Alleingang auf die virtuelle Art einläßt, muß auf der Meta-Ebene mit Texten kommunizieren können. Wir sollten alle lernen, unterschiedlichste Texte auf ihre Absichts- und Argumentationsstruktur

hin zu überprüfen und ihren Wahrheitsgehalt zu erkennen. Wie sollten wir sonst noch Wirklichkeit und Virtualität unterscheiden können?

Die mündliche und schriftliche Textkompetenz könnte zum Beispiel durch den derzeit vielgeschmähten altsprachlichen Unterricht entwickelt werden. Lateinische und griechische Texte bieten, wenn Lehrende bereit sind, auf die Übersetzung von Schlachtenbeschreibungen zu verzichten, eine große Menge von interessanten Texten, die sich mit ewigmenschlichen Werte- und Handlungsentscheidungen beschäftigen. Die Auseinandersetzung mit diesen Texten der Antike kann nicht durch die Übersetzung moderner Fremdsprachen ersetzt werden. Diese erfüllen andere wichtige Aufgaben, aber nicht die, komplexe Handlungsmuster zu bieten und den Aufbau von persönlichen Wertehierarchien zu fördern. Die Dechiffrierung solcher Texte bringt viel für Sprachkompetenz und demokratische Mündigkeit.

Allerdings müßte auch der altsprachliche Unterricht gründlich entrümpelt werden, um derartigen Anforderungen zu entsprechen. Er müßte darauf verzichten, mit unverhältnismäßigem Zeitaufwand die Ausnahmen einzuüben und grammatikalische Regeln über wunderschöne Texte zu stülpen. Er könnte sich auf die viel kreativere griechische Sprache beschränken, statt aus historischen Gründen das Lateinische zu bewahren. Und vor allem müßte er sich neuen Methoden der Vermittlung öffnen.

Zwar hat in den Schulen in den letzten Jahrzehnten bereits eine gewisse Innovation der Methoden eingesetzt, doch blieb sie leider nur allzu oft der Eigeninitiative engagierter Lehrer/innen überlassen, die im Alleingang wirken, und dadurch oft schmerzhaft an die Grenzen des Systems stoßen.

Ein Blick auf die europäische Erwachsenenbildung zeigt, daß dieser Bereich sich im Vergleich zur Institution Schule schneller den Erfordernissen der Wirklichkeit anpaßt. Er muß den Erwartungen der Teilnehmer/innen entsprechen, sonst bleiben sie zu Hause und die Erwachsenenbildner/innen sind arbeitslos. Hier sorgt also wirtschaftlicher Druck für sinnvolle Innovation.

Inzwischen könnte die Schule von der Erwachsenenbildung methodisch einiges lernen. Professor Xaver Fiederle hat in dem von ihm entwickelten viersemestrigen Hochschullehrgang für Erwachsenenbildner/innen an der Universität Innsbruck den Studierenden ein Feuerwerk von großteils von ihm selbst entwickelten Methoden vermittelt. Diese wären, wenn sie auf die einzelnen Fachinhalte und die Persönlichkeit der/des Lehrenden abgestimmt würden, gut in der Schule einsetzbar.

In ähnlichen Lehrgängen könnten auch Frauen und Männer, die bereits im Unterricht stehen, im Bereich der Methoden ausgebildet werden.

Qualifizierung des Koedukationsmodells

Ein weiterer Kernpunkt neben der Nutzung und Entwicklung leistungsfähiger Methoden sollte auch die Auseinandersetzung mit der Kategorie „Geschlecht“ sein. Ein Erfolg der Studentenbewegung in den 60er Jahren war die Durchsetzung der Koedukation in der Schule.

Um 1970 gab es in Südtirol die ersten koedukativen Volksschulen, seither wurde das Konzept nicht mehr verändert. Inzwischen haben pädagogische Forschungen ergeben, daß unbedingte Koedukation durch alle Ausbildungsstufen hindurch nicht sinnvoll ist. Mädchen und Buben lernen besser, wenn sie für bestimmte Fächer, Themenbereiche und Lernphasen nach Geschlechtern getrennt werden. Das bedeutet, daß eine Flexibilisierung und Qualifizierung der Koedukation, die von gezielter Mädchen- und Bubenarbeit an den Schulen begleitet wird, bessere Lernerfolge bedeutet.

Die Kategorie Geschlecht ist auch ein Thema für das Lehrkollegium. Der Lehrberuf darf im Sinne der Lehrenden und der Lernenden nicht zu einem reinen Frauenberuf werden. Mädchen und Buben brauchen Lehrerinnen und Lehrer, sie müssen von und mit beiden Geschlechtern lernen.

Ein ausgewogenes Verhältnis der Geschlechter im Kollegium sollte aber auch durch eine Kontinuität der Zusammenarbeit in einer Schule gestützt werden. Wie soll ein Kollegium einen Stil, ein Programm, eine Lehrgemeinschaft entwickeln, wenn die Lehrenden „Wanderpokale“ sind, die fast jedes Jahr in einer anderen Schule verbringen?

All diese Voraussetzungen ermöglichen eine schüler/innenzentrierte Unterrichtsform, Partner- und (sinnvolle) Gruppenarbeit, Projektmethoden und innere Differenzierung, deren Ziel es ist, die sozialen und politischen Konfliktbewältigungsfähigkeiten und die Entwicklung sämtlicher Sinne der Schüler/innen zu fördern. Nur so können sie eine eigene Wertehierarchie aufbauen und eigenständig Werteentscheidungen (iv) treffen. Was sie in und von der Schule lernen, muß für ihren weiteren Lebensweg und ihre konkrete Lebensführung große Relevanz besitzen.

Eine derartige Entwicklung zu einer Schule mit Werkstattcharakter kann nicht gesamtstaatlich verwaltet werden. Sie ist in einer autonomen

und profilierten regionalen Schule viel eher möglich, weil diese schneller und effektiver auf die Bedürfnisse in einem Lebensraum reagieren kann.

Die neue Schulautonomie in Südtirol hat besonders durch den Aufbau der Pädagogischen Hochschule die Chance, die eigene „Schule“ zu gestalten – wenn sie sie zu nutzen versteht.

Anmerkungen:

- (i) Vgl. Plötzl, Norbert F.: Zurück zur Härte. In Spiegel special 12/97, S.16
- (ii) Vgl. Struck, Peter: Erziehung von gestern Schüler von heute Schule von morgen. Carl Hanser Verlag München Wien 1997, S. 13 f
- (iii) Ebd., S. 42
- (iv) Ebd., S. 26

Im Gefängnis – eine soziale Existenz außerhalb der Norm

Begegnung mit Gefängnisseelsorger P. Mutschlechner

Martin Pichler

1. Der Seelsorger

Einmal bestand die Aufgabe eines Gefängnisseelsorgers darin, den Häftling zu christlichem Verhalten zu erziehen, ihn in christlichen Werken und Übungen zu unterweisen, so etwa darauf zu achten, daß er die sonntägliche Messe besuchte. Die Bedürfnisse des Häftlings waren für seine Arbeit nicht von Belang.

Mit Erneuerung des Haftgesetzes in den 80er Jahren erhielt auch die Arbeit des Gefängnisseelsorgers ihre Rechtfertigung und Ausrichtung von der allgemeinen Zielsetzung der Haftanstalt her, nämlich nicht bloß Strafvollzugsstätte zu sein, sondern auch Ort der Wiedereingliederung des Gefangenen in die Gesellschaft. Deshalb richtet das neue Gesetz sein Augenmerk besonders auf das psychologische und menschliche Wachsen des Häftlings, der Seelsorger wird zu dessen Begleiter, der vor allem in persönlichen Gesprächen die Probleme, die Fragen über Schuld, Reue, Wiedergutmachung aufzuarbeiten sucht, den Häftling nach Möglichkeit durch kleine Geldbeträge unterstützt, Kontakte knüpft mit dessen Familienangehörigen, aber immer unter Wahrung der Schweigepflicht, völliger Neutralität und Nichteinmischung in die Entscheidung anderer Gefängnisgremien, die über bestimmte Vorrechte des Häftlings zu bestimmen haben.

P. Mutschlechner weiß für seine Arbeit am Bozner Bezirksgericht und seine Betreuung von 130 Häftlingen zwei Mitarbeiter an seiner Seite, die bürokratische Laufereien, Fahrdienste und anderes übernehmen.

2. Die Häftlinge

Diebstahl, Raub, Drogenhandel, Betrug, Schmuggel, unerlaubter Waffenbesitz, Beschimpfungen und Bedrohungen sind die Delikte, für die P. Mutschlechners Häftlinge im Gefängnis einsitzen. Immer häufiger kommen auch Fälle von Vergewaltigungen und sexuellem Mißbrauch ans Tageslicht, vor allem deshalb, weil die neue gesetzliche Lage die Anklage inzwischen erleichtert hat durch eine einfachere Beweisführung zum

Schutze der Opfer. Häufig treten solche Sexualdelikte im Rahmen der Familie auf.

Wie in anderen Gefängnissen auch, bestätigt mir P. Mutschlechner, so gilt auch im Bozner Bezirksgefängnis das interne, ungeschriebene Gesetz. Häftlinge, die sich Gewalttaten gegen Kinder schuldig gemacht haben, werden von Mithäftlingen mit besonderer Verachtung und Ausgrenzung geschnitten, weshalb zum Schutz dieser Verbrecher Isolationshaft (bedeutet 2 bis 3 Leute in der Zelle) vorgesehen ist. Eine bestimmte Geringschätzung erfahren auch Drogenabhängige, weil sie in der Anschauung der Gefängnisinsassen als Schwächlinge und Nichtsnutze gelten.



Ulrich Tasser - Die Unnahbare

Nahezu die Hälfte der einsitzenden Häftlinge sind Ausländer, gegen die im Land mit besonderer Härte und ohne genaue Berücksichtigung der Schuldfrage vorgegangen wird, um den Anschein wiederhergestellter Ordnung bei der Bevölkerung zu erwecken. Gruppenweise werden Ban-

den ausgehoben, Hauptakteuren wie bloßen Mitläufern wird dasselbe Strafmaß zugewiesen. Es kann deshalb leicht passieren, daß ein in der neuen Umgebung völlig verunsicherter Einwanderer sich einer Verbrecherbande anschließt, nur im in der Gruppe Halt zu finden, alsdann ins Gefängnis marschiert und nach einem Jahr als ausgebildeter Gauner dasselbe wieder verläßt.

P. Mutschlechner kommt zugute, daß er einmal von der Diözese für die Ökumene beauftragt worden war, was ihn die nötige Aufgeschlossenheit und den Respekt vor Andersgläubigen gelehrt hat, um zu Nicht-EU-Häftlingen, die zumeist dem Islam angehören, eine von Voreingenommenheiten freie Beziehung zu knüpfen, intensive und herzliche Gespräche zu führen, ohne durch Bekehrungswillen oder Belehrungseifer behindert zu sein.

Arbeitslosigkeit, Ansässigkeitsprobleme, Schwierigkeiten mit Alkoholkonsum sind Themen dieser Gespräche. Einig sind sich die meisten Häftlinge darin, daß ein Gefängnisaufenthalt in einem der Wohlstandsländer dem „freien“ Leben in der Heimat vorzuziehen ist. Wer abgeschoben wird, muß zumeist mit Verfolgung und lebensbedrohender Gewalt bei der Rückkehr in sein Heimatland rechnen.

Das Gefängnis achtet die religiösen Gepflogenheiten dieser Häftlinge, so etwa die Einhaltung des Ramadan, des islamischen Bußmonats, und der Enthaltung vom Schweinefleisch.

Verbrecherbanden werden auf verschiedene Zellen aufgeteilt, damit nicht untereinander Informationen ausgetauscht werden können. Wie im Gesetz vorgesehen, werden Aidskranke ab einem bestimmten Blutwert aus dem Gefängnis entlassen und ins Spital überwiesen, sie sitzen in den Abteilungen ein, wo es eine Krankenstation gibt. Die Angst vor Ansteckung ist genauso groß unter Häftlingen wie in der „freien“ Welt auch.

Es kann vorkommen, meint P. Mutschlechner, daß bei Besuchen oder nach der Rückkehr von einem Urlaub Drogen ins Gefängnis geschmuggelt werden, die Kontrolle gestaltet sich hier als äußerst schwierig. Dennoch ist das Problem nicht so groß, wie es die Presse häufig hochspielt.

3. Das Gefängnis

Das Bozner Bezirksgefängnis ist über hundert Jahre alt und stammt noch aus der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie. Es ist überbesetzt, völlig veraltet in der Anlage, es fehlen entsprechende Räume für die im Haftgesetz vorgesehene Rehabilitierung. Ausgestattet ist das Ge-

fängnis mit einer Turnhalle, einer kleinen Schule, in der Häftlinge Volks- oder Mittelschuldiplome nachholen können, das Patentino D, seltener das C, Ergänzungskurse für Programmierer oder Elektromonteure. Letzgenannte Kurse sind schlecht besucht, während sich der Kochkurs hingegen großer Beliebtheit erfreut, da Kochdienste im Gefängnis bezahlt werden und sich die Häftlinge selbst das Essen zubereiten, entweder in den Kochnischen der einzelnen Zellen oder in der Gefängnisküche.

Aus der Gefängnisbibliothek werden zumeist Sachbücher, etwa über das Verhalten der Tiere oder über Erfindungen, aus Geografie und Geschichte, ausgeliehen, oder Zeitschriften (Geo, Arione, Famiglia Cristiana, Katholisches Sonntagsblatt). Bei Tageszeitungen (Dolomiten, Alto Adige) sind vor allem die Montags- und Donnerstagsausgaben besonders beliebt wegen des ausführlichen Sportteils.

Die Zellen, allesamt überfüllt (bis zu zehn oder zwölf Häftlinge zusammengepfercht), sind ausgestattet mit Stockbetten, Schränken, einem Tisch und Stühlen, einer mit Gasbrenner versehenen Kochnische, einer vom Zellraum etwas abgetrennten Toilette und einem Lavabo.

Gegessen wird in den Zellen, denn es gibt keinen eigenen Speiseraum, die Häftlinge kochen sich selbst, Wäschereiarbeiten übernimmt eine Reinigungsfirma. Für bestimmte Dienste gibt es eine recht ansehnliche Belohnung, weshalb sich die Häftlinge gerne dazu melden. Im Rotationsverfahren und durchs Los werden bestimmte Arbeiten unter Berücksichtigung fachlicher Vorkenntnisse zugeteilt.

4. Einsamkeit und Sexualität

Die Häftlinge leben zum Teil in großer Einsamkeit und Isolation. Aufgabe des Seelsorgers ist es deshalb, diese Kontaktarmut aufzubrechen, in Gesprächen mit dem Häftling ihn schrittweise aus seiner Verslossenheit herauszuführen, hin zu größerer Kommunikationsbereitschaft. Eine Aussprache hilft, mit den eigenen Ohnmachtsgefühlen oder Aggressionstrieben umgehen zu lernen, Gefühle zu integrieren und zu verarbeiten, um möglichen Affekthandlungen vorzubeugen.

Telefonate nach draußen und Familienbesuche werden in Zahl und Dauer von der Gefängnisdirektion bestimmt, ebenso andere Vorrechte.

Zum Zeitvertreib gibt es in jeder Zelle einen Fernsehapparat und das Radio.

Besuchsrecht haben Familienangehörige und die Verlobte des Häftlings. Das Recht auf gelebte Sexualität ist stark eingeschränkt: Nur wäh-

rend der gewährten Urlaubszeiten ist ehelicher Geschlechtsverkehr für Häftlinge möglich. Im Gefängnis wird der Lust abgeholfen auf anderen Wegen: Masturbation, homosexuelle Praktiken, sexuelle Übergriffe auf andere Häftlinge, Mißbrauch und Promiskuität.

5. Gewalt

Zu Streitigkeiten kommt es manchmal zwischen Ausländern und Einheimischen. Fremdenhaß wird beglichen mit Schnittwunden durch Rasierklingen. Auch unter den Ausländern ist die Gewaltbereitschaft immer da, besonders, wenn die Hemmschwellen herabgesetzt sind durch übermäßigen Alkoholkonsum. Spannungen werden abgebaut und Konflikte gelöst zumeist durch unbeherrschtes Zuschlagen, und nicht durch Aussprache und Dialog.

6. Die Wächter

Die meisten Wächter stammen aus Süditalien, sie haben sich zu diesem Job gemeldet, um nicht arbeitslos zu bleiben, und sind in ihrer Arbeit völlig überfordert aufgrund ihrer unzureichenden Zahl und ihrer mangelhaften Ausbildung. Die meisten wissen nicht und haben es nie gelernt, wie man mit Menschen umgeht. Ihre Aufgabe ist zu wachen, zu beobachten, die Gefängnisdirektion zu informieren über Vorkommnisse in den Zellen, nicht aber sich einzumischen, ein Wörtchen mitzureden in dem Betrieb des Gefängnisses.

Durch das neue Gesetz wird den Wächtern auch eine vierte Schicht aufgehalst, was insgesamt eine längere Arbeitszeit und weitere Überlastung bedeutet. Dienste, die bis jetzt, die Polizei übernahm, etwa Überführungen der Häftlinge von einem Gefängnis in ein anderes, müssen jetzt von den Wächtern geleistet werden.

Da die Struktur unübersichtlich gebaut ist, muß in jeder Ecke jemand sein, die Fluren, die verschiedenen Sektoren (Küche, Wäscherei...), die Zellen des Gefängnisses zu überwachen.

Zum Teil sind die Wächter sehr jung und weisen eine wenig gefestigte Persönlichkeit auf, nur in letzter Zeit sind einige Schritte unternommen worden, ihre Ausbildung und Weiterbildung zu verbessern: Mittelschulabschluß und eine sechsmonatige Spezialausbildung werden vorausgesetzt.

7. Die Reintegration der Häftlinge

Um den Häftlingen die Wiedereingliederung in die Gesellschaft zu erleichtern und Hilfen für die Zeit nach der Haft bereitzustellen, stehen P. Mutschlechner verschiedene Organisationen und Institutionen zur Seite. Da viele Häftlinge vor allem im Zuge ihrer Drogen- und Alkoholabhängigkeit in Konflikt mit dem Gesetz gekommen sind, ist der erste notwendige Schritt nach der Inhaftierung die Befreiung von dieser Sucht durch eine Therapie, mit Betreuung durch Psychologen oder Institutionen und Selbsthilfegruppen (La strada – Der Weg für Drogenentzug; Criaf, eine den Anonymen Alkoholikern ähnliche Einrichtung für ehemalige Häftlinge mit Alkoholproblemen, u.a.).

Damit ehemalige Häftlinge nicht rückfällig werden, ist der Einstieg in das Arbeitsleben unverzichtbar. Kontakte zu eventuellen Arbeitgebern knüpft P. Mutschlechner über die Pfarrcharitas oder die Vinzenzkonferenzen, die sich der Problematik der Häftlinge sehr angenommen haben. Für einige Haftentlassene besteht die Möglichkeit, in Kooperativen (nonprofit-Gesellschaften) eine Anstellung zu finden. Hier sind vor allem die Jugendlichen einer Kooperative hervorzuheben, die Fahrradreparaturen übernehmen und sehr verlässlich arbeiten. P. Mutschlechner bemängelt nur, daß in diesen Vereinigungen der erzieherische Aspekt etwas zu kurz kommt.

Ein Projekt starten möchte P. Mutschlechner gemeinsam mit den Vinzenzkonferenzen, nämlich ein Haus für Haftentlassene zu errichten, in dem sie für eine bestimmte Zeit arbeiten und wohnen können unter lockerer Aufsicht, da Hilfe zur Selbsthilfe der Grundsatz dieser Einrichtung sein sollte.

8. Wünsche und Anregungen eines Häftlingsseelsorgers

Befragt man P. Mutschlechner nach Wünschen für seine Arbeit, dann nennt er ohne zu zögern die Schaffung eines neuen Gefängnisses, in dem es aufgrund differenzierter Sektoren möglich wäre, dem Ziel der Reintegration eher gerecht zu werden. So könnte, zum Beispiel, ein eigener Sektor für Drogenabhängige eingerichtet werden zur Bildung einer Art „Vortherapiegruppe“, wodurch das Problem der Sucht schon während der Haftzeit angegangen würde und das Absitzen der Haft nicht verlorene Zeit wäre.

Die sinnvollere Nutzung der Haftzeit könnte auch durch eine Art Zivildienst erreicht werden, den die Häftlinge wahlweise ableisten könnten, wie es etwa in der BRD schon möglich ist. Krankendienste oder etwa die Betreuung von Behinderten könnte für den Häftling eine Form der Wiedergutmachung an die Gesellschaft bedeuten und ihm zu einem positiven Lebenssinn verhelfen. Auch eine Werkstatt, ein Ort für mögliche Berufsausbildungen müßte in der neuen Struktur vorgesehen sein.

Weiters beklagt P. Mutschlechner die äußerst mangelhafte Zweisprachigkeit der Wächter und Direktoren, und die nicht immer ausreichende finanzielle Unterstützung des vom Ministerium geführten Gefängnisses. Das Land selbst darf, laut derzeitiger Gesetzgebung, auf diese Struktur nahezu keinen Einfluß nehmen.

Allgemein sollte gelten, daß nur solche Häftlinge ausgegrenzt und isoliert werden, die auch wirklich eine Gefahr für die Gesellschaft darstellen, denn die Schwierigkeiten eines einzelnen Häftlings werden gewöhnlich in der Isolation und Einsamkeit des Gefängnisses nur vergrößert.

9. Die Arbeit

P. Mutschlechner hat aus seiner Arbeit mit den Häftlingen eine Menge gelernt, denn wer offen auf die anderen zugeht, kann nur den größten Gewinn für sich selbst einstreichen. In der Arbeit ist er nicht einfach bloß der Gebende, sondern auch der Empfangende, er ist mit den Häftlingen auf dem Weg zu mehr Menschlichkeit und größerer Spiritualität. Nicht von oben herab ist ein Gespräch zu führen, sondern von gleich zu gleich. Dies ist konkret gelebtes Evangelium.

Eines der Ziele seiner Arbeit ist, Abhängigkeiten zu durchbrechen, unfrei Machendes auszuschalten: Drogen, Süchte, Abhängigkeit von Trieben, Affekten, von Gruppen und Cliques.

Ein wichtiges Augenmerk wirft P. Mutschlechner darauf, für die Häftlinge Momente und Orte des Wohlgefühls, der Ruhe und Geborgenheit zu schaffen, denn viele Aggressionen entstehen aus einem Gefühl der Bedrängnis, der Angst heraus, aus einem zerrütteten Gemüt.

Von sich selbst und den anderen verlangt P. Mutschlechner vorurteilsloses Zugehen und Annehmen des anderen, den Abbau von Widerständen und Ehrlichkeit im Umgang miteinander. Wenn ihm auch zu Beginn seiner Arbeit vor 8 Jahren von Seiten der Häftlinge mit großem Mißtrauen begegnet wurde, so waren sie doch bald von der uneigensüchtigen Absicht seiner Arbeit überzeugt.



Im Leben jedes Menschen gibt es Bereiche, wohin ihm noch niemand gefolgt ist. Es sind die isolierten Zonen der Nicht-Liebe. In diesen bleibt sein Fuß stecken... Er erstarrt in einer auf ewig unerlösten Gebärde.

Doch wenn jemand da ist, der unentwegt hinterhergeht, belebt sich der Fuß gegen jede Erwartung, und es geht weiter.

Peter Schellenbaum

Markus Außerhofer

verschoben

zuviel rauschen ist in den gehirnen
zuviel staub in den winkeln, nur die wäsche
wird gewechselt, zuviel staub,
zuviel rauschen

zuviel dinge werden verschoben,
abgestellt auf ein geleis, wo sie rosten
und vermodern, zuviel dinge
werden übersehen, werden verschoben:

und der rangierer ist nicht zu sehen
er ist selbst nur noch staub und winkel
und verschoben: frage nicht wohin...?

umdrehung

gegen den uhrzeigersinn

läuft ein schattenriß,
geht das ich seinen hohlweg,

hinein in den wald

über die holzwege

führen verschollene wege,
fällt licht ab von der sonnenuhr,
sprache in die Baumnadeln

doch eine sirene

riß beichtstühle auf,
liefen sünden mit langen schritten
hinaus ins laub

nur der kirchturmgockel

drehte sich im wind
und krah schrie die krähe

aus der ackerfurche

streusand

ich habe

kopfaugen an den füßen,
lachfalten in den händen, kaue
mit meinen fingern

an worten

streusand

fliegt über den boden,
verstaubt linsen und wege,
trübt das auge

es bleiben

beschmutzte bilder
und viel viel: wegwerfbares



Franz Josef Feichter - Pusteblyume, 1995

Stunde Null der Depression

Ursula Goldman-Posch

Auszeit

Zehn, vielleicht auch zwölf Jahre war meine Seele ein offenes Grab. Und ich habe nichts davon bemerkt. Darin lag ein Kinderwunsch, den ich nach einem „Zufallsbaby“ begraben hatte, um den Bedürfnissen meines Mannes gerecht zu werden. Darin lag das Kind in mir, das zu wenig auf seine Kosten kam, weil Leistung und Erwachsensein immer Vorrang hatten. Darin lag die idealisierende Vorstellung von einem Ehepartner, der Garant sein sollte für die Erfüllung meiner Sehnsucht nach Geborgenheit und Erlösung, Verwurzelung und Wärme.

Die Seele als Leichenkammer gestorbener Lebensentwürfe. Ein Jahrzehnt später holte mich, aus scheinbar heiterem Himmel, eine Depression ein: Schlaflosigkeit, Weinkrämpfe, Erstarrung der Gefühle, Angstzustände, Panik, Zwangsgedanken, Appetitlosigkeit. War es, weil ich zu lange gegen mich selbst gelebt hatte? War es, weil ich versäumt hatte, meine inneren Leichen zu betrauern? Oder war dieser Infarkt der Seele einfach nur eine biologische Entgleisung, für die ich einen passenden autobiographischen Sinnzusammenhang finden mußte? Vielleicht kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man annimmt, daß Menschen, die, wie ich, einen familiären Hang zur Schwermut haben, besonders verwundbar sind für alle Formen von Verlust und verschleppter Trauer.

Doch eines gilt für die scheinbar kerngesunden Pausbäckigen genauso wie für diejenigen, die mit ungepanzertem Herzen leben: Wer die Aufgaben, die die Trauer stellt, nicht einlöst, landet früher oder später in der Sackgasse der Melancholie: Heute weiß ich, daß „innere Verluste“ – ein Orientierungsverlust, ein Rollenverlust, ein Werteverlust, ein Substanzverlust – schlicht alle gestorbenen Hoffnungen genauso Trauerarbeit erfordern wie der Verlust eines geliebten Menschen an den Tod. Nur ist der Umgang des Menschen mit seinen inneren Toden ungleich schwieriger: Die stillen Tode, die sich tagtäglich in den Seelen von Menschen vollziehen und uns zu einem Heer von Trauernden machen, stehen nicht schwarzgerahmt in der Zeitung; gestorbene Perspektiven hinterlassen kein Grab, lassen sich leugnen und abwehren, bis die Seele selbst zur Leiche wird.

Und genau dies ist der Unterschied zwischen Trauer und Schwermut: In der Trauer um das Verlorene fühlt sich ein Mensch zeitweise all seiner

Lebensäußerungen, nicht aber seines Selbstwerts beraubt. In der Nacht der Schwermut hingegen steht die Seele selbst zum Ausverkauf an.

In den Monaten der „Seelenfinsternis“ – so bezeichnete der niederländische Psychiater Piet C. Kuiper aus eigener Erfahrung die Depression (1) – war ich leblos und mußte doch am Leben bleiben. Der Weg ins Licht war lang. Die Heilsofferten auf dem Psycho-Markt sind für den Verbraucher unüberschaubar und oft widersprüchlich. Immer neue Psychotherapie-Formen und einander bekämpfende Schul- und Lehrmeinungen verunsichern den ohnehin schon verwirrten Hilfesuchenden. Für Menschen mit psychischen Störungen ist es heute Glücksache geworden, einen Helfer zu finden, der kompetent ist und keine unzumutbaren Wartezeiten hat. Die 1988 veröffentlichte Followup-Studie aus dem Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München (2) hat sieben Jahre lang „Patientenschicksale“ von Menschen mit Depression und Angststörungen unter die Lupe genommen. Dabei wurde festgestellt, daß nur jeder fünfte Patient die Chance hat, eine richtige Diagnose und, demzufolge, auch die richtige Therapie zu bekommen. Dies bestätigen auch die Ergebnisse meiner Umfrage unter Lesern des „Tagebuch einer Depression“ (3) (4) im September 1986. (Siehe dazu Abschnitt II „Woran kranken die Helfer?“/Erfahrungen von Patienten mit Angst- und Depressionsstörungen).

Ich hatte beim achten Arzt Glück. Bis dahin mußte ich einen Hindernislauf durch Röntgenlabors und Internistenpraxen, durch die Sprechzimmer von Diplompsychologen mit und ohne Dr. phil., durch die Ordinationen von Nervenärzten mit und ohne psychoanalytischer Zusatzausbildung absolvieren: Hier die oft in elitärer Selbstgefälligkeit ausgesprochene Empfehlung des Psychoanalytikers, auf Pillen zu pfeifen und die Depression frei assoziierend auf der Couch aufzuarbeiten; dort der fahrig-griff des überlasteten Hausarztes zur Musterpackung Tranquilizer; dazwischen Verlegenheitsdiagnosen, beschwichtigende Ratschläge oder ein abwehrendes Überweisen an den nächsten Spezialisten.

Mißt man meine Erfahrungen mit den Ärzten 1 und 7 an der Erwartungshaltung des Leidenden, von seinem Leiden erlöst zu werden und wieder seinen alten Platz in der Gesellschaft einzunehmen, so muß ich feststellen, ich habe schlechte Erfahrungen gemacht. Betrachte ich diese Erfahrungen rückblickend als „Gesamtpaket“, als Erfahrung des Leidens und des Suchens, als Erfahrung des existentiellen Aufsich-Zurückgeworfenseins, als Erfahrung des Sichnicht-Aufgebens in der Hoffnungslosigkeit – so waren diese schlechten Erfahrungen auch wieder gute Erfahrungen für mich.

Und dennoch habe ich immer wieder gefragt, wieso es mir bis zu jener Begegnung mit Arzt Nummer acht nicht gelungen ist, die Signale meiner kranken Seele adäquat auf die andere Seite des Sprechzimmertisches zu bringen. War der Sender, war der Empfänger gestört, oder war es einfach die falsche Wellenlänge? Sicherlich war zunächst einmal der Sender gestört. Ich kann mir vorstellen, daß der depressive Mensch durch seine ihm innewohnende Sprachlosigkeit der Seele in manchen Ärzten und Therapeuten eine ganz spezielle Form der eigenen Sprachlosigkeit heraufbeschwört. Und diese Sprachlosigkeit des Helfers gerät oft in Gefahr, zur Hilflosigkeit und Halbherzigkeit auszuarten. Man muß wohl so renommiert sein wie der in Basel tätige Psychiatrie-Ordinarius Walter Pöldinger, um bekennen zu können: „Unsere eigene Angst vor der Depression versperrt uns häufig den Zugang zum Patienten.“ Gemeint ist damit jene besondere Kommunikationsstörung zwischen Sender und Empfänger, zwischen Depressiven und Therapeuten, die dann eintritt, wenn der Helfer die Antennen zu seinen eigenen depressiven Anteilen eingezogen hat.

Unter solchen Voraussetzungen kann sich zwischen Arzt und Patient auch nicht jene erhellende und aufhellende Wellenlänge einstellen, die das Fundament für jedes weitere therapeutische Handeln sein sollte. In Professor Rudolf Meyendorf, Oberarzt an der Psychiatrischen Universitäts-Klinik München, fand ich einen Menschen, für den der Patient mehr als ein Fall und seine Krankheit mehr als nur eine klinische Größe ist. Auf dieser Basis konnte ich es übers Herz bringen, ein Jahr lang das trizyklische Antidepressivum „Anafranil“ zu schlucken. Kein Honiglecken für jemanden wie mich, der jeglicher Form von Tablette mit Mißtrauen begegnet.

In einer Zeit, wo generalisierte Ängste vor Chemie und Vergiftung, vor der Umweltverschmutzung ganz allgemein dazu geführt haben, alles Biologisch-Natürliche – und damit auch jede Form von Psychotherapie – mit dem Prädikat „human“ gleichzusetzen, und umgekehrt jeden technisch-chemischen Eingriff – und damit auch die Psychopharmakotherapie – als „inhuman“, industriell und manipulativ zu geißeln, – in einer solchen Zeit haben es Psychopharmaka schwer, sachlich und emotionsfrei beurteilt zu werden.

Auch ich wurde eines anderen belehrt: Heute weiß ich, daß jeder, der ernsthaft an einer Depression im klinischen Sinne erkrankt ist, dankbar dafür sein wird, daß es antidepressiv wirkende Medikamente gibt. Die Wirkung des Antidepressivums brachte zunächst Bewegung in den Stillstand meiner Seele, befähigte mich, Schritte zu tun, ließ ein wenig Licht

in meine „Seelenfinsternis“ dringen, gab mir die Möglichkeit, zu unterscheiden zwischen den aufgeplusterten Schattenbildern meiner Niedergeschlagenheit und den realen Bedrohungen für meine Seele. Ausschlaggebend für eine dauerhafte Genesung ist jedoch der aufhellende Mensch, dem der depressive Patient im Arzt begegnet: seine innere Stimmigkeit, seine Glaubwürdigkeit und, wenn man Glück hat, auch seine spirituelle Kompetenz. Damit die „Initialzündung“ durch ein Antidepressivum zum Dauerbrenner im finsternen Gemüt eines Depressiven wird, bedarf es dieser „existentiellen Kommunikation zwischen Arzt und Patient als vergängliche Schicksalsgefährten in dem Gehalt eines Seins, das Transzendenz heißt.“ So hat der große Psychiater Karl Jaspers einmal diese „Erhellung in Gegenseitigkeit“ zwischen Helfer und Hilfesuchenden bezeichnet.

Heilung ist ein so vielschichtiger Vorgang, daß er in krassem Widerspruch stehen muß mit dem Ausschließlichkeitsdenken vieler Lehrmeinungen und deren einseitigen Therapieangeboten. Die noch junge Wissenschaft der „Psychoneuroimmunologie“ hat gezeigt, daß Krankheit, aber auch Heilung auf der Basis eines Netzwerkes eng miteinander verzahnter Ebenen sich vollzieht: von der zellularen Ebene bis hin zur spirituellen Ebene im Menschen gibt es ein intelligentes, lückenloses Kommunikationssystem, das Körper, Seele und Geist zu einem Ganzen macht.

Entscheidend ist deshalb auch, was der Leidende selbst aus dieser Stunde Null der Depression macht. Die schöpferische Eruption aus der Erstarrung in der Schwermut, aus diesem Totstellreflex der Seele hin zur Wiederteilnahme am Leben gestaltet sich für jeden Menschen unterschiedlich. Immer aber wird das Leiden an sich und an der Welt auch produktive Züge freisetzen. Wer durch die Schattenwelt der Schwermut hindurchgegangen ist, kann etwas ans Licht fördern: Wenn mir einer gesagt hätte, ich würde je ein oder mehrere Bücher schreiben, ich hätte mit dem Zeigefinger an die Stirn getippt. Aber ich schrieb. Es schrieb nur so aus mir heraus.

Schreibend habe ich Kinder geboren, Kinder aus Papier. Diese Bücher waren andere Kinder als die, die ich mir noch gewünscht hätte, aber genauso fordernd und lebendig, wenn man den intensiven Austausch mit den Lesern zum Maßstab nimmt. Es ist bestimmt kein Zufall, daß die Themen meiner Bücher mit Verlust, Trauer und Krise zu tun haben. Vielleicht gibt es so etwas wie eine „Trauerarbeit“ des Schreibens, die mich hellhörig bleiben läßt für die allgegenwärtige Verwundbarkeit und Trostbedürftigkeit des Menschen.



Paul Sebastian Feichter - Die Schwestern

Schreibend habe ich auch anderen Menschen helfen können. Die Tatsache, daß ich mein Erleben in dieser immer noch tabuisierten Krankheit Depression in einem Buch niedergeschrieben habe, gab mir die Möglichkeit, mit vielen suchenden Leidgenossen in Verbindung zu treten und ihnen einen Weg zu einer erfolgreichen Behandlung zu weisen. Heute bin ich fest davon überzeugt, daß meine Krankheit nicht nur eine Botschaft an mich war, nicht nur die Aufforderung zu einer Selbstentdeckungsreise enthielt, sondern auch ein Mittel war, um anderen zu dienen.

Ich habe gelernt, mit der verwundbaren Stoffwechsellage meiner Seele zu leben. Diesen scheinbar verbrieften Anspruch auf Unversehrtheit und diese ungestillte Sehnsucht nach dem Unbedingten habe ich seit meiner Erkrankung aufgegeben. Denn Ganzheit und Hoffnung kann ich nur finden, wenn es mir gelingt, die Polaritäten und Widersprüche meines Lebens anzunehmen und miteinander zu versöhnen. Es ist ein Kreuz, daß die menschliche Existenz aus der ständigen Spannung von Vertikale und Horizontale, von Schatten und Licht, von positiven und negativen Polen lebt. Es ist aber auch dieses Kreuz, das mich hoffen läßt, daß diese Konflikte von innerer und äußerer Natur, von Freiheit und Schicksal, von genetischer Disposition und Selbstverantwortung, von Bindung und Trennung letztlich überwunden werden.

Woran kranken die Helfer?

Seit Veröffentlichung meines Buches „Tagebuch einer Depression“ (Kindler Verlag, München, 1985) habe ich rund 1200 Leserbriefe bekommen. Dabei handelte es sich meist um Menschen, die, ähnlich wie ich, eine Arzt-Odyssee hinter sich hatten und nun von mir wissen wollten, wer und was mir wieder zum Leben verhalf.

Im Juli 1986 schrieb ich 419 Hilfesuchende (229 betroffene Leserinnen, 71 betroffene Leser sowie 119 Angehörige) an, um mehr von ihnen zu erfahren. Ein Fragekatalog mit 26 Fragen sollte die Gründe für den Verlauf solcher Patientenschicksale erhellen mit der Fragestellung: „Woran kranken die Helfer? – Wodurch gesunden die Kranken? Der Depressions-Patient im Labyrinth eines überbordenden Psychomarkts.“

Von den 154 betroffenen Frauen und 39 Männern, die ihren Fragebogen zurückgesandt haben (die Antworten der Angehörigen wurden nicht ausgewertet), leidet der größte Teil durchschnittlich seit neun Jahren an einer Depression oder Angstkrankheit.

Nachfolgend einige Tendenzen, die mir bei der Auswertung der Umfrage besonders auffielen:

Der Hausarzt

Ist für rund 80 Prozent der Leser erste Anlaufstation. Nur 30 Prozent werden von ihm zum Nervenarzt überwiesen, 50 Prozent verlassen den Hausarzt aus eigener Initiative, um sich an einen Psychiater zu wenden, 20 Prozent kommen über diese erste Anlaufstation nicht hinaus. Das Interessante dabei ist, daß die Mehrheit der unzufriedenen Patienten während ihrer Odyssee zu Internisten, Heilpraktikern, Psychiatern und Psychotherapeuten immer wieder und, mit den Jahren, immer häufiger zu ihrem alten Hausarzt zurückkehrt. Die Gründe dafür sind vielschichtig und werden von den Lesern eher in Form von Randbemerkungen angedeutet, die man so auf den Punkt bringen könnte:

- a.) Die therapeutische Unsicherheit des Hausarztes macht ihn flexibler und offener für weitere vom Patienten vorgeschlagene Therapieexperimente als dies beim Facharzt der Fall ist.
- b.) Mangelnde Fachkompetenz wird durch mehr menschliche Zuwendungen und Präsenz wettgemacht, was dem Patienten mit Leidensdruck letztlich wichtiger ist.

Zitat einer 34jährigen Patientin aus Rosenheim: „Außerdem habe ich das Glück, in meinem Hausarzt einen Kameraden gefunden zu haben, der mich nicht – wie die anderen – mit den Worten: 'Reißen Sie sich zusammen' oder 'Lassen Sie sich halt scheiden' abspeist.“

Vier verschiedene Diagnosen

sind der Durchschnitt, mit dem die betroffenen Frauen und Männer auf ihrem Leidensweg konfrontiert werden. Da es sich in den meisten Fällen nicht um klassische Lehrbuch-Melancholien handelt, die ohnehin im Reinzustand selten anzutreffen sind und meistens einer stationären Behandlung bedürfen, ergibt sich ein breitgefächertes Panorama von Fehldiagnosen: Die Depression wird entweder nicht erkannt, weil nur die sie ausgestandene Angst gesehen wird und voreilig psychodynamische Zusammenhänge gezimmert werden („Angstneurose“, „Aktualneurose“). Oder die somatische Maske der Depression wird als eigenständiges Krankheitsbild angesehen mit der Folge, daß Patienten vergeblich zum Zahnarzt oder Orthopäden überwiesen werden. Dazwischen liegen Verlegenheitsdiagnosen wie „Vegetative Dystonie“ oder „Psychoreaktives Syndrom“.

Zitat einer 24jährigen Studentin aus dem Allgäu: „Meine Diagnosen aus den letzten fünf Jahren reichten von 'kerngesund' über 'Aktualneurose' bis hin zu 'Angstneurose' und 'endogene Depression'.“

Die verordneten Medikamente

sind ein weiteres Spiegelbild der Unsicherheit von niedergelassenen Ärzten im Umgang mit Angsterkrankungen und depressiven Störungen. Die am häufigsten genannte Stoffklasse unter den Psychopharmaka (98 Prozent) sind demzufolge auch die angstlösenden, aber suchterzeugenden Benzodiazepin-Präparate (Tranquilizer). Hier rangiert „Lexotanil“ (50,2 Prozent) an erster Stelle, gefolgt von dem suchtpotenten Präparat „Tavor“ (44 Prozent).

Zitat einer 43jährigen Hausfrau: „Ich nahm es über zwei Jahre. Die Dosis mußte erhöht werden, da die Wirkung nachließ. Zuletzt hat das Medikament nicht mehr gewirkt. Meine Angst wurde immer stärker. Ich wollte nicht süchtig werden. Trotzdem konnte ich das Haus nur verlassen, wenn ich „Lexotanil“ in der Handtasche hatte. Es war eine trügerische Stärke, die immer brüchiger wurde. Der Weg davon weg war ein Weg durch die Wüste.“

Rund 70 Prozent meiner Leidensgenossen haben Erfahrungen mit einem sogenannten „Antidepressivum“, dem angezeigten Medikament bei Depressionen, Panik- und Angsterkrankungen gemacht, – allerdings erst

nach vielen vergeblichen anderen medikamentösen oder therapeutischen Maßnahmen. Nur 30 Prozent dieser Patienten wurden über die in den ersten vier Wochen zu erwartenden Nebenwirkungen dieses nicht suchterzeugenden Medikaments aufgeklärt. Dies hatte zur Folge, daß ein Teil der Betroffenen

- a.) das Medikament bereits nach sieben Tagen, also vor Wirkungseintritt weglassen (10 Prozent)
- b.) das Medikament weiterhin, aber in zu niedriger und daher nicht erfolgversprechender Dosierung einnehmen (25 Prozent).

Rund 65 Prozent der mit einem Antidepressivum Behandelten geben allerdings an, eine entscheidende Besserung ihres Krankheitsbildes erfahren zu haben.

Zitat einer 31jährigen Krankenschwester aus Berlin: „Ihr Buch verhalf mir zu dem längst fälligen Durchbruch, nämlich es erneut und diesmal konsequent mit Antidepressiva zu versuchen. Vor drei Jahren hatte ich so eine medikamentöse Therapie wegen der unangenehmen Nebenwirkungen zu früh abgebrochen und mich mit „Lexotanil“ durchgeschlagen. Inzwischen habe ich erkannt: Wenn man völlig am Boden ist, kann – zumindest mir – auch kein Psychoanalytiker mehr helfen. Gutgemeinte Worte wie: 'Stärken Sie ihr Selbstvertrauen' oder 'Tun Sie etwas für sich' sind leere Sprechblasen, die nichts ausrichten.“

Rund 8,5 Prozent der 193 Leser, die meinen Fragebogen beantwortet haben, berichten auch von der Verordnung von Neuroleptika, Psychopharmaka, die eigentlich bei Psychosen und Schizophrenien ihren Einsatz finden. Medikamente dieser Stoffklasse können als Nebenwirkung Depressionen auslösen sowie bleibende Bewegungsstörungen hinterlassen. Auffallend ist die häufige Nennung eines relativ schwachen Neuroleptikums mit dem Handelsnamen „Imap“ (40,2 Prozent). Es ist anzunehmen, daß viele Ärzte diese „Beruhigungsspritze“ mit Langzeitwirkung als Verlegenheitsmedikament oder als Alternative zu den suchterzeugenden Tranquilizern einsetzen.



Alois Steger - Installation im Bergwerk

Erfahrungen mit Psychotherapie

haben 80 Prozent der betroffenen Leser gemacht. Die Psychotherapie-Klienten sind in zwei große Gruppen gespalten: Die eine Hälfte hat schlechte Erfahrungen gemacht („Ich habe die Therapie abgebrochen, weil mich die Herumkramerei in der Seele nur noch tiefer in das Loch hinuntergezogen hat“), die andere Hälfte behauptet: „Mein Psychotherapeut hat es verstanden, mich auf die Hintergründe meiner Krankheit aufmerksam zu machen“, schränkt jedoch ein: „Die Psychotherapie als solche war zwar sehr aufschlußreich, weil ich dadurch mehr über mein Innenleben erfahren habe, sie hat mich jedoch nicht von den quälenden Zuständen befreit.“

Die „Initialzündung“, die den Depressivkranken aus dem Teufelskreis von Angst und Depression befreit hat, sehen zwei Drittel aller Befragten rückblickend in der Einnahme eines Antidepressivums, ein Ergebnis, das vielen ausschließlich psychotherapeutisch arbeitenden Ärzten und Psychologen zu denken geben sollte. Es scheint, als würden manche Psychotherapeuten auf dem Rücken von Leidenden einen therapeutischen Purismus ausleben, der mehr der narzistischen Bestätigung des Helfers dient als der echten Hilfestellung für den Kranken.

Viele Depressive, so geht aus der Umfrage hervor, empfinden es als zusätzliche Kränkung, wenn sie ihrem Psychotherapeuten ihren „Seitensprung“ in eine psychopharmakotherapeutische Behandlung bei einem anderen Arzt verschweigen müssen, weil sie genau wissen, daß ihr Psychotherapeut nichts von Pillen hält.

Zitat einer 40jährigen Übersetzerin, die nach 13 ergebnislosen Anläufen bei Heilpraktikern, Ärzten und Psychotherapeuten von ihrem 14. Helfer erfolgreich mit einem trizyklischen Antidepressivum behandelt wurde. Da sie vorher bereits eine Psychoanalyse begonnen hatte, war sie im Konflikt, den sie so beschreibt: „Vor meiner Behandlung mit dem Antidepressivum hatte ich immer viel aktuellen Gesprächsstoff mit meiner Therapeutin. Aber diese letzten Sitzungen fielen mir sehr schwer, weil ich eben nicht mehr alles so düster sah wie vorher. Jetzt überlege ich immer schon bei der Hinfahrt zu ihr, über was sprech ich denn heute. Im Moment bin ich bei der 62. Stunde und so 80 hab' ich im Ganzen. Heute muß ich mir echt ein Thema zurechtlegen, über das ich sprechen kann. Noch habe ich Themen, aber für 20 Stunden wird es nicht mehr reichen. Es wird mich sehr viel Kraft kosten, meiner Psychoanalytikerin zu sagen, wodurch ich wirklich gesund geworden bin.“

Anders als in den Vereinigten Staaten machen unsere Psycho- und Verhaltenstherapeuten, vor allem in der Behandlung von Angststörungen, noch viel zu wenig Gebrauch von begleitenden Therapieansätzen aus dem pharmakologischen (antidepressiven) oder dem biochemischen Bereich (Nährstoffergänzungen durch Aminosäuren, Mineralien und Vitamine).



Friedrich Sebastian Feichter - Pflanze, 1994

Wenn Lehrmeinungen und Ideologien von der menschlichen Wirklichkeit des Patienten abgespalten werden, dann kommt es zu solchen gescheiterten „Arbeitsbeziehungen“ zwischen Helfer und Hilfesuchendem wie im folgenden beschrieben:

Zitat einer 49jährigen Hausfrau, die nach einer langwierigen zahnärztlichen Behandlung depressiv wurde und nach mehreren vergeblichen ärztlichen Konsultationen einen Psychologen aufsuchte: „In den Monaten zuvor brachte ich ab und zu die Frage an, ob es nicht überlegenswert wäre, neben der Therapie auch medikamentös zu behandeln. Da konfrontierte er mich stets mit der gleichen Antwort: 'Haben die Ärzte Ihnen helfen können?' Ansonsten bedeutete er mir, ich könne die Deutungen nicht umgehen, und die Art, wie er arbeite, bekäme mir nicht. Diese Erkenntnis kam ihm nach siebenmonatiger Behandlung. Als ich aus der Therapie ging, war ich kranker als je zuvor, die Gedanken in meinem Kopf rasten und mit ihnen die Schmerzen. Nach dem Therapie-Abbruch habe ich

Wochen gebraucht, um wieder denken zu können, und ich kann heute noch nicht fassen, daß man die Würde eines Menschen, eines Patienten so verletzen darf.“

Zitat einer 46jährigen Englisch-Lehrerin: „Fast vier Jahre fuhr ich in das Kloster B. in eine Gruppen-Psychotherapie. Im Verlauf der Therapie fiel ich dreimal in eine schwere Depression, jedesmal für circa fünf Monate und jedesmal fürchterlicher. Der Therapeut war hilflos. Ich paßte wohl nicht in sein Schema.“

Zitat eines 29jährigen Beamten: „Die Antworten, die ich im Verlauf meiner Therapie bekommen habe, hätte mir auch ein guter Bekannter geben können. Die Äußerung persönlichster Gefühle in einen starren Zeitablauf gepreßt, ist ein Widerspruch in sich.“

Zitat einer 44jährigen Hausfrau: „Ich habe mich auf eigene Kosten an einen Nervenarzt mit Psychotherapie-Zusatzausbildung gewandt. Dieser hat mit mir Gespräche geführt. Als dies nach einem halben Jahr nicht genützt hatte, meinte dieser: 'Was erwarten Sie eigentlich von mir? Warum kommen Sie eigentlich noch?' Für mich war das wie ein Rauschmiß, und ich stand wieder alleine, noch ratloser und verzweifelter da.“

Die Zuneigung eines guten Freundes

ist für viele der befragten Leser (65 Prozent) in dieser Zeit der inneren Sprachlosigkeit von größter Bedeutung gewesen. Ein Hinweis, den sich auch die professionellen Helfer zu Herzen nehmen sollten: Nur wer diese innere Sprachlosigkeit des Leidenden mit Sprachinnigkeit beantworten kann, der hat den Schlüssel zum Depressionskranken gefunden.

Es scheint, als würde auch hier wieder einmal die Wirksamkeit jener Psychotherapie-Form bestätigt, die der römische Psychologie-Professor Giovanni Jervis in Unterscheidung zur Experten-Psychotherapie als „Psicoterapia della portinaia o del barista“ (Die Psychotherapie der Hausmeisterin oder des Mannes hinter der Theke) bezeichnet. Diese Helfer aus dem natürlichen Umfeld von Menschen mit Angst- und Depressionsstörungen werden in unserer hochindustrialisierten Gesellschaft zwar immer seltener, sind aber in ihrer Wirkung nicht zu unterschätzen.

Jegliche Form von „High-Technology der Seele“ wird immer eine leere Hülse bleiben, wenn es den organisierten Helfern in Psychotherapie und Psychiatrie nicht gelingt, sich wieder auf ihr natürliches Charisma als mitleidende Menschen zurückzubedenken.

Anmerkungen:

- (1) C. Kuiper, Piet: Seelenfinsternis. S. Fischer, 1991
- (2) Wittchen, Hans-Ulrich/von Zerssen Detlev: Verläufe behandelter und unbehandelter Depressionen und Angststörungen. Springer, 1988.
- (3) Goldmann-Posch, Ursula: Tagebuch einer Depression. Kindler, 1985.
- (4) Goldmann-Posch, Ursula: Der Depressions-Patient im Labyrinth eines überbordenden Psycho-Markts: Woran kranken die Helfer? Wodurch gesunden die Kranken?. In: Tagebuch einer Depression. Knauer TB, 1987.

Friedrich Janach

ausgeschöpft haben die vampire
7400 quadratkilometer des flächeninhaltes
eingeholt hat der geldbeutel
die geballte eitelkeit
hochgepriesen
die taktik
ländlichen ein-falles
rechtfertigung für die kunst
des überlebens

sprach-loser
hörst du
den tüchtigen
dieses landes
zu
ängstlicher stehe ich
den selbstbewußten
gegenüber
dem zielorientierten
machtpotential
erschreckend
vor dem überzeugten

ingeplant wirst du
für den auftritt
des seiltanzes
schizophren wandelst du
entlang des alpenhauptkammes

Diese irren Schwankungen...

N. B.

Depression, das ist kurz gesagt die Hölle. Schwere liegt auf dem Alltag, kleinste Tätigkeiten sind unmöglich vor Angst, der Sinn geht verloren. In der Manie hört man ganze Welten hinter jedem Ton, setzt sich spielend durch. Alles ist stimmig, wenn man den Himmel streift. Was vorher schwierig war, wird leicht, immer leichter ...



Friedrich Sebastian Feichter - Energieblume, 1997

Ich sitze hier in der Nervenheilanstalt mit zitternden Händen: Es ist die Angst, wieder in die Tiefen der Depression zurückgeworfen zu werden, denen ich so oft entronnen bin.

Zuhause war ich der brave Junge, der sich nie auflehnt, sein Inneres verbirgt und zurückgezogen lebt. Erste Schwierigkeiten kamen in der Oberschulzeit. Ich empfand sie als Minderwertigkeitsgefühle: „Ich will, aber ich kann nicht“, war mein Standardsatz. Das Tagebuch ist voll von dem Kampf, der unerbittlich in mir tobte.

Nach außen hin lebte ich auf, führte Jugendgruppen und avancierte zum Landesleiter der Katholischen Jugend – all das unter extremen Schwankungen. Unerträglich wurde es, als ich zu unterrichten begann. Vorbereiten konnte ich mich kaum, auch über der Freizeit lag eine lähmende Sperre, die mich ins Bett drängte. Dort lag ich, ohnmächtig den Blick auf den Zeiger der Uhr gerichtet, und beobachtete, wie er erbarmunglos vorrückte. Aus der Not heraus improvisieren – das lernte und konnte ich schließlich auch im Gefühl tiefsten Unglücks.

Irgendwann begann ich eine Gesprächstherapie, erkannte vieles, war aber unfähig, danach zu handeln. „Extreme Willensschwäche bei gesteigerter Selbsterkenntnis“ nannte es meine Psychologin. Dann wollte ich meine Lebenskrücken loswerden, gab alle Ämter in der Jugendarbeit ab und zog mich nach Rütte in eine existentialpsychologische Bildungsstätte zurück. Dort gab es den „Johanneshof“, so etwas wie ein Kloster auf Zeit, wo man sich vor der Welt schützen, innere Auseinandersetzungen bestehen und vorsichtig Begegnungen suchen konnte. Ich erkannte meine enge Mutterbindung, rang um das, was man „Persönlichkeit“ nennt. Immer wieder dachte ich, es wäre geschafft, meine Seele befriedet. Als ein Wiedereinstieg in den Lehrberuf mißlang, suchte ich Arbeit auf dem Bau. Meine Niedergeschlagenheit hatte ich allein ausgebrütet, die kurzen Höhenflüge dazwischen trieben mich wieder zu den Menschen, in die Kurzweil der Gruppen.

Im Juni 1990 lag ich erneut bei geschlossenen Jalousien und versperrrer Tür einen Monat lang zu Hause, kam nur zur Nahrungsaufnahme aus dem Zimmer. Dann mußte ich zu einer Hochzeit. Hielt eine kurze Rede, tosender Applaus. Auf die Fragen der Bekannten und Freunde, wie es mir gehe, antwortete ich wahrheitsgemäß: es wird nicht besser, ich bin am Ende. Dachte an die unerträglichen Gegensätze, das Elend der Depression, die Freude der Festmenge, an die kurz vorher gelesene Todesanzeige: Vielleicht ist alles ganz anders, vielleicht ist das Leben der Tod, vielleicht der Tod das Leben. Euripides. Ich hinterließ betroffene Gesichter, fragte mich, wer es wohl wagte, den Vorhang zu lüften, und ob ich zu Tode kommen sollte von eigener Hand. Ob ich das dürfte.

Plötzlich gab es keine Fragen mehr. Mit aberwitziger Kraft legte ich nur teilweise bewußt los. Im Rückblick fällt die Erinnerung nicht leicht, ich erlebe nur noch zerrissene Sequenzen: Mein Auftauchen in Rütte, meine kraftvolle Begegnung mit den Menschen dort, wobei ich sämtliche Hemmungen verlor. Wie in einem Rausch weigerte ich mich, einen Laientanz anzusehen. Er schien mir „zweitklassig“, meine Zeit zu kostbar, um sie so

zu vergeuden. Das Beste, hatte ich den Eindruck, könne gerade gut genug für mich sein. In verschiedenen Geschäften ließ ich mir erschöpfende Kollektionen vorführen, ließ die Angestellten springen. Die Menschen berieten mich nicht nur hervorragend und gern, sie hätten am liebsten alles für mich getan.

In meinem Zimmer in Rütte überraschte mich meine Therapeutin. „Du willst dich umbringen?“, fuhr sie mich an. Ich blieb cool: „Kann sein, kann nicht sein, ich weiß von Stunde zu Stunde nicht, was ich mache.“ Ich hätte kein Recht dazu, argumentierte sie: „Weißt du, was ein Selbstmord für einen Ort wie Rütte bedeutet?“ Ich sei nicht gefragt worden, ob ich in dieses Leben kommen wolle, herrschte ich sie an. Und versprach ihr ärgerlich, mich jedenfalls nicht in Rütte umzubringen, sicherte ihr auch zu, verschiedene Therapeuten aufzusuchen.

Zunehmend fielen die Schranken. Nach einigen zaghaften Runden sprach ich eine Prostituierte an, spürte später einen steifen kalten mechanischen Körper unter mir, keine Umarmung. Ich fühlte die Frau nicht, unterbrach. Sie meinte, ich wolle Liebe, nicht Sex.

Ich weiß noch, daß ich beim Duschen in meiner Unterkunft beschloß, ein fremdes Duschgel mitgehen zu lassen. Als eine Mitbewohnerin klopfte und nach ihrem Badeschaum fragte, verneinte ich. Dreimal wollte sie wissen, ob ich ihn wirklich nicht hätte, und dreimal verneinte ich. Sobald sie weg war, begann ich plötzlich zu zittern und wollte fort. Ein Telefongespräch mit meiner Therapeutin brach ich ab, ich muß sehr unbeherrscht auf sie gewirkt haben, als ich ihr meine Fluchtpläne schilderte. „Wenn man eine Reise macht, nimmt man sein Gepäck mit“, betonte sie.

Der Wohnungsgenossin brachte ich das Duschgel und floh im Auto, Richtung Bad Säckingen und Freiburg. Telefonisch versuchte ich, verschiedene Freunde zu erreichen, immer vergeblich. Schließlich rief ich meine Freundin U. an. Sie meinte, sie hätte wenig Zeit, aber wenn ich sie brauchte, solle ich kommen.

Auf nach Bonn, dachte ich zuerst, dann aber ließ mich der Stolz nicht, und ich fuhr weiter nach Köln. Dort kam mir der Gedanke, ich müsse eine ganz neue Welt betreten, dürfte nur zur Mutter Verbindung haben. Für alle anderen wäre ich auf unbestimmt verreist.

Die folgende Sequenz können wohl nur Menschen verstehen, die selber Ähnliches erlebt haben: im Fachdeutsch nennt man es eine Halluzination. Auf einmal fuhr das Auto alleine, und zwei meiner Therapeuten erschienen wie hinter milchigem Glas. Ich schrie lauthals und eine Kraft, die ich spürte, brachte das Fahrzeug von alleine vor einer Dorfkneipe zum

Stehen. Ich wußte mit einem Mal, ich würde eine Prüfung zu bestehen haben, zu der mich die Kraft in meinem Nacken drängte. Ich glaubte, neu in diese Welt zu kommen. Einmal hatte ich gelesen, man müsse sich in einem dichten Augenblick genau für eine bestimmte Umgebung, für eine Frau entscheiden – und ich sah das Mädchen an der Theke.

Der Raum mißfiel mir, die Männer am Ausschank, die dicke Wirtin, selbst die Theke. Ich stürzte aus der Kneipe, bettelte innerlich: Lieber Gott, laß diesen Kelch an mir vorübergehen. . .

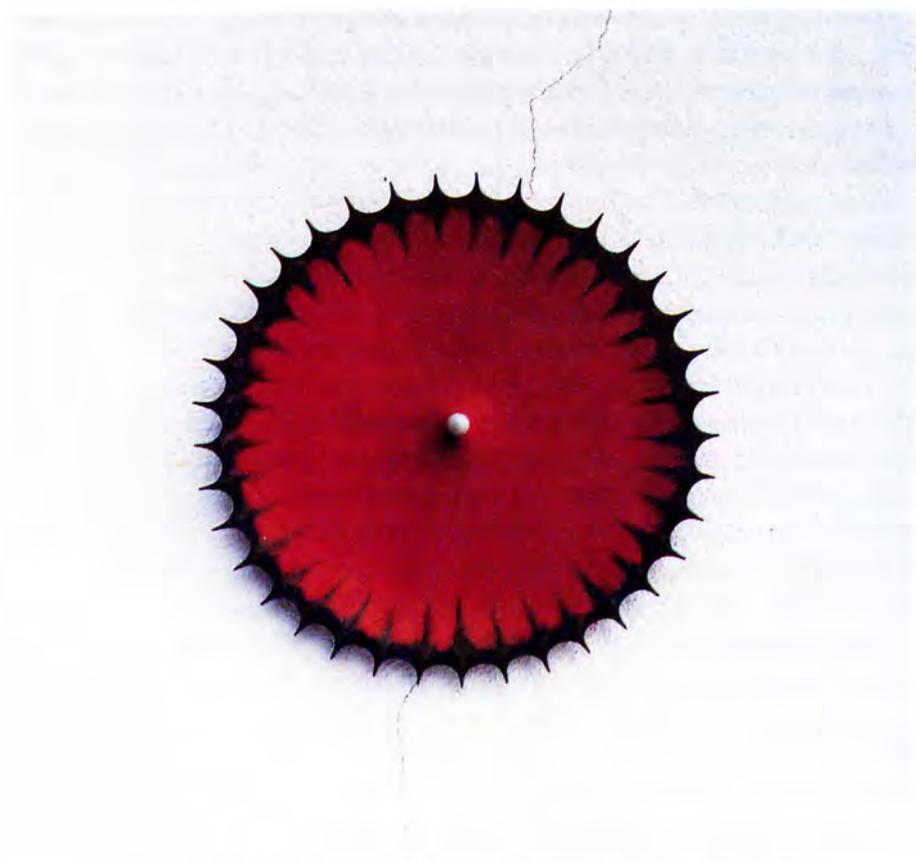
Aber der Druck am Hinterkopf ließ nach. Ich wußte, ich mußte zurück, dieses Mädchen, das meine Frau würde, ansprechen.

Unwirsch lud ich sie zum Bier ein: sie nahm an. Sofort mischten sich die Männer rund um die junge Frau ins Gespräch, und ich, der regelmäßig Konflikte vermieden hatte, erkannte, ich mußte etwas Unbekanntes versuchen: mit denen da streiten. Der Ausbruch der Wirtin: „Sie bezahlen, und dann hinaus“, brachte mich zur Beherrschung, und ich beglich die Rechnung. War wieder frei von diesem Druck. Etwas, was ich absolut nicht wollte, war ich auch nicht gezwungen zu tun. . .

Ich spürte zum erstenmal tief bis ins Innere eine Freiheit, und es war klar, daß ich sie mir bitter durch viel Scheußliches hindurch verdient hatte. Frei für U., diese erste schöne, im Äußeren und Inneren so stimmige Frau, jubelte ich. Und frei von Verboten: Für mich galt nur mehr mein eigenes Gesetz. Vor Straßenschildern, die meiner Bewegung Grenzen setzen wollten, zögerte ich, bis meine wilde Kraft den Ausschlag gab.

U. wollte nicht, als ich ihr erklärte, wir seien füreinander geschaffen. Auch weggehen wollte sie mich in diesem Zustand, wie sie sich ausdrückte, nicht lassen, bis ich auf dem Bett neben ihr einschlief. Verhängnis, und für beide?

Jedenfalls erwachte ich ruckartig und spürte die Verschmelzung unserer Hände. In Todesschrecken sah ich Eigenartiges, Fremdes, in helles Licht getaucht: den Geschlechtsverkehr in Großformat – mich erfaßten Angst, Freude, Glück ... ich weiß nicht, wie man die Gefühle nennen soll, in die ich stürzte. Mit einem Mal sah ich Hitler auf eine Masse einschreien, sah, wie Hus in Konstanz verbrannt wurde, war selbst Johannes Hus. Wir sind ewig, wußte ich, und mit Geburt und Sterben beginnt das große Vergessen. Ich stand zwischen Zeit und Ewigkeit. Zuletzt wurde ich von der Polizei wie ein Terrorist aus U.'s Wohnung abgeführt. Später schrieb sie mir in einem Brief, sie hätte nur für mein Leben sorgen wollen, mich vor mir selber schützen.



Friedrich Sabastian Feichter - Energieblume, 1997

Die nächste Sequenz, im Polizeipräsidium: sie wissen nicht, was sie mit mir machen sollen, geben mir den Ausweis wieder. Ich denke, meine Identität zurückgewonnen zu haben, bedeutet, mein eigener Herr zu sein, und gehe. Da stürzen sie sich auf mich. Also bin ich nicht mein eigener Herr, folgere ich. Lasse mich fallen und werde geradezu behutsam aufgefangen.

Die Aufnahmeärztin der Bonner Psychiatrie kennt Rütte und weiß, wo ich herkomme. Ich erhalte Essen und ein Zimmer, und da wird mir bewußt: ich bin in der Psychiatrie gefangen. Den Gang auf und nieder, das Zimmer ein und aus, wieder über den Gang laufe ich gehetzt und panisch. Die eben erst gewonnene Freiheit werde ich nie wiedersehen.

Einen Anwalt begrüße ich wie einen Erlöser, halte ihm ständig die Telefonnummer meines Therapeuten unter die Nase. Er beruhigt mich, er werde mich vertreten, gibt mir seine Nummer.

In der Klinik mühsames Briefschreiben mit zittriger Hand, immer von neuem versuche ich mich zu konzentrieren. Briefe an Freunde, Nachricht an die Eltern, Telefonat an U., ich spreche meine Entschuldigungen auf den Anrufbeantworter. Mein Leben empfinde ich als beendet. Endlich rufe ich zu Hause an, stottere in den Apparat: „Mir ist etwas Schreckliches passiert. Ich habe eine Wohnung zerstört...“

Viel Bewegung und Auslauf brauche ich in der folgenden Zeit, alles in mir drängt danach. Ich sehe mich Tischtennis spielen, zwischendurch ruhelos auf und ab gehen. Dem Arzt, der mir das Schwimmen erlaubt, bin ich dankbar. Und immer wieder bettle ich: „Gehen wir spazieren?“

Die Unruhe wird stärker, läßt sich auch nachts nicht abstellen. Liegen kann ich nur für kurze Zeit, muß immer wieder aufstehen und gehen, gehen. Den Nachtpfleger auf dem Gang blicke ich verzweifelt an. Er tröstet mich und führt mich in mein Zimmer. Mehr kann er auch nicht tun. Mehr ist auch nicht zu tun.

Ich werde dem Richter vorgeführt. Er fragt, wie alles gekommen sei. Ich erkläre ihm, ich hätte Kräfte gespürt. Er erkundigt sich, ob ich damit einverstanden bin, im Krankenhaus zu bleiben. Ich weiß nicht, und er meint dann, soundsoviele Wochen. Ich nicke.

Die Kriminalpolizei kommt und erhebt meine Aussage. Der Beamte fragt, ob es stimmt, daß ich U. gewürgt habe. Ich erschrecke, kann nur sagen: ich weiß es nicht.

Als ich endlich mit C. spreche, dankt sie mir für den Brief zu ihrem Geburtstag. Ich erinnere mich an keinen Brief. Aber als sie ihn mir vorliest, merke ich, er ist von mir. Schockiert laufe ich zum erstbesten Pfleger: Wie kann man so rasch vergessen? Jetzt verstehe ich den Nationalsozialismus. Die Leute haben wirklich vergessen. Der Mann winkt ab, das wäre wohl etwas anderes. Es war aber nichts anderes, nichts anderes.

Wieder liege ich bleischwer im Bett, taub und ohnmächtig. Der Arzt hat einen Namen dafür: „Sie sind in die Depression gefallen.“ Eine Krankenschwester fragt liebevoll, wie sie mir helfen kann. Ich weiß es nicht.

Auf einmal heißt es: „Sie kommen auf die offene Station.“ Mir geht es besser, ich wasche, bügle und ordne wieder das Chaos, das die Depression hinterlassen hat. Vielleicht habe ich es diesmal geschafft: eine Ebene und nicht nur eine Stufe erreicht.

Mit den anderen Patienten verstehe ich mich blendend, höre haarsträubende Geschichten. Wir fühlen uns frei.

Ein Freund und mein Bruder holten mich ab, Verlegung in die Psychiatrie Innsbruck. Vom dortigen Hin und Her weiß ich nur wenig. Die Ärzte

bemühten sich wirklich und ich quälte mich stundenlang mit Tonklumpen in der Ergotherapie, trottete sehnsüchtig ins Bett. Urplötzlich rannte ich befreit los, besuchte Kinos und Theater, tauchte wohl manisch im faszinierenden Leben der Stadt unter. Irgendwie stand überall das Richtige zur günstigsten Zeit zur Verfügung. Da ich glaubte, Geld spiele keine Rolle mehr, fuhr ich nur mehr in Taxis zu Freunden. Ich hielt mich für so wichtig, daß meinerwegen jede Auslage gerechtfertigt schien. Filme machten mir manchmal Angst, da ich den Eindruck hatte, sie seien eigens für mich gedreht worden. Eine Welt, die nur mehr auf mich ausgerichtet war, das mußte der Himmel sein und war zugleich der größte Schrecken.

In diese Zeit fielen die Vorkommnisse von Prissian. Da der „Stadelhof“, ein Heim für psychisch schwer Kranke bei Pfatten, umgebaut werden sollte, suchten die Verantwortlichen eine Ausweidlösung. Für zwei Jahre sollten die Bewohner des Stadelhofs in einem Gebäude bei Prissian leben können. Eine Unterschriftenaktion an den Landeshauptmann ergab, daß 90 Prozent der Prissianer gegen diese Unterbringung waren. Und die Kirche, die meines Erachtens die Pflicht hätte, sich für Entrechtete einzusetzen, schwieg dazu. Ich protestierte in einem Leserbrief gegen die untragbaren Zustände, sprach im Namen der psychisch Kranken, zu denen ich mich im Laufe der Jahre immer „offizieller“ bekannte, gab ein Interview und ging das Wagnis ein, aus der Kirche auszutreten: es war nicht die Absage an meinen unbeirrten Glauben, es war der Widerstand gegen die Fehler einer Institution. Was sollte ich, was mußte ich weiter? Ich ließ mich beraten, war unzufrieden mit meinem Beruf, kündigte. Trat nach einem erstmals schönen Urlaub eine neue Stelle als Bibliothekar an. Nach zwei Wochen überraschte mich der Sturz in die Tiefe. „Kommen Sie zu mir nach Hall“, meinte die Oberärztin, die mich betreute. In der dortigen Psychiatrie schwor ich mir den Selbstmord. Man bat mich: Geben Sie sich und uns noch eine Chance. Ich stimmte zu, vereinbarte wenige Monate.

Als die Zeit auszulaufen droht, peitscht mich ein Höhenflug über Nacht nach Hause, wo ich sämtliche Tagebuchnotizen abhole und wie besessen in die Maschine tippe. Beim Aufzeichnen merke ich, es dreht sich alles nur um einen Punkt: ich will, aber ich kann nicht. Etwas in meinem Inneren, die Katecholamine vielleicht, überholt meine Lebenspläne. Ich habe die Schwankungen satt. Jeder noch so schwierige Dauerzustand ist das kleinere Übel als dieses unerträgliche Auf und Ab.

Interview mit Markus Vallazza über Karl Plattner

Georg Vallazza

Wie hast Du Karl Plattner kennengelernt?

In einer Galerie, er war schon ein anerkannter Künstler. Viel später habe ich ihn wirklich kennengelernt. Er war sehr zugeknöpft und distinktiert. Wir haben hauptsächlich diskutiert, ich hatte wenig Zugang zu seinen Werken, er wußte, daß sie mir nicht gefielen. Es war schwierig, über Kunst zu reden.

Was hat Dir an ihm gefallen?

Ich schätzte seinen Stil als einmalige Weltanschauung, wobei es aber nie zu einem intimeren Gespräch kam. Er zog sich zurück vom öffentlichen Leben: ich sah ihn Jahre später, er war total verändert, hatte mit Psychiatrie und Psychoanalyse Bekanntschaft gemacht, seine Frau war zum Arzt geworden, meine Fragen richtete ich hauptsächlich an sie.

Hat Dich das belastet?

Er konnte nicht nach der Natur zeichnen, und das hat ihn gewurmt. Ich war einmal bei ihm im Garten seiner Villa in Südfrankreich und malte. Plötzlich warf er Bilder aus seinem Atelier und zündete sie an, nachdem er sie aufgehäuft hatte. Seine Frau riet mir, ihn dabei nicht zu stören, es sei ein „kathartischer“ Akt. Darauf folgten zwei Wochen, die in meiner Erinnerung einmalig waren: er malte im Garten die Bäume, meine Tochter. Dann bekam er Angst vor seinem Übermut und verbarrikadierte sich in seinem großen Atelier, um an seinen „Hirnkonstrukten“ weiter zu pinseln, mit dem Resultat, daß er immer härter und steifer wurde. Dann ging er nach Paris, entging seiner Trigeminusneuralgie, die ihm sehr zu schaffen gemacht hatte, aber nicht seiner Depression. So hab ich ihn, um ihn aus seiner Lethargie zu reißen, in mein Atelier eingeladen, unterstützt von seiner Frau. Ich konnte mir seinen Zustand vorstellen, da ich mich in einem ähnlichen befunden hatte: die Psychopharmaka, die Psychiatrie sollten nicht die Endstation sein!

Habt Ihr über den Sinn des Lebens gesprochen?

Es war nach seinem 2. Selbstmordversuch (der dank der Aufmerksamkeit seiner Frau mißlungen war), da sagte ich ihm, der die Landschaft

durch das Fenster beobachtete: „mol das Karl, du mußt einfach wieder malen, denn wenn wir uns hinterfragen, was, warum wir malen, dann gibts eh keine Antwort! Das isch dein Leben, deine Mechanik, deine Motorik!“ Er antwortete mir, daß die Psychopharmaka ihm die Kraft wegnähmen und ihn abstumpften.

Ich weiß heute, daß mich ein Apfelbaum, den ich bei meinem Klinikaufenthalt malte, vor meiner Depression rettete und nicht mein Arzt: ich sagte ihm, daß ich die Medikamente weggeworfen hatte, als ich erkannte, daß für mich das Malen Leben bedeutete, und ich also um zu leben keine andere Wahl hatte. Karl Plattner hätte seine Wurzeln gebraucht, also den Vinschgau, seine Leute, um seiner Festgefahrenheit zu entkommen, in die auch der Ruhm ihn zwang. Es waren furchtbare Welten, die er abbildete: steril und ästhetisch genießbar. Er fürchtete sich, über seine Kunst zu sprechen, sprach mit mir lieber über die Spontaneität meiner Kunst, und das hat ihn auch geschmerzt, denn er dachte auch an seine ganz andere Art.

Meine Lieblingsmetapher aus der Literatur ist der Sisyphos als Künstler, der lebt, unsterblich, weil er sein Werk vollbringt, mit Mühe, sinnlos, er hinterfragt nichts, er hat sich in keine Atelierskathedrale zurückgezogen, so wie Karl Plattner es zuletzt tat. Auch der Erfolg ist eine Summe von Mißverständnissen. Der innere Erfolg ist der Sisyphos, die Bilder, die alles sagen, was der Künstler nicht sagen kann.

kontaktscheu

Markus Außerhofer

er ging nicht mehr durchs dorf, er scheute jeden kontakt: finger-, haut-, wortberührungen, das auftauchen von gesichtern, von stimmen/körpern.

beim gehen durchs dorf sagte er, überkämen ihn wortschwindelgefühle, wie gefühlskratzer im bauch, wie wortkratzer im gedächtnis, sagte er, es sei wie das schnappen nach räumen ohne luft, ohne atem, das gehen durch räume ohne musik, er sei kontaktscheu geworden, sei ein fremder geworden. beim gehen durchs dorf habe er es plötzlich festgestellt, sei er sich dessen bewußt geworden, nicht mehr durchs dorf gehen zu können, ohne je daran gedacht zu haben, nicht mehr durchs dorf gehen zu können, sei es ihm plötzlich unmöglich geworden. er versuchte es sich vorzustellen, durch dorf gehen zu können, sagte er, er konnte es sich aber tatsächlich nicht vorstellen, könne, sagte er, nur durchs dorf gehen, wenn er vorher, sagte er, sich besaufen würde, er könne nur besoffen durchs dorf gehen. er könne nur mit gestammelten sätzen durchs dorf gehen, mit schief gebogenen wörtern, mit verbogenen und verrenkten wörtern und sätzen. früher, sagte er, wäre er mit einer krawatte durchs dorf gegangen, mit einer schön gebundenen krawatte, heute könne er weder mit krawatte noch ohne krawatte durchs dorf gehen: die krawatte habe er aus bosheit abgeschnitten, habe sich das haar kurz rasiert, habe alles, was ihn an das dorf erinnerte, abgeschnitten, mit einer einfachen schere abgetrennt. über nacht sei ihm dieser gedanke gekommen, alles was ihn an das dorf erinnern könnte, mit einer schere abzuschneiden, kurzerhand aus seinem gedächtnis zu jagen, auszulöschen. später, sagte er, habe er sich daran erinnert, dass der vollmond daran schuld gewesen sein könnte, dass er kurzerhand alles abgeschnitten hatte. er habe sich daran erst viel später erinnern können. Er habe nur mehr aus der angst gelebt, nicht mehr ins dorf gehen zu können, nur dieser einzige gedanke habe ihn tage- und nächtelang umkreist, sei wie ein geier über ihm und dem dorf gekreist, ohne sich niederstürzen zu können. seine gedanken und gefühle waren völlig gelähmt. nächtelang und tagelang habe er darüber nachgedacht, nicht mehr ins dorf gehen zu können... und er ging tatsächlich nicht mehr ins dorf, nachdem er nächte- und tagelang darüber nachgedacht hatte, nachdem der geier tage- und nächtelang über dem dorf gekreist war, sei er diesem gedanken, nicht mehr ins dorf gehen zu können, erlegen, sei der geier plötzlich vom horizont verschwunden, nachdem dieser gedankengeier tage-

und nächtelang in dieser stickigen luft über ihm und dem dorf gekreist war, habe er nach diesem tage- und nächtelangen kreisen erstmals wieder richtig atmen können.

meistens habe er nur stundenlang die weiße mauer angestarrt, habe seine augen über diese weiße mauer, die risse und unebenheiten rollen lassen, ohne ienen einzigen gedanken im kopf, außer dem gedanken der mauer vor seinem kopf. er habe sich entleert gefühlt wie schon lange nicht mehr, von dem an die mauer starren, sei fast erblindet von dem an die mauer starren, von dem blendenden weiß der mauer, sei er fast verschluckt worden von den risen und löchern in der mauer. diese weiße mauer anstarren sei für ihn eine form von gehirnwäsche gewesen, und er habe höllenqualen durchleben müssen, obwohl er nur diese eine mauer mit den unebenheiten, rissen und löchern angestarrt hatte, ohne eine einzige bewegung ausführen zu können. es sei ihm dabei nicht langweilig geworden, im gegenteil, sagte er, er habe in dieser weißen mauer anfangs zwar nichts gesehen, aber in dem längeren hinblicken und hinstarren sei die mauer zusehends lebendiger geworden, seien aus den löchern und ritzen bilder hervorgekrochen, wie spinnen, wie insekten, wie kleine wirbeltiere, die plötzlich wie auf ein signal aus den verstecken zu kriechen begannen, habe er, ohne ein einziges bild zu sehen, plötzlich unheimlich viele bilder gesehen, habe es auf der wand gewimmelt von bildern, sei er in dieses bildgewimmel hineingetaumelt, ohne die bilder umlenken zu können, ohne eines der bilder auch nur verstellen zu können, habe er all die qualen der bilder durchleben müssen. er habe kaum mehr atmen können, wäre wie gefesselt gewesen von den bildern, von den blinden schreien in den bildern, wäre erst nach einigen stunden tiefend nass und schweißend wieder aufgewacht, habe weder atmen noch denken können. er sei durch diese gehirn- und bildwäsche vor der leeren weißen mauer wieder vollends wach geworden, habe die dinge plötzlich in einem anderen, völlig neuen licht gesehen, wie losgelöst, wie neu geboren: ein anderer mensch, von dieser schmerzempfindlichkeit befreit, der wortunempfindlichkeit, gefühls- und gedankengleichgültigkeit, ... losgelöst, sagte er, immerzu vom selben gedanken gejagt worden zu sein, dass er in dicken jacken und hemden herumlaufen musste, dass er diese dicken jacken und hemden, diese gegen die kälte schützenden wollkragenhemden und -pullover niemals habe ausziehen können, selbst die handschuhe nicht, er habe ohne diese dicken handschuhe keinem menschen die hände schütteln können, niemals diese kleider mehr ausziehen können. diese lederhaut abstreifen, sagte er, die ihn einenge, einschnüre, bis zur bewegungslosigkeit. er wolle diese winterkleider umtauschen gegen sommerkleider, wolle sie nie mehr anziehen ...?



Friedrich Sebastian Feichter - Adela, 1996

... seine kontaktscheuheit sei vor allem eine augenkrankheit gewesen, ein langsames erblinden, eine schleichende erbkrankheit, ... dann das plötzliche aufreißen der bilder, das aufreißen der gedanken, die zu stickverletzungen im auge führten, nur diese dunkle brille konnte ihn vor dem erblindungstod schützen, gegen diese grellen gedanken- und gefühlblitze, die unerwartet und ohne vorankündigung einschlugen. er habe sich diese dicken wollsocken, wollhosen und wollpullover nicht aus reinem spaß angezogen, nicht der reinen lust wegen, er habe sie gegen die kälte anziehen müssen...! man habe ihn in diese kleidungsstücke hineingetrieben, sagte er, er habe sie nur widerwillig angezogen. er habe diese dunkle brille nur widerwillig aufgesetzt, habe die kleider gegen seinen willen anziehen müssen! er habe darunter hitze und kälte durchstehen müssen, es sei ihm deshalb auch unmöglich gewesen, irgendeinen kontakt aufzunehmen. kontaktscheu, sagte er, und ließ dieses wort auf der zunge zerrinnen, es riecht wie knoblauchgeruch, wie der harzgeruch der bäume, etwas klebrig, etwas übelriechend, etwas zäh, etwas stickig,... sein blut klebe daran: ein korsett aus stacheln und dornen, ein korsett aus kälte und hitze, feuchter kälte und trockener hitze.

ich wollte aus diesen kleidern fliehen, ich wollte vor dieser kälte/hitze fliehen, ich habe sie aber stets mit mir herumgetragen...

information zum text: er sagte, sei der wortbiss, das wortekauen, hinunterschlucken und wieder kauen, bis es verdaut sei!

Stationen eines Alkoholikers

Ein anonymer Alkoholiker

Auf dem Weg zur Wallfahrtskirche nach Heilig Geist hat die Jugend des Tauferer Ahrntales einen Kreuzweg errichtet. Bei der Einweihung war ich nicht dabei. Sicher war ich damals mit einem Vollrausch vor einer Theke.

Vor einem Jahr bin ich dann diesen Weg gegangen. Besonders beeindruckt hat mich die dritte Station, die uns Alkoholikern und den Anonymen Alkoholikern gewidmet ist. Dabei kam ich auf die Idee, jede Station mit meinem Leben zu verbinden.

Da ich jetzt als trockener und glücklicher Alkoholiker wieder schreiben kann, sind diese Zeilen entstanden: für mich, aber auch für meine AA-Freunde in Bruneck. Besonders aber für Helga und Paul. Ich werde nie ihren Besuch im Krankenhaus vergessen. Sie haben nicht viele Worte gebraucht, das „Blaue Buch“ und die höhere Macht bei mir gelassen.

Diese Zeilen sind aber auch für Gianni, den ich bitten mußte, mich zum ersten meeting zu begleiten. Leider kann nur mehr seine wunderbare Frau diese Worte lesen. Ich denke auch an unsere Freunde von AL-ANON. Allen diesen Menschen spreche ich hiermit meinen Dank aus. Ich kann und darf sie nicht alle mit Namen nennen.

I. Station: Jesus wird zum Tode verurteilt

Die Station zeigt uns Christus, wie er liegend einen Gebeugten aufrichtet. Ich heiße Reinhold und bin Alkoholiker. Das ist ein schwerer Satz, ein sehr schweres Urteil. Ich habe lange gebraucht, es mir selber zu geben. Kein anderer ist in der Lage, es über mich zu sprechen. Kein Mensch, kein Geistlicher und kein Arzt ist berechtigt dazu, auch Gott hat geschwiegen. Er hat lange gewartet, bis mein eigenes Urteil nicht nur von meinen Lippen, sondern auch von meinem Herzen gekommen ist.

Was habe ich verbrochen, daß ich damit leben muß? Was hat unser Mensch gewordene Gott verbrochen, daß er zum Tode verurteilt wurde? Ich mußte durch die Hölle des Alkohols gehen.

Aber ich habe doch auch Gutes getan, viel Zeit mit Öffentlichkeitsarbeit verbracht. Wieviel Undank und Verleumdung sind davon geblieben? Wie viele Fragen sind heute noch nicht beantwortet? Mein Urteil steht fest: Ich kann nicht mit Alkohol umgehen, das Leben nicht meistern und habe kapituliert. Ich bin tief gefallen und habe Gott, meine höhere Macht,

gebeten, mich wieder aufzurichten. Bin ich es, den Jesus im Bild aufrichtet? Ich habe Gott darum gebeten – und er ist gekommen.

II. Station: Jesus nimmt das schwere Kreuz auf seine Schultern

Man hat Christus ein übergroßes Kreuz auf die Schultern geladen. Leichten Fußes macht er sich auf den Weg, als wollte er sagen: „Das schaffe ich schon, und wenn es sein muß, laufe ich mit dieser Last über den Tauern.“

Alle Menschen haben irgendein Kreuz oder ein Bündel zu tragen. Gott hat auch mir eines gegeben. Warum gerade ich? Warum gerade der Alkohol? Lange wollte ich dieses Kreuz verstecken. Doch es wurde immer schwerer, größer. Oft wollte ich es hinwerfen und davonlaufen. Aber Gott hatte es für mich bestimmt. Kein Mensch dieser Erde trägt es für mich.

Ich muß mit diesem Kreuz leben. Irgendwann bin ich bereit gewesen, es anzunehmen. Doch mußte ich Gott bitten, mir dabei zu helfen. Allein würde ich es nie schaffen. Er zeigte mir, wie es gehen könnte. Ich legte es mir zurecht, und heute trage ich es leicht. Gott hat mir eine fast unheimliche Kraft gegeben. Er gibt mit die Gelassenheit, die Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann.

Andere müssen auch ihr Kreuz tragen, und ich kann es nicht ändern. Als Menschen stehen wir in einer derartigen Verflochtenheit von Heils- und Unheilsgeschichten, daß wir uns besser an das Wort Christi halten: Richtet nicht!

III. Station: Jesus fällt zum ersten Mal unter dem Kreuz

Christus sinkt unter der Last des Kreuzes zusammen, aber er kann sich noch abstützen. Die Flasche und ein Glas auf dem Balken weisen auf den Alkoholmißbrauch hin: die legale Droge ist die größte Sorge vieler Familien.

Die Station ist den Alkoholikern und den Anonymen Alkoholikern gewidmet. Ich bin einer davon und darf hier verweilen.

In jungen Jahren glaubte ich, Alkohol gehört zur Gesellschaft. Das Alte Testament meint: „Was ist das für ein Leben, wenn man keinen Wein hat, der doch von Anfang an zur Freude geschaffen wurde? Frohsinn, Wonne und Lust bringt der Wein, zur rechten Zeit und genügsam getrunken“. (Sir. 31, 27-28).

Wieviele Menschen trinken Alkohol, ohne Probleme damit zu haben. Ich aber konnte nie genug davon bekommen. Ich konnte es einfach nie bei einem Glas belassen, wollte nicht nur den siebten sondern auch den achten und neunten Himmel. Ich hielt mich für willensschwach und labil.

Doch zuletzt habe ich festgestellt, daß ich alkoholkrank bin. Alkoholismus ist eine furchtbare Krankheit, sie schädigt Körper, Geist und Seele. Es ist keine Schande, krank zu sein, aber eine Schande, nichts dagegen zu tun. Ich darf selbst etwas dagegen tun. Kein anderer trinkt für mich das Glas aus. Ich selbst muß es stehen lassen. Heute habe ich Wonne, Frohsinn und Lust – auch ohne Wein.



Alois Steger - Metall

IV. Station: Jesus begegnet seiner Mutter Maria

Man sagt: Kleine Kinder treten der Mutter auf den Schoß, große auf das Herz.

Wir waren eine großartige Familie. Ich hörte meine Eltern nie streiten. Vater war überhaupt nie im Gasthaus. In der Familie finde ich keinen Grund für meinen Alkoholismus. Oft wartete köstliches Essen auf mich,

und mein Platz blieb leer. Mich hielt jedes erste Glas Wein, jedes erste Bier, und ließ mich nicht nach Hause. Ich vergaß auf das Schönste, auf Familie und Heim. Ich hatte keine Macht mehr, es regierte der Alkohol. Es kam kein Gespräch zustande.

Ich wollte meiner Mutter keine Schmerzen zufügen. Aber tagelange Vorwürfe machten mich immer unsicherer. Ich kapselte mich ab. Nur der Alkohol brachte mir Lachen, Grinsen.

Ich sehe noch die bittenden Augen meiner Mutter beim letzten Mal. Ich konnte ihr kein Versprechen geben. Wieviel hat sie für mich gebetet? Könnte sie mir nur noch einmal begegnen auf diesem Weg nach oben! Wissen, daß ich wieder glücklich bin.

V. Station: Simon wird gezwungen, Jesus das Kreuz zu tragen

„Simon, wo bist du?“ – Wie oft habe ich so geschrien? Ich wollte alle zwingen, mir dieses Kreuz abzunehmen, auch Gott. Kein Mensch aber und kein Simon waren da.

Der Apostel Paulus schreibt: Deine gute Tat soll nicht erzwungen, sondern freiwillig sein.

Oft wollte ich Liebe erzwingen. Ich fühlte mich ungeliebt, deshalb trank ich, ich fühlte mich einsam, deshalb trank ich. Das war Lüge, Erpressung.

Im ersten Buch der Bibel heißt es: „Die Erde ist voller Gewalttat“ (Gen. 6, 11), und „Zu einem Leben in Frieden hat Gott euch berufen.“ Ich aber hatte keinen Frieden. Ich begann die Menschen zu hassen, haßte mich. Ich mußte lernen, mich wieder zu mögen. Ich mußte aber auch meine Krankheit annehmen und mit ihr leben. Ohne fremden Zwang mußte ich lernen, ein neues Leben zu führen.

Auch ich kann keinen Menschen zwingen, sich zu ändern. Aber ich darf mir helfen lassen. Bei den AA habe ich gelernt, wie andere das Leben meistern und freiwillig das Kreuz tragen. Wir AA sind Kreuzträger und Simon zugleich. Doch niemand zwingt uns dazu.

VI. Station: Veronika reicht Jesus das Schweißstuch

Veronika hat den Mut, sich freiwillig auf die Seite des leidenden Christus zu stellen. „Wer sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen.“ (Mt 10, 32).

Im 5. Schritt der AA heißt es : Wir gaben Gott, uns selbst und einem anderen Menschen gegenüber unverhüllt unsere Fehler zu.

Es bedarf großen Mutes, zu gestehen, Alkoholiker zu sein. Ich kann es mir eingestehen, auch vor Gott. Aber vor den Menschen? Vor der Gesellschaft zuzugeben, Alkoholiker zu sein, ist sehr schwer. Ich wollte diesen Fehler verstecken, vor den Menschen nicht schwach erscheinen. Obwohl schon jeder wußte, daß mit mir nichts mehr lief.

Doch ich habe Menschen gefunden, die furchtlos zugaben, Fehler zu haben. Die erzählten, daß sie mit dem Leben nicht fertig wurden. Da endlich durfte auch ich sagen, daß ich es nicht schaffte, und niemand verachtete mich. Gott hat uns allen Fehler mitgegeben, mit denen wir leben müssen. Ich wäre kein Mensch, hätte ich keine Fehler, und ich will ein Mensch sein.

VII. Station: Jesus fällt zum zweiten Mal

Der Herr wird schwächer, das Kreuz drückt ihn fast zu Boden. Auf dem mächtigen Kreuzesbalken ist die Rauschgiftspritze, Symbol für die Pest unserer Zeit, abgebildet.

Paulus schreibt im 1. Korintherbrief: Wenn ein Glied leidet, leiden alle mit.

Die Drogen, Alkohol, sind längst nicht mehr Sache des Einzelnen, sondern gehen uns alle an. Ganze Familien, Gesellschaften leiden am Elend der Droge. Ich denke an meine Gesellschaft und meine Familie. Was habe ich mit meiner Sucht denen zugefügt? Ich war mitten in einer großen Gruppe, hatte Freunde, stand auf der Bühne und durfte Menschen erfreuen. Man hatte vieles mit mir vor, ich stand auf einer Karriereleiter, die jämmerlich zerbrach. Ich fiel ganz nach unten. Wenn ein Glied leidet, leiden alle mit. Ich bin so ein Glied. Ich bin für mich, und somit auch für die anderen verantwortlich.

Als leidendes, rostiges Glied mußte ich aus der Kette genommen werden. Das unnütze Glied liegt beim Abfall.

Doch auf einmal ist das Glied wieder brauchbar, wieder in der Kette, ich halte. Die Kette ist vollständig.

VIII. Station: Jesus begegnet den weinenden Frauen

Im 3. Schritt der AA heißt es: Wir faßten den Entschluß, unseren Willen und unser Leben der Sorge Gottes – wie wir ihn verstanden – anzuvertrauen.

Ich habe in der schlimmsten Zeit Gott den Vorwurf gemacht, daß er mich auf die Welt kommen ließ. Ich fand mich überflüssig. Ich habe mich auch gefragt, warum so viele wertvolle junge Menschen sterben mußten,

und ich mußte bleiben. In jener Zeit war ich weit weg von Gott. Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich habe ihn verlassen!

Irgend einmal habe ich Gott zugegeben, daß ich mit dem von ihm geschenkten Leben nichts anzufangen weiß. Dann habe ich es seinem Willen übergeben. Gott hat mit mir noch einiges vor. Vielleicht ist mein schönes heutiges Leben Beispiel und Hoffnung für andere leidende Menschen.



Friedrich Sebastian Feichter - Christus, 1992

IX. Station: Jesus fällt zum dritten Mal

Jetzt liegt Christus flach auf dem Boden, vom Kreuz fast zermalmt.

Wie oft bin ich hingefallen? Immer unerträglicher ist mein Kreuz geworden, das Ziel so weit, daß ich es aus den Augen verloren habe. Nicht dreimal bin ich gefallen: es waren Jahre des Hinfallens, der Rückfälle. Und ich konnte nicht unter der Last hervorkriechen und das Kreuz liegenlassen.

Immer wieder bat ich Gott, mir zu zeigen, wie man so ein Kreuz trägt. Er sagte mir: Trage es aufrecht. Heute trage ich es aufrecht und bin froh, nur dieses Kreuz schleppen zu müssen.

Die Station ist dem Hunger in der Welt gewidmet. Viele Menschen in den Ghettos leiden darunter. Ich aber, der Alkoholiker, habe Arbeit und brauche nicht zu hungern. Ich bin aufrecht. Gott hilft mir, daß ich nicht stolz werde und nicht wieder hin falle.

X. Station: Jesus wird seiner Kleider beraubt

Mich beeindruckt weniger der Mann, der Jesus das Kleid vom Leibe reißt, als der andere, der, die Hände in den Hosentaschen, zuschaut. Viel Schlechtes gibt es. Besonders bedrückend aber ist, daß viel Gutes nicht getan wird.

Kritiksucht – auch ich habe darunter zu leiden. Ich sehe oft die Fehler der anderen. Ich habe, noch krank, viele verachtende Worte für meinen Nachbarn gehabt. Und dabei vergessen, jemandem auf die Schulter zu klopfen.

Mir hat man es auch schwer gemacht, jetzt sollte ich tun, als sei nichts gewesen?

Ich leide noch darunter, daß ich so schwer auf andere zugehen kann. Oft wäre es nur ein Lächeln oder ein liebes Wort. Viele wollen mit mir reden. Oft bleibe ich teilnahmslos, schaue anderen zu, wie sie in Not sind. Ich müßte doch wissen, wie es ist, wenn niemand mehr zuhört.

Die ersten Menschen, die mir zugehört haben, sind die AA-Freunde. Bei denen kann ich auch zuhören. Warum bei den anderen nicht?

XI. Station: Jesus wird ans Kreuz genagelt

Der Hammer ist groß wie ein Schmiedehammer. Im Philipperbrief heißt es: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich.

Ich glaubte lange, über allen zu stehen. Ich sah nur Streber, Stubenhocker, Unersättliche, und sprach vom Ändern. Ich wollte allein die Welt verändern. Wenn mir etwas nicht gelang, waren die anderen schuld.

Gott wartete lange, er drückte mich völlig in den Dreck, bis meine Einsicht voll da war: Ich kann keine Wunder wirken.

Dann hat er mich zu einem seiner Lieblinge gemacht. Ich bin Mensch geworden, habe die Richtung gefunden. Gott weist mir den Kreuzweg, er ist Mensch geworden und hat gezeigt, daß das auferlegte Kreuz tragbar ist.

XII. Station: Jesus stirbt am Kreuze

Das Schlußwort des Erlösers: Die Befreiung von Schuld und Sühne ist vollbracht.

Die Erlösung, die Befreiung vom Alkoholproblem annehmen. Ich bin durch die Hölle gegangen, und habe oft den Eindruck, daß ich mich in dem Elend wohl gefühlt habe. Jahrelang wußte ich um das Programm der AA. Nur das erste Glas stehen lassen, und ich habe das Elend hinter mir. Es klingt so einfach.

Die Machtlosigkeit zugeben. Ich habe zugegeben und habe es geschafft. Zwar ist es heute auch nicht leicht, das Leben zu meistern. Aber es ist aufregend, Probleme zu lösen. Ohne Alkohol.

„Wir gaben zu, dem Alkohol gegenüber machtlos zu sein.“ Das ist der erste Schritt. Immer wieder müssen wir bei den meetings dahin zurück. Der erste Teil ist einfach, aber der zweite dauert ein ganzes Leben...

XIII. Station: Maria hält ihren toten Sohn in den Armen

Pietà – eine schöne Frau mit einem eleganten Leichnam? Bei dieser Station sorgt der knorrige Ast eines Zirmbaumes dafür, daß wir nicht Schöngeisterei betreiben. Maria hält nichts als Elend in ihren Händen.

Der Tiefpunkt. Ich wußte lange schon, daß ich auf dem falschen Weg war. Aber zurück wars weit. Vielleicht könnte ich später eine Verbindung zum rechten Weg finden. Ich hatte dann den Tiefpunkt erreicht – grenzenlose Einsamkeit.

Nach der bedingungslosen Kapitulation erblickte ich in der Ferne ein Licht – die AA. Ich hatte keine Kraft mehr. Bei den AA fand ich Menschen, die erzählten, wie sie es schafften, den neuen Weg zu gehen. „Ich werde ihre Trauer in Freude verwandeln“ steht auf der Station. Ich durfte das erleben.

XIV. Station: Jesus liegt im Grab

Der Stein, der das Grab versperrt, ist mit sieben Siegeln verschlossen, auf denen Schlagworte stehen.

Am Tiefpunkt schien mir die Zukunft genau mit diesen Worten versiegelt zu sein. Wie öffnet man ein Siegel? Ich lag vor dem Stein, las das Siegel „Ende“. Öffnete es durch das Wort „Anfang“.

„Ich erlöse dich aus der Macht des Bösen“ lese ich auf der Station. Alkohol war eine Macht, stärker als ich. Eine andere höhere Macht mußte mich aus der Faust des Bösen befreien. Ich bat Gott, und er war da.



Alois Steger - Ohne Titel

Eine XV. Station ist vorhanden, das Grab ist offen, Jesus auferstanden. „Tod, wo ist dein Sieg?“ (1. Kor. 15, 5) steht darunter.

**Ich heiße Reinhold,
bin Sieger und Alkoholiker.**

Die Mitautoren dieser Arunda, alfabetisch:

Angelo Claudio, geboren in Mestre 1940, Studium der Medizin und Fachausbildung zum Psychiater in Rom, seit langem als leitender Oberarzt der Psychiatrischen Abteilung Bozen tätig, Familientherapeut, Lehrtherapeut und Supervisor der „Accademia di Terapia Familiare“ in Rom.

Antenhofer Christine, geboren 1973 in Bruneck, neusprachliche Matura, studiert an der Sorbonne (Paris) und in Innsbruck Germanistik, Französisch und Geschichte, arbeitet gegenwärtig an ihrer Diplomarbeit.

Außerhofer Markus, 1964 geboren, hat Philosophie und Psychologie in Innsbruck studiert, ist Gewinner des Lyrikpreises des Südtiroler Künstlerbundes 1996, wohnt in Weißenbach im Ahrntal.

Bacher Reinhold, 1951 in Bruneck geboren, wohnhaft in Prettau, Angestellter.

Dalla Torre-Pichler Karin, geboren 1964, Hochschulabschluß in Germanistik und Latein, arbeitet freiberuflich in der Erwachsenenbildung, ist Redakteurin der „kulturelemente“, Mitglied des Landesbeirates für Chancengleichheit zwischen Mann und Frau.

Goldmann – Posch Ursula wurde 1949 in Bozen geboren. Sie lebt seit 1970 in Deutschland und arbeitet als Redakteurin und Schriftstellerin in München. Besonders bekannt wurde sie durch ihre Bücher „Tagebuch einer Depression“ und „Unheilige Ehen“.

Janach Friedrich, geboren 1943 in Innsbruck, ist als Grenzschullehrer an der Volksschule Winnebach tätig.

Moser Franz, geboren 1963 in Meran, Studium der Psychologie in Salzburg, war vier Jahre an der Alkohol- und Drogenberatungsstelle Meran tätig, arbeitet zur Zeit als klinischer Psychologe am Zentrum Psychischer Gesundheit Meran.

N.B. möchte aus Vorsicht (da er sein Leben noch vor sich hat) ungenannt bleiben, ist um die fünfunddreißig Jahre alt.

Oberhuber Walter, geboren 1958 in Bozen, Studium der Soziologie in Urbino, nach Abschluß einer Psychotherapieausbildung in Deutschland Tätigkeit als Hypnotherapeut in Meran, zur Zeit Mitarbeiter in der Alkohol- und Drogenberatung am Krankenhaus Bruneck.

Peterlini Hans Karl, geboren 1961, Doktor der Philosophie, war 1990 bis 1993 Chefredakteur der „FF Südtiroler Illustrierte“, in der Folge Mitbegründer des „südtirol profil“ und dessen Chefredakteur bis 1996, arbeitet zur Zeit als Autor und freier Journalist, wohnt in Neumarkt.

Pfeiffer M. Wolfgang zählt zu den Pionieren der transkulturellen Psychiatrie. 1984 emeritiert er als Professor für Psychiatrie an der Universität Nürnberg-Erlangen und lebt seitdem als Nervenarzt und Psychotherapeut in Erlangen. Sein 1971 erschienenes Buch „Transkulturelle Psychiatrie“ ist ein Meilenstein in der Geschichte dieser Forschungsrichtung.

Pichler Martin, geboren 1970 in Bozen, studiert Germanistik und Religionspädagogik, war Mitarbeiter von plus minus, schreibt Beiträge für Zeitschriften und literarische Skizzen.

von Braitenberg Valentin, geboren 1926 in Bozen, studierte Medizin und Psychiatrie in Innsbruck und Rom, widmete sich in der Folge jahrzehntelang der Hirn- und Computerforschung, zuletzt als Professor und Direktor des Max-Planck-Instituts für Biologische Kybernetik in Tübingen. Er ist durch zahlreiche Publikationen (unter anderem „Künstliche Wesen. Verhalten kybernetischer Vehikel“) bekannt, in verschiedene Forschungs- und Bildungsinitiativen Südtirols seit seiner Emeritierung verstärkt eingebunden, Gründungsmitglied der Europäischen Akademie und der Universität Bozen.

Vallazza Georg, geboren 1961 in St. Ulrich/Gröden, hat in Wien Medizin studiert, seine Fachausbildung zum Psychiater in Verona gemacht, ist bildender Künstler und Oberarzt am Zentrum Psychischer Gesundheit in Bozen und Neumarkt.

Waibl Elmar, geboren 1957 in Bruneck, Studium der Philosophie in Wien, ist seit 1996 Außerordentlicher Professor für Philosophie an der Universität Innsbruck und Mitherausgeber des 1997 erschienenen „Deutsch-Englischen Wörterbuches der Philosophie“.

Die bildenden Künstler dieser Arunda, alphabetisch:

Feichter Franz Josef, geboren 1960 in Luttach, Abschluß der Schnitzschule St. Jakob im Ahrntal und der Höheren Technischen Lehranstalt in Graz, freischaffender Maler und Bildhauer, Einzel- und Gemeinschaftsausstellungen im In- und Ausland, wohnhaft in Luttach im Ahrntal.

Feichter Friedrich Sebastian, geboren 1962 im Ahrntal, Ausbildung an der Schnitzschule St. Jakob im Ahrntal, Höhere Technische Lehranstalt (Bildhauer-Meisterklasse) in Graz, Mitbegründer des „Kunstmyst“, Mitglied des „Künstlerbunds Tirol“, wird exklusiv durch die Stadtgalerie Bruneck vertreten, zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland, wohnhaft in Luttach im Ahrntal.

Feichter Paul Sebastian, geboren 1964 in Luttach im Ahrntal, besuchte die Fachschule für Bildhauerei, eröffnet 1986 eine eigene Werkstatt. 1990 Arbeitsaufenthalt bei Heinz Oliberius in St. Wendel, Saarland. Paul Feichter ist Gründungsmitglied des Kunstmyst. Ausstellungen und Aufträge im In- und Ausland, unter anderem die Weihnachts- und Dreikönigskrippe am Berliner Dom. Der Künstler wohnt in Luttach.

Kammerer Wilma, stammt aus St. Lorenzen, wo sie jetzt wieder wohnt, besuchte die Akademie der Bildenden Künste in Wien und die Accademia di Belle Arti in Urbino, erhält dort 1996 ihr Diplom mit Auszeichnung, ist Mitglied des Kunstmyst und freischaffende Künstlerin.

Steger Alois, geboren 1956 in Bruneck, unterrichtet seit 1980 an der Schnitzschule St. Jakob Zeichnen, Malen, Modellieren und Schnitzen, ist Mitbegründer und Mitorganisator des Kunstmyst, hat Ausstellungen im In- und Ausland aufzuweisen, wohnt in Luttach.

Tasser Michael, geboren 1980 in Bozen, Student des Klassischen Gymnasiums, Bruneck.

Tasser Ulrich, 1961 im Ahrntal geboren, hat die Kunstschule in Gröden und die Schnitzschule in St. Jakob im Ahrntal besucht, ist seit 1987 selbständiger Schnitzer und Bildhauer. Ausstellungen im In- und Ausland. Wohnsitz in St. Peter im Ahrntal.

Die Redakteure dieser Arunda, alphabetisch:

458 **Hinterhuber Hartmann**, 1942 in Bruneck geboren, studierte Medizin in Innsbruck und Padua; die Facharztausbildung zum Psychiater absolvierte er in Bologna und Innsbruck.

Von 1972 bis 1983 arbeitete er am Aufbau der Psychiatrischen Dienste der Sanitätseinheiten Ost (Bruneck) und Nord (Brixen), die er bis 1982 als Primarius leitete.

1982 Habilitation und Lehrbefugnis für Psychiatrie an der Universität Innsbruck, seit 1985 Ordentlicher Professor und Vorstand der Universitätsklinik für Psychiatrie Innsbruck. Seit 1990 leitet er zusätzlich das Institut für Suchtforschung der Innsbrucker Universität mit Sitz in Frastanz/Feldkirch/Vorarlberg.

Sein wissenschaftliches Interesse gilt der Schizophrenieforschung, der epidemiologischen und transkulturellen Psychiatrie, der Suizidologie und Sozialpsychiatrie sowie der Versorgungsforschung: Er ist federführender Autor des Südtiroler und Nordtiroler Psychiatrieplanes.

Hartmann Hinterhuber ist mit Irmgard Sieglind von Troyer verheiratet und Vater dreier Kinder.

212 **Klammer Josef/Pater Bruno**, geboren 1938 in St. Johann im Ahrntal. Studium der Philosophie und Theologie in München von 1957 bis 1963, Lizentiat der Theologie in Rom, Studium der Germanistik und Romanistik in Innsbruck, Doktor der Philosophie.

Pater Klammer ist Mitglied des Franziskanerordens, von 1980 bis 1995 Direktor des Franziskanergymnasiums Bozen, Gründer des „Gymnasialvereins“ und war Mitglied des Consiglio Nazionale der Vereinigung der italienischen Privatschulen; mehrere Publikationen im fachlichen und literarischen Bereich (Lyrische Splitter, Edition der Bozner Passionsspiele von 1495, Edition der Bozner Chronik, Projekttheologie u.a.), Mitbegründer der Kulturzeitschrift „Distel“ (seit 1997 „kulturelemente“).

Zur Zeit leitet Pater Bruno Klammer das Forschungsprojekt „EDV-Erfassung der historischen Bibliotheken Südtirols“, im Auftrag der Stiftung der Südtiroler Sparkasse.

460 **Pycha Roger**, 1959 in Bozen geboren, Studium der Medizin in Innsbruck, Fachausbildung zum Psychiater in der Schweiz und in Innsbruck, zeitweiliger Mitarbeiter der Psychiatrischen Dienste von Bozen, Meran, Brixen

und Bruneck, seit 1995 Psychotherapeut in Systemischer Familientherapie, Mitbegründer und Dozent des „Südtiroler Instituts für Systemische Therapie und Forschung“, Gründungsmitglied und Sekretär des „Arbeitskreises der Psychiater und psychotherapeutisch tätigen Ärzte Südtirols (APSYS)“, Mitbegründer und ehemaliger Chefredakteur der Kulturzeitschrift „Distel/kulturelemente“, seit 1998 Leiter des Psychiatrischen Dienstes der Sanitätseinheit Ost (Bruneck). Publikationen im Bereich Alkoholismus, Familientherapie, Suizidforschung, Elektrokonvulsionstherapie, Immunhistochemie. Roger Pycha ist Mitautor des Südtiroler Psychiatrieplans und Mitglied der Psychiatrie-Planungskommission.

Bildbeschriftungen:

	Seite
Ulrich Tasser – Der Wert des Menschen	Titelbild
Wilma Kammerer – Genesis, 1996	8
Friedrich Sebastian Feichter – Schwarzweiße Zeit, 1996	10
Friedrich Sebastian Feichter – Schwarzweiße Zeit, 1996	17
W. A. Angerer – Kunstwiese Rosenheim, 1993 (Foto: P. S. Feichter)	21
W. A. Angerer – Kunstwiese Rosenheim, 1993 (Foto: P. S. Feichter)	25
Franz Josef Feichter – Kreuz, 1996	33
Paul Sebastian Feichter – Lebensfluß, 1996	36
Friedrich Sebastian Feichter – Aus der Serie „Pflanzen“, 1995	42
Paul Sebastian Feichter – Ohne Titel	49
Friedrich Sebastian Feichter – Das Kind in mir, 1997	54
Franz Josef Feichter – Denkerin, 1995	61
Franz Josef Feichter – Ohne Titel	67
Franz Josef Feichter – Kreuz, 1996	75
Friedrich Sebastian Feichter – Eingeengt, 1990	83
Friedrich Sebastian Feichter – Homo Solaris, 1997	91
Friedrich Sebastian Feichter – Homo Solaris, 1997	97
Friedrich Sebastian Feichter – Homo Solaris, 1997	98
Friedrich Sebastian Feichter – Pflanze, 1994	104
Uhya – Der böse Blick, Philippinen, 1994 (Foto H. Hinterhuber)	111
Flinserlperchte in Bad Aussee (Foto H. Hinterhuber)	113
Egungun-Ahnenkostüm – Yoruba, Nigerien (Haus der Völker / Schwaz i. Tirol) (Foto H. Hinterhuber)	113
Pongauer Perchtenlauf (Die auffallend großen und vielen Spiegel sollen die Winterdämonen durch den eigenen Anblick vertreiben und Licht und Sonnenstrahlen vermehren) (Foto H. Hinterhuber)	113
Roller aus Imst – Oberinntal (Foto H. Hinterhuber)	113
Spiegel- oder Altartuxer – Umgebung von Innsbruck (Foto H. Hinterhuber)	114
Maske der Rangda , eines weiblichen Geistes, Bali (Foto H. Hinterhuber)	114
Kopfbedeckung eines Häuptlings. Ilo Oro („Haus des Kopfes“), Kauri-Objekte aus Benin (Haus der Völker – Schwaz, Tirol) (Foto H. Hinterhuber)	115
Kuhkranz (Südtiroler Volkskundemuseum / Dietenheim). Beim Almbtrieb wird der Leitkuh ein Kranz aus buntem Glas und Flitterwerk vor die Hörner gebunden. Zu den wichtigsten Bestandteilen des Kranzes gehören Spiegel, Glasfedern, Heilsemlen, wie das Bildnis des Viehpatrons St. Silvester, und Szenen aus dem Almleben (H. Grießmair) (Foto H. Hinterhuber)	115
Mit Amuletten besetzter Ledersack eines Jägers – Gurunsi, Nordghana (Haus der Völker – Schwaz, Tirol) (Foto H. Hinterhuber)	116

Barocke Weihnachtskrippe aus Südtirol (Volkskundemuseum Dietenheim). Ein Spiegel schützt das schlafende Jesukind. (Foto H.Hinterhuber)	116
Nagelfetisch der Yombe. Holz, Eisen, Spiegel, Bast. 78 cm. Zaire, Mayombe-Region. Der Spiegelwirkung wird eine viel größere Kraft gegen die furchtbaren Dämonen zugeschrieben, als sie eine auch noch so schreckliche Maske allein besitzen könnte. (Museo Nazionale Preistorico-Etnografico / Rom) (Foto H.Hinterhuber).	117
Magische Statuette der Yombo mit Spiegel vor Brust und Bauch, 12,3 cm. Zaire, Mayombe-Region (Museo Nazionale Preistorico-Etnografico / Rom) (Foto H.Hinterhuber).	117
August Walla: Großmutter's Todesgespräch. In diesem Zusammenhang ist der weit verbreitete Brauch erwähnenswert, die Spiegel im Hause eines Sterbenden zu verhängen, um so dem Toten das Verbleiben im Hause zu verwehren. Walla, sehr mit seiner Großmutter verbunden – malt einen sichtbar glänzenden Spiegel, um auf diese Weise die Präsenz der Verstorbenen festzuhalten (Foto H.Hinterhuber)	118
Giovanni Battista Podestà – Am Karfreitag mit selbstgefertigtem Kreuz und mit Spiegeln versehenem Stock (Foto H.Hinterhuber)	118
Giovanni Battista Podestà – Justitia (Collection de L'Art Brüt, Lausanne) (Foto H.Hinterhuber).	119
Giovanni Battista Podestà – Donna ambiziosa (Die Abmagerungskur) (Collection de L'Art Brüt, Lausanne) (Foto H.Hinterhuber).	119
Paul Sebastian Feichter – Fenster, 1994.	123
Ulrich Tasser – Befreiung.	131
Franz Josef Feichter – Flucht, 1996	139
Alois Steger – Übergehen, 1997	147
Franz Josef Feichter – Mephisto, 1996.	149
Franz Josef Feichter – Krönung, 1989.	153
Michael Tasser – Ohne Titel	166
Franz Josef Feichter – Landschaft im Quadrat, 1996.	168
Paul Sebastian Feichter – Sperrkreuz, 1991	170
Ulrich Tasser – Die Unnahbare	178
Franz Josef Feichter – Pustebblume, 1995	187
Paul Sebastian Feichter – Die Schwestern	192
Alois Steger – Installation im Bergwerk.	196
Friedrich Sebastian Feichter – Pflanze, 1994	198
Friedrich Sebastian Feichter – Energieblume 1997.	202
Friedrich Sebastian Feichter – Energieblume 1997.	206
Friedrich Sebastian Feichter – Adela, 1996	213
Alois Steger – Metall	216
Friedrich Sebastian Feichter – Christus, 1992	219
Alois Steger – Ohne Titel.	222

NB. Die Bilder der Nummer wurden von den jeweiligen Künstlern freigegeben.
Wir danken den Künstlern für ihre Bildauswahl und die Bildberatung.

Die Bilder zum Artikel „Der Spiegel und das Böse“ wurden von Prof. H. Hinterhuber, Innsbruck, aus dessen Eigenarchiv besorgt und von ihm für den Druck freigegeben.

Inhaltsverzeichnis

I. Abschnitt	Seite
– Aus der Norm ... (Vorwort)	5
– Wider das Vergessen. Nationalsozialistische Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten aus Nord- und Südtirol (Hartmann Hinterhuber)	11
– Das Psychiatrie-Mosaik. Bändigungsversuche des Unnormalen in Südtirol (Roger Pycha)	20
– Die Stellung des psychisch Kranken in anderen Kulturen (Wolfgang M. Pfeiffer)	36
– Was ist normal bei Herodot? Die Spiegelung des Fremden an der Norm (Christina Antenhofer)	47
– Vom Zulassen dessen, was aus der Norm ist (Bruno Klammer)	53
– Krankheitsmodelle und ihre Funktion (Franz Moser und Roger Pycha)	60
– Die Beziehungskiste. Bindungsmuster und seelische Krankheiten (Claudio Angelo)	80
II. Abschnitt	
– Kunst aus Krankheit, Kunst gegen Krankheit (Elmar Waibl)	90
– Auf der Suche nach dem Unbewußten (Walter Oberhuber)	103
– Der Spiegel und das Böse (Hartmann Hinterhuber)	111
– Schreiben in einem eingeklemmten Land. Journalismus in Südtirol. Arbeiten zwischen Einschränkungen, schlechten Gewohnheiten und historischem Nachholbedarf (Hans Karl Peterlini)	121
– Elemente der Psychopathologie im Bozner Passionsspiel von 1495 (Bruno Klammer)	149
– Psychopathologie von Automaten (Valentin von Braitenberg)	161
– Schule zwischen Norm und Freiheit (Karin Dalla Torre-Pichler)	168
– Im Gefängnis – eine soziale Existenz außerhalb der Norm. Begegnung mit dem Gefängnisseelsorger P. Mutschlechner (Interview von Martin Pichler)	177
III. Abschnitt	
– Gedichte: <i>verschoben – umdrehung – streusand</i> (Markus Außerhofer)	186-187
– Stunde Null der Depression (Ursula Goldmann-Posch)	188
– ausgeschöpft haben die vampire (Gedicht, Friedrich Janach)	201
– Diese irren Schwankungen ... (N.B.)	202
– Interview mit Markus Vallazza über Karl Plattner (Georg Vallazza)	209
– kontaktscheu (Markus Außerhofer)	211
– Stationen eines Alkoholikers (Ein anonymer Alkoholiker)	214

Angaben zu dieser ARUNDA

	Seite
– Die Mitautoren dieser ARUNDA	223
– Die bildenden Künstler dieser ARUNDA	225
– Die Redakteure dieser ARUNDA.	226
– Bildbeschriftungen, der Abfolge im Text nach geordnet.	228
– Inhaltsverzeichnis	231

Arunda 47

